

Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift – EAZ

ISSN 0012-7477

Herausgeber: Ulrich Veit (Lehrstuhl für Ur- und Frühgeschichte am Historischen Seminar der Universität Leipzig) in Zusammenarbeit mit der Arbeitsgemeinschaft Theorien in der Archäologie e.V.

Redaktion (verantwortlich): Melanie Augstein

Anschrift der Redaktion:

Redaktion EAZ, c/o Professur für Ur- und Frühgeschichte, Universität Leipzig, Ritterstr. 14, 04109 Leipzig, E-Mail: eaz@uni-leipzig.de

Beitragseinreichung: Manuskriptangebote (nur Originalbeiträge) werden an die Redaktion (eaz@uni-leipzig.de) erbeten. Bitte beachten Sie dazu die Richtlinien zur Manuskriptgestaltung unter <http://www.uni-leipzig.de/histsem/index.php?id=1066>.

Dort finden Sie auch alle weiteren Informationen zur Zeitschrift (Profil, wissenschaftlicher Beirat, Inhaltsverzeichnis des aktuellen Hefts, Register, Hinweise zum Peer-Review-Verfahren). Bestellungen und Abonnements nur über den Waxmann Verlag.

Preise und Bezugsbedingungen:

Die EAZ erscheint halbjährlich. Jahresabonnement 57,00 €, für Studierende 44,00 €. Die Preise verstehen sich zzgl. Versandkosten. Ein Einzelheft kostet 32,00 € inkl. Versandkosten. Abbestellungen spätestens 6 Wochen vor Ablauf des Jahresabonnements.

© Waxmann Verlag GmbH, 2013

Steinfurter Straße 555, 48159 Münster,

Telefon: 02 51/2 65 04 0, Fax: 02 51/2 65 04 26,

Internet: www.waxmann.com, E-Mail: info@waxmann.com

Anzeigenverwaltung:

Waxmann Verlag GmbH, Martina Kaluza: kaluza@waxmann.com

Druck: Hubert & Co., Göttingen

Satz: Stoddart Satz- und Layoutservice, Münster

Umschlagdesign: Christian Averbeck, Münster

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Unter dieses Verbot fallen insbesondere die gewerbliche Vervielfältigung per Kopie, die Aufnahme in elektronische Datenbanken und die Vervielfältigung auf CD-ROM und allen anderen elektronischen Datenträgern.

INHALT

Abhandlungen

Kerstin P. Hofmann & Stefan Schreiber

Mit Lanzetten durch den *practical turn*. Zum Wechselspiel zwischen
Mensch und Ding aus archäologischer Perspektive 163

Philipp W. Stockhammer

Von der Postmoderne zum *practice turn*: Für ein neues Verständnis
des Mensch-Ding-Verhältnisses in der Archäologie 188

Manfred K. H. Eggert

Über Zeit und Archäologie 215

Kerstin Pannhorst

Jenseits der Chronologie? Zeit im Museum..... 239

Georg Schifko & Manouchehr Moshtagh Khorasani

Zur funktionellen Analogie zwischen der altpersischen *aršti/arštay* und
der *taiaha* der Maori aus waffentechnischer Sicht 252

Nachruf

Edith Hoffmann

Nachruf auf Liesedore Langhammer (1920–2012)..... 260

Besprechungsaufsatz

Ulrich Veit

Vom schwierigen Umgang mit der Vorgeschichtsforschung im
Dritten Reich. Gedanken anlässlich der Publikation zur Bremer
Ausstellung »Graben für Germanien. Archäologie unterm Hakenkreuz« 266

Rezensionen

Dirk Mahsarski, Herbert Jankuhn (1905–1990). Ein deutscher Prähistoriker
zwischen nationalsozialistischer Ideologie und wissenschaftlicher
Objektivität. Internationale Archäologie 114. Rahden/Westf:

Marie Leidorf 2011 (*Michael Strobel*) 280

Ines Beilke-Voigt/Franz Schopper (Hrsg.), Lossow. Alte Forschungen und neue Projekte. Materialien zur Archäologie in Brandenburg 4. Rahden/Westf.: Marie Leidorf 2010 (<i>Susanne Grunwald</i>)	288
Sabine Gerloff (with contributions of J. P. Northover), Atlantic Cauldrons and Buckets of the Late Bronze and Early Iron Ages in Western Europe. With a Review of Comparable Vessels from Central Europe and Italy. Prähistorische Bronzefunde Abteilung II, 18. Stuttgart: Franz Steiner 2010. (<i>Svend Hansen</i>)	293
Annett Dittrich, Zur Neolithisierung des Mittleren Niltals und angrenzender Regionen. Kultureller Wandel vom Mesolithikum zum Neolithikum im Nord- und Zentralsudan. BAR International Series 2281. Oxford: Archaeopress 2011 (<i>Hans-Peter Wotzka</i>)	299
Ambra Calò, The Distribution of Bronze Drums in Early Southeast Asia. Trade Routes and Cultural Spheres. BAR International Series 1913. Oxford: Archaeopress 2009 (<i>Andreas Reinecke</i>)	304

CONTENTS

Essays

Kerstin P. Hofmann & Stefan Schreiber

Through the *Practical Turn* with Lancets. The Interplay between Humans and Things from an Archaeological Perspective 163

Philipp W. Stockhammer

From Postmodernity to the *Practice Turn*: Towards a New Understanding of Human-Thing-Entanglement in Archaeology 188

Manfred K. H. Eggert

On Time and Archaeology 215

Kerstin Pannhorst

Beyond Chronology? Time in the Museum 239

Georg Schifko & Manouchehr Moshtagh Khorasani

Functional Similarities between the Old Persian *aršti/arštay* and the Maori *taiaha*: An Analysis of Weapons' Techniques 252

Obituary

Edith Hoffmann

Liesedore Langhammer (1920–2012) 260

Review essay

Ulrich Veit

On Difficulties in Dealing with Prehistoric Research during the Third Reich. Thoughts on the Occasion of the Publication Accompanying the Exhibition »Graben für Germanien. Archäologie unterm Hakenkreuz« in Bremen 266

Book reviews

Dirk Mahsarski, Herbert Jankuhn (1905–1990). Ein deutscher Prähistoriker zwischen nationalsozialistischer Ideologie und wissenschaftlicher Objektivität. Internationale Archäologie 114. Rahden/Westf:

Marie Leidorf 2011 (*Michael Strobel*) 280

Ines Beilke-Voigt/Franz Schopper (Hrsg.), Lossow. Alte Forschungen und neue Projekte. Materialien zur Archäologie in Brandenburg 4. Rahden/Westf.: Marie Leidorf 2010 (<i>Susanne Grunwald</i>)	288
Sabine Gerloff (with contributions of J. P. Northover), Atlantic Cauldrons and Buckets of the Late Bronze and Early Iron Ages in Western Europe. With a Review of Comparable Vessels from Central Europe and Italy. Prähistorische Bronzefunde Abteilung II, 18. Stuttgart: Franz Steiner 2010. (<i>Svend Hansen</i>)	293
Annett Dittrich, Zur Neolithisierung des Mittleren Niltals und angrenzender Regionen. Kultureller Wandel vom Mesolithikum zum Neolithikum im Nord- und Zentralsudan. BAR International Series 2281. Oxford: Archaeopress 2011 (<i>Hans-Peter Wotzka</i>)	299
Ambra Calò, The Distribution of Bronze Drums in Early Southeast Asia. Trade Routes and Cultural Spheres. BAR International Series 1913. Oxford: Archaeopress 2009 (<i>Andreas Reinecke</i>)	304

Kerstin P. Hofmann & Stefan Schreiber

Mit Lanzetten durch den *practical turn* Zum Wechselspiel zwischen Mensch und Ding aus archäologischer Perspektive*

Zusammenfassung:

Über die Funktion und Bedeutung der als Leitform des Nordischen Kreises angesprochenen jungbronzezeitlichen Lanzetten wird seit langem kontrovers diskutiert. Auffällig ist jedoch, dass der konkrete Umgang mit den Lanzetten bislang kaum thematisiert wurde. Daher wird im vorliegenden Aufsatz, dem *practical turn* der Kulturwissenschaften folgend, das Wechselspiel zwischen Menschen und Dingen untersucht und ein Modell vorgestellt, welches erlaubt, Menschen und Dinge aufeinander bezogen in sozialen Praktiken symmetrisch zu beschreiben. Es gilt, die Materialität, den Eigensinn und die Affordanz der Dinge in Beziehung zu dem Wissen, der Eignung und der Kompetenz der Menschen zu setzen. Im Anschluss werden die Möglichkeiten und Grenzen eines solchen Ansatzes am Beispiel der Lanzetten erörtert. Die Lanzetten sind sehr widerspenstige Dinge. Ihre potentiellen Verwendungen können zwar mit Hilfe von Affordanz und Eigensinn umrissen werden, die tatsächlichen, in den archäologischen Fundkontexten überlieferten Praktiken sind aber weitgehend auf ihre Deponierung im Grab beschränkt. Aufgrund ihrer geringen physikalischen Tauglichkeit und ihrer zahlreichen Bedeutungsübertragungsangebote liegt vor allem eine Verwendung als Ikon nahe. Die Artefaktkategorie ›Lanzette‹ erwies sich für praxeologische Untersuchungen letztlich jedoch als ungeeignetes archäologisches Konstrukt. Die ergänzende praxeologische Perspektive führt unweigerlich zum Hinterfragen von Klassifikationen und statt einer einseitigen Fokussierung auf die Herstellungsintention zur stärkeren Berücksichtigung des Umgangs mit den Dingen. So werden neben quellenkritischen Überlegungen neue Fragen und bisher unbeachtete Probleme aufgeworfen, aber vor allem ein besseres Verständnis der komplexen Mensch-Ding-Beziehungen gefördert.

Schlüsselwörter: *material culture studies*, *practical turn*, Lanzetten, Bronzezeit, Dinge, Affordanz

* Bei diesem Aufsatz handelt es sich um eine überarbeitete Version eines Vortrages, der am 4. Oktober 2011 in der Sektion der AG Bronzezeit zum Schwerpunktthema »Dinge und deren Nutzung im Alltag« auf dem 7. Deutschen Archäologiekongress in Bremen gehalten wurde. Wir danken dem Exzellenzcluster 264 »TOPOI – The Formation and Transformation of Space and Knowledge in Ancient Civilizations« für die finanzielle Unterstützung.

Through the *Practical Turn* with Lancets. The Interplay between Humans and Things from an Archaeological Perspective

Abstract:

The function and the meaning of lancets, a key-type of the Late Nordic Bronze Age, have long puzzled archaeologists resulting in an ongoing and often controversial discussion. However, the actual handling of lancets has rarely been addressed. In accordance with the practical turn in cultural studies, this article examines the interrelationship between humans and things while proposing a model for symmetrically describing these and their connections within social practices. Materiality, Eigensinn, and affordance of things need to be correlated with knowledge, fitness and skills of humans. Following this, the article discusses the potential benefits as well as the limitations resulting from such an approach. Lancets are ›unruly‹ things. While their potential use can be outlined with regard to their affordance and Eigensinn, their almost exclusively use proven in the archaeological record is as part of grave depositions. Due to the very limited physical capabilities of lancets teamed with their almost boundless ability to convey or to be imbued with various meanings, they may well be used as icons. For praxeological examinations, the artefact category of lancets proves unsuitable in the end. The application of a praxeological perspective inevitably challenges existing classifications. Rather than focussing on the intentions of production this approach takes into account the actual handling of things. Furthermore, along with source criticism new questions and unnoticed problems are being raised. The crucial point is that this approach leads us to a better understanding of the complex relationships between humans and things.

Keywords: material culture studies, practical turn, lancets, Bronze Age, things, affordance

Einleitung

Die jungbronzezeitlichen Lanzetten gelten allgemein als Leitform des Nordischen Kreises, dennoch gibt es eine lange und kontroverse Diskussion über ihre ehemalige Funktion und Bedeutung (Hofmann 2004). Zumeist wurden sie funktionalistisch oder semiotisch gedeutet.¹ Der konkrete Umgang mit den Lanzetten, sprich ihre konkrete Nutzung, geriet dagegen kaum in den Fokus der Diskussion. Diese Beobachtung war für uns Ausgangspunkt, die Lanzetten noch einmal aus einer anderen, praxeologischen Perspektive zu betrachten. Es geht uns damit nicht mehr primär um die Bestimmung einer oder mehrerer abstrakter Funktionen bzw. Bedeutungen eines Objektes, sondern um eine handlungskontextuelle Betrachtung des Wechselspiels zwischen Menschen und Dingen. Im Folgenden soll daher der Schwerpunkt auf dem Umgang mit Dingen, sprich den Lanzetten liegen. Dabei gilt es, zwei weiterführenden Fragen des *practical*

1 Diese Deutungsparadigmen könnte man mit der im anglophonen Bereich verbreiteten Unterteilung in *processual* und *post-processual archaeology* in Zusammenhang bringen (siehe Bernbeck 1997, 271–294; Wolfram 1986), obschon im deutschsprachigen Raum diese Ansätze nicht so eindeutig voneinander getrennt werden können und auch nicht so dominierend sind (Sasse 1999, 323 f.).

turn der Sozial- und Kulturwissenschaften in Bezug auf die Vergangenheit nachzugehen:

- 1) Wie können Umgangspraktiken² als Mensch-Ding- bzw. Ding-Mensch-Beziehungen beschrieben werden?
- 2) Der *practical turn* beschreibt soziale Praktiken zumeist von Seite des Menschen. Welche Möglichkeiten bieten sich der Archäologie, soziale Praktiken zu analysieren?

Zu Beginn wird eine Kurzcharakterisierung der Fundgattung ›Lanzette‹ vorgenommen und einige Aspekte ihrer Forschungsgeschichte aufgegriffen. Anschließend gilt es, die archäologischen Funktionsinterpretationen der Fundkategorie ›Lanzette‹ zu behandeln. In einem zweiten Schritt werden Thesen und Theorien des *practical turn* und der *material culture studies* vorgestellt. Daraus wird ein Modell entwickelt, welches erlaubt, das Wechselspiel zwischen Menschen und Dingen mit ihren jeweils aufeinander bezogenen sozialen Praktiken symmetrisch zu beschreiben. Hierbei sollen die Materialität, der Eigensinn und die Affordanz der Dinge in Beziehung zu dem Wissen, der Eignung und der Kompetenz der Menschen gesetzt werden. In der Synthese gilt es dann, die Möglichkeiten und Grenzen eines solchen Ansatzes am Beispiel der Lanzetten zu diskutieren und Perspektiven für eine die komplexen Mensch-Ding-Relationen berücksichtigende Archäologie der Praktiken aufzuzeigen.

Lanzetten

Unter dem Terminus Lanzetten wird in der Archäologie eine Gruppe von Artefakten zusammengefasst, die als Leitformen der Periode IV und V der Nordischen Bronzezeit gelten (Baudou 1960, 15; Splieth 1900, 60; 69). Über 500 Exemplare sind inzwischen aus Skandinavien und Norddeutschland bekannt. Im Folgenden sollen uns die von der Autorin 2003/4 für einen Aufsatz zusammengestellten 115 Lanzetten aus Norddeutschland als Materialgrundlage dienen (Hofmann 2004, 118–207). Die überlieferten Stücke sind fast ausschließlich aus Bronze, nur sehr vereinzelt kommen aus Eisen³ und Knochen gefertigte Exemplare vor.⁴ Lanzetten haben ein zweischneidiges, lanzettförmiges Blatt und eine davon meist deutlich abgesetzte Angel, die zum Ende hin abgeflacht und im Querschnitt viereckig ist (Abb. 1). Die kleinen Lanzetten sind durchschnittlich zwischen 5 cm und 10 cm, die großen Lanzetten sind im Allgemeinen 12 bis 20 cm lang (Baudou 1960, 15 f.; Hofmann 2004, 123 f. Abb. 10). Das Gewicht der Lanzetten fällt je

-
- 2 Unter Umgangspraktiken seien hier alle nicht der Produktion zuzuordnenden Handlungen der Konsumtion verstanden, die entgegen dem alltagsüblichen Sprachgebrauch aber nicht zwangsläufig zum Verbrauch bzw. zur Entsorgung oder Vernichtung eines Objektes führen müssen. Im Gegensatz zu Hahn (2005, 51) soll hier unter Umgang jedoch nicht vorrangig »gewohnheitsmäßiges Verwenden«, sondern gleichberechtigt auch intentionaler Gebrauch verstanden werden.
 - 3 In Norddeutschland wurden bisher zwei eiserne Lanzetten gefunden (Schmidt 1993, Kat.-Nr. 608 D Grab 1 Taf. 90,21; 771). Ferner befindet sich am unteren Angelende der Lanzette von Röst, Kr. Dithmarschen Eisenrost (Schmidt 1993, Kat.-Nr. 668 LA 56 Taf. 102,11).
 - 4 Als Belege für diese vermutlich nur aufgrund der schlechten Erhaltungsbedingungen seltenen Knochenartefakte sind die Funde aus der bronzezeitlichen Siedlung Buch in Berlin anzuführen (Kieckebusch 1910, 392 f. Abb. 9; Nr. 112, 113).

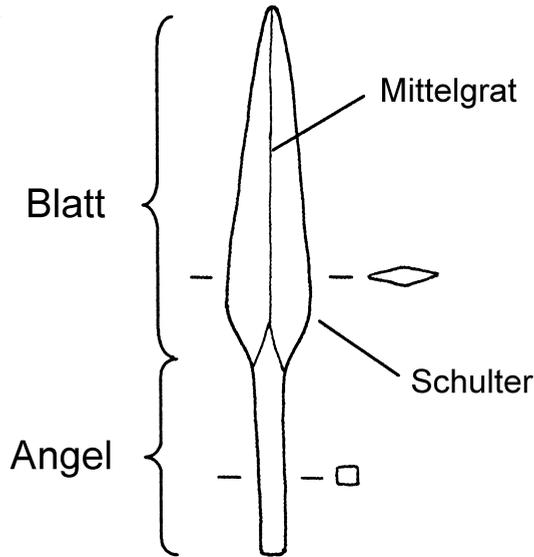


Abb. 1. Bezeichnungen verschiedener morphologischer Merkmale einer Lanzette (Hofmann 2004, 116 Abb. 4).

nach Größe und Herstellungstechnik recht unterschiedlich aus, für die norddeutschen Exemplare variiert es zwischen 3 und 24 g.⁵

Die Abgrenzung der Lanzetten von anderen morphologisch ähnlichen Artefaktkategorien ist problematisch, häufig geht dieser eine funktionale Interpretation voraus. Durch die Griffgestaltung unterscheiden sich die Lanzetten noch vergleichsweise eindeutig von den zeitgleichen, stets mit einer Tülle versehenen, als Lanzenspitzen angesprochenen Artefakten, welche üblicherweise auch um einiges länger sind. Dahingegen erweist sich die formale Abgrenzung zu den in der jüngeren Bronzezeit des Nordischen Kreises relativ selten überlieferten Artefakten, die gewöhnlich als Pfeile und Miniaturschwerter bzw. Dolche angesprochen werden, als schwierig. Erstere sind meist kleinere Exemplare mit Tülle (siehe Hofmann 2004, 118 Anm. 14). Bei letzteren ist eine Unterscheidung noch am ehesten anhand des Verhältnisses von Klingen- bzw. Spitzen- und Grifflänge sowie anhand der Griffgestaltung möglich. Letztlich ist jedoch der Übergang zwischen Miniaturschwertern bzw. Dolchen und Lanzetten fließend und so eine Zuweisung zu einer der Kategorien mitunter kaum möglich (ebd. 117 f.).

Die Lanzetten sind somit Produkt einer funktional-morphologischen Artefaktkategorisierung. Das diese als Ausgangspunkt für eine handlungstheoretische Analyse dient, könnte vielleicht mancher/m als Inkonsequenz erscheinen, womit sie bzw. er sicherlich auch nicht ganz Unrecht hätte. Dies ist jedoch die derzeit in der Forschung übliche Kategorisierung und es fehlt zudem an auf Handlungen oder Fundkontexten basierenden

5 Hierbei ist jedoch zu beachten, dass das heute bestimmte Gewicht durch Korrosion und Restauration z.T. beträchtlich vom ursprünglichen Gewicht des verarbeiteten Materials abweichen kann.

Einteilungen archäologischer Funde für die Bronzezeit; eine Tatsache, die weiter unten noch ausführlicher problematisiert werden wird.

Die Klassifikation der Lanzetten erfolgte lange Zeit nur nach ihrer Größe und Verzierung. Evert Baudou stellte in seiner noch heute vielzitierten Arbeit drei Typen auf: kleine unverzierte (Typ A), kleine verzierte (Typ B), und große verzierte Lanzetten (Typ C) (Baudou 1960, 15 f. Taf. III). Der Ansatz Ernst Sprockhoffs (1936, 167; 1937, 32; 1956, 86 f.), anhand der Blattform und dem Übergang zur Angel eine typologische Entwicklung festzumachen, wurde nicht weiterverfolgt. Während Jens-Peter Schmidt (1993, 34 f.) anhand der Größe versuchte, die Lanzetten weiter aufzugliedern, sonderte Mechthild Freudenberg (1989, 96 f.) als Erste eine Gruppe von aus Bronzeblechen hergestellten Lanzetten anhand technologischer Kriterien ab, wobei diese jedoch laut ihr auch Pfeilspitzen sein könnten.

Die letzte deskriptive, hier im Folgenden weiter verwendete Klassifikation nach Hofmann (2004) ist in Abbildung 2 wiedergegeben. Sie berücksichtigt stärker technologische Merkmale und neben der Länge auch die Blattform und den Übergang von Angel zu Blatt.⁶ Das Fundbild wird von den kleinen gegossenen, unverzierten Lanzetten dominiert. Auf die z.T. vorhandene chrono- und chorologische Relevanz der Typen bzw. Varianten soll hier nicht ausführlicher eingegangen werden (siehe Hofmann 2004, 137–144). Von Interesse ist in unserem Zusammenhang jedoch, dass die kleinen gegossenen Lanzetten des Typs A 1 a tendenziell in die Periode IV datieren, während die langen Lanzetten vom Typ B vor allem für die Periode V in Dänemark und vereinzelt in Schleswig-Holstein belegt sind. Die Blechlansetten vom Typ C streuen hingegen von Nordjütland und den dänischen Inseln bis nach Norddeutschland und sind für die Periode V nachgewiesen. Bezüglich der Klassifikationsversuche ist jedoch kritisch anzumerken, dass die Merkmale Herstellung und Verzierung sowie Größe z.T. die äußere, durch funktionale Vorab-Interpretationen bestimmte Artefaktkategorisierung unterlaufen.

Für eine praxeologische Auswertung von besonderer Relevanz sind die Fundkontexte, in denen die Lanzetten gefunden wurden. Mit Ausnahme der zwei Fundstücke aus dem Hort von Pohnsdorf (Schmidt 1993, 22 Kat.-Nr. 444; Sprockhoff 1956, 52), dem nicht näher ansprechbaren Moorfund von Papendorf (Wüstemann 1995, 143 Kat.-Nr. 619) und den Knochenspitzen aus der Siedlung Buch bei Berlin (Kiekebusch 1910, 392 f. Abb. 9, b; d; 1923, 73) stammen alle Lanzetten, über deren Fundkontext näheres bekannt ist, aus Grabfunden bzw. von Urnenfriedhöfen oder aus Grabhügeln. Bei dem Hort von Pohnsdorf handelt es sich um ein Mehrstückdepot mit Schmuck und Geräten. Niedergelegt wurden einst anscheinend ausschließlich intakte Gegenstände. Die beiden Knochenspitzen aus Berlin-Buch sind die einzigen für Norddeutschland bisher bekannten Lanzetten aus Siedlungen.⁷ Sie stammen aus der Humusschicht (Kiekebusch 1923, 73), und verraten daher leider nichts über ihre ehemalige Verwendung. Bei den Grab-

6 Der Verzierung wird dabei eine nicht mehr so prominente Rolle beigemessen, da diese auch nachträglich angebracht worden sein könnte.

7 Dies mag jedoch an den mangelhaften Erhaltungsbedingungen für Knochen und den bisher kaum publizierten Siedlungsgrabungen liegen.

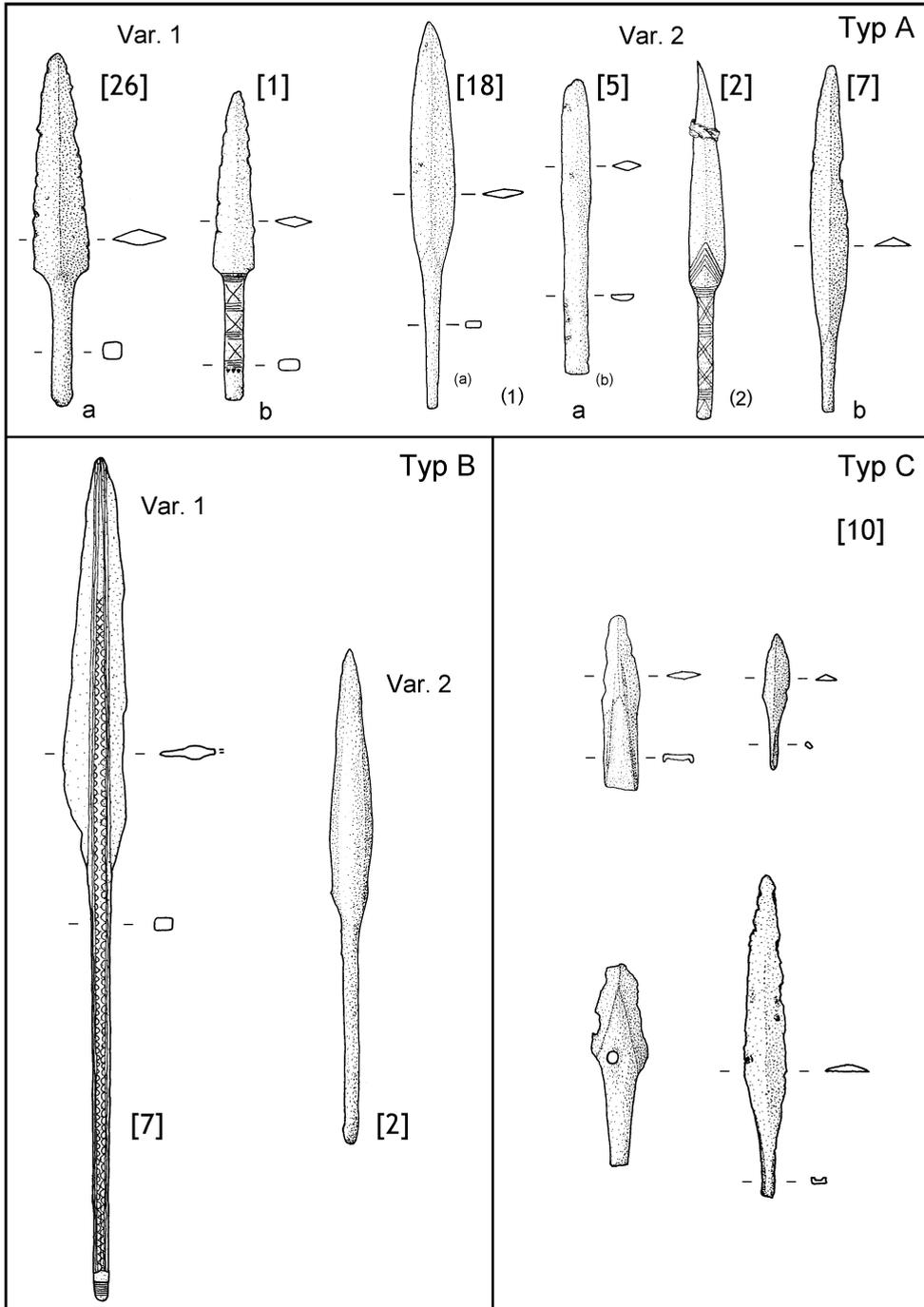


Abb. 2: Typentafel der Lanzetten aus Norddeutschland. M. 1:2 (Hofmann 2004, 127 Abb. 11). Die Anzahl der in Norddeutschland gefundenen Vertreter der einzelnen Typen bzw. Varianten sind in eckigen Klammern angegeben.

befunden handelt es sich sämtlich um Brandbestattungen, denen mit Ausnahme einiger dänischer Befunde stets maximal eine Lanzette pro Grab beigegeben wurde. Generell gab man Lanzetten jedoch nur selten mit ins Grab. So wurde in Norddeutschland meist nur eine Lanzette pro Gräberfeld gefunden. Nur von einem größeren Urnenfriedhof in Neuenwalde, Kr. Cuxhaven (Aust 1982, 592 f.) sind gleich zwei Lanzetten bekannt. Zudem barg man auf längst nicht allen Bestattungsplätzen Lanzetten. Auffällig ist, dass die Lanzetten-führenden Gräber im Gegensatz zu den sonst kaum mit Bronzen ausgestatteten Brandgräbern häufig gleich mehrere Beigaben enthielten, die zudem häufig auch verziert waren. Überwiegend handelt es sich bei diesen Beigaben um Werkzeuge und Geräte. Vor allem wurden Lanzetten zusammen mit Rasiermessern und Pinzetten, mitunter aber auch Pfiemen deponiert. Waffen und Kleidungsbestandteile finden sich vergleichsweise selten in Gräbern mit Lanzetten. Erstere sind durch zwei Griffangelschwerter, ein Kurzschwert, ein Miniaturschwert und zwei Dolche belegt. Als Kleidungsbestandteile sind vor allem Gewandnadeln und Knöpfe beigegeben worden (Hofmann 2004, 130–137).

Mit Ausnahme von zwei Lanzetten, die jeweils mit Resten einer organischen Umwicklung des Blattes gefunden wurden (ebd. 196 f.; 216 Nr. 46 Taf. 3, 46; Kersten/La Baume 1958, 648 f. Taf. 81), gibt es leider keine weiterführenden Erkenntnisse zur Deponierung der Lanzetten. Auch Aussagen zur Beigabentopographie können bisher nicht getroffen werden.

Nur bei sehr wenigen Gräbern wurde der Leichenbrand anthropologisch untersucht. Laut den Analysen handelt es sich bei den mit Lanzetten bestatteten Individuen um erwachsene Männer. Von archäologischer Seite wird diese Geschlechtszuweisung durch vermeintlich Männern vorbehaltenen Beigaben, wie Schwert und Toilettegerät, bestätigt (Hofmann 2004, 137).

Gebrauchsspurenanalysen wurden an Lanzetten im Gegensatz zu den zahlreichen Untersuchungen an Bronzeschwertern (siehe Brandherm 2011; Kristiansen 1984) bisher kaum durchgeführt. Für eine Lanzette aus Bad Segeberg postulierte Jens-Peter Schmidt (1993, Kat.-Nr. 252 Grab 2) aufgrund der Klingenform ein mehrmaliges Nachschleifen. Ferner wurden zehn Lanzetten aus dem Elbe-Weser-Dreieck untersucht (Hofmann 2004, 114 f.). Da es sich bei diesen überwiegend um Altfunde handelt und keine Restaurierungsberichte vorlagen, sind die Aussagemöglichkeiten jedoch auch hier stark eingeschränkt. Die Unterscheidung von prä- und postdepositionalen Spuren erwies sich in einigen Fällen als schwierig. Materialschwund war nur noch bei einer verzierten Lanzette aus dem Bardengau zu erkennen. Die Ausbrüche in den Schneidenkanten stammten jeweils nicht aus der Benutzungszeit. Sie sind korrosionsbedingt und somit jüngeren Datums. Reparaturen konnten nicht festgestellt werden. Aber auf dem Blatt der Lanzette von Wachholz befanden sich parallel zu den Schneiden verlaufende Schleifspuren (ebd. 113–115 Abb. 3).

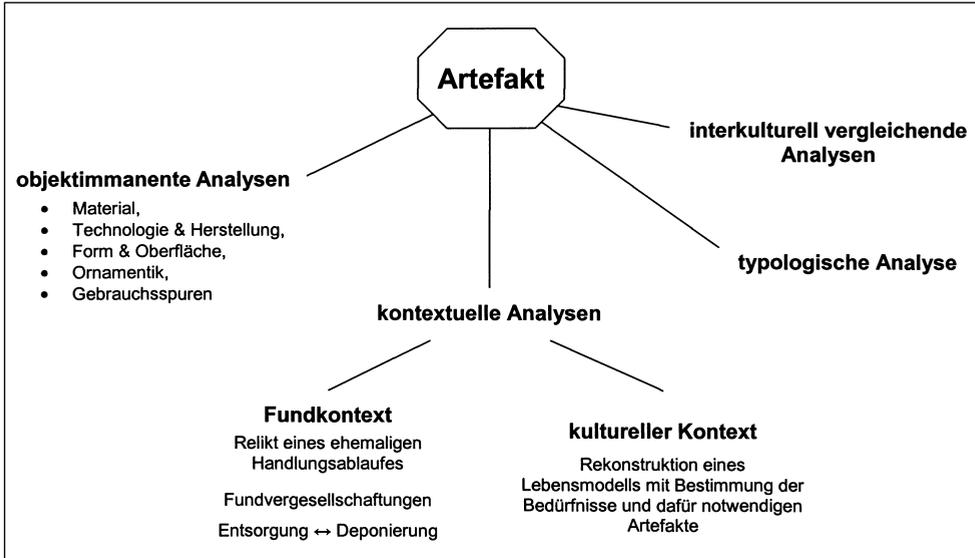


Abb. 3: Analyseverfahren bei archäologischen Funktionsinterpretationen (Hofmann 2004, 157 Abb. 25).

Zur archäologischen Funktionsansprache und Bedeutungsinterpretation am Beispiel der Fundkategorie ›Lanzette‹

Bis Ende des 19. Jahrhunderts deutete man die Lanzetten zumeist intuitiv als Pfeilspitzen (Mestorf 1885, 19 f.; Müller 1895, 30, 38; Splieth 1900, 60). Eine Kontroverse über ihre einstige Verwendung entwickelte sich, als das Seddiner »Königsgrab« der Fachwelt vorgestellt wurde, denn die enthaltene Lanzette wurde zunächst als Lanzen Spitze (Friedel 1900), sodann als ärztliches Instrument (Albert Voß in: Friedel 1900, 70) angesprochen.

Auch heute herrscht über die Funktion bzw. Funktionen der Lanzetten trotz zahlreicher Interpretationsversuche – Pfeilspitze, Speer- und Lanzen spitze, Messer, Rasiermesser, Toilettegerät, medizinisches Instrument, Dolch, Miniaturschwert – nach wie vor keine Klarheit (Hofmann 2004, 145–151). Man spricht sich entweder für eine Funktionszuweisung aus oder hält mehrere Anwendungsarten für möglich. Mitunter wird auch anhand der Formveränderung und der Verzierung der Lanzetten ein Funktionswandel postuliert. Um die jeweiligen Deutungsansätze zu untermauern, werden die unterschiedlichsten Begründungen angeführt. Neben Material und Form dienen Verzierungen, Material- und Arbeitsaufwand, typologische Herleitung und Verbreitung der Lanzetten sowie Beifunde, ehemaliger Handlungskontext zum Zeitpunkt der Deponierung, ikonographische Darstellungen und kultureller Kontext als Argument (Abb. 3). Vor allem die formale Ähnlichkeit mit anderen Objekten wird als Beleg für zahlreiche funktionale Interpretationen herangezogen. Letztlich erbrachte auch der Versuch einer systematischen Funktionsanalyse (Hofmann 2004) kein sehr befriedigendes Ergebnis.

Den bisherigen Interpretationen ist oft gemein, dass sie nach einer oder mehreren Funktionen im Sinne von Nutzungsabsichten und Zwecken suchen oder aber ihre symbolische Bedeutung betonen. Dabei ist das Mensch-Ding-Verhältnis anthropozentrisch gewichtet. Der Mensch erschafft das Ding, er gebraucht es und entledigt sich seiner. Seit Beginn der Archäologie lag der Fokus auf den Objekten und ihrer deskriptiven Beschreibung sowie Einordnung.⁸ Hierbei spielten vor allem Material und Form eine große Rolle, die wiederum vor allem im Zuge der Produktion festgelegt werden, weshalb meist unhinterfragt der Herstellungsintention ein Primat zukam.

Der Produktion von Dingen wurde lange Zeit eine Zweckrationalität ganz im Sinne des *homo oeconomicus* attestiert. Der häufig als passiv den Objekten immanent angesehenen Stil⁹ und die kulturell geprägte *chaîne opératoire* (Dobres 2000; Dobres/Hoffman 1994; Lemonnier 1992), die die Perspektive auf die Dinge um die Wertrationalität erweitern, spielen vor allem im Rahmen von Kulturvergleichen eine Rolle. Einem Ding werden also bei seiner Herstellung quasi eine Funktion und eine zeitlich und räumlich begrenzte ›Kultur‹ mit ihren Normen und Werten eingeschrieben (dazu kritisch Hodder 1992, 95–99).

Diese funktionalistische Sichtweise ist Voraussetzung für die weit verbreitete Annahme, dass von Objekten auf die Produzenten und damit zugleich auf die sich angeblich dahinter verbergenden Gesellschaften und »Kulturen« rückgeschlossen werden kann.¹⁰ Die Variabilität im Umgang mit Dingen wurde dabei kaum berücksichtigt, spricht alles was in Abbildung 4 in der gerichteten Darstellung jenseits der Herstellung aufgereiht ist. In der Archäologie wurden bislang demnach zumeist aus den transformierten und selektierten Relikten des »Todes von Objekten« die Rahmenbedingungen der »Geburt der Objekte« untersucht.¹¹ Neben der Fokussierung auf den normativen, rationalen Charakter der Dinge entsteht hier zusätzlich eine Kluft, die den Großteil der Objektbiographie vernachlässigt und damit ein statisches Bild vergangener Gesellschaften entwirft.

Semiotische Ansätze betonen die Zeichenhaftigkeit der Dinge, deren jeweiligen Zeicheninhalt – Bedeutung – es zu entschlüsseln gilt. Auch wenn mittlerweile eine simple Lesbarkeit kultureller Zeichencodes abgelehnt wird, besteht auch heute noch oft die Vorstellung einer grundsätzlichen, wenn auch spekulativen Dekodierbarkeit vergangener Zeichensysteme (Hodder 1989; siehe auch Furholt/Stockhammer 2008). Die Untersuchung der Zeicheninhalte von Dingen verspricht nach Tobias L. Kienlin (2005, 7 f.) neben der Feststellung der Denotierung, welche er anhand von Form und Material in Bezug zu Funktionen und Funktionsmöglichkeiten setzt, auch die der Konnotationen, welche in ihren Bedeutungen über ihre unmittelbare Funktion hinausweisen. So

8 Erst in der letzten Zeit gewinnt die kontextuelle Einbettung der Objekte durch Befundanalysen zunehmend an Bedeutung (siehe Hodder 1987; Fahlander 2003, 59–64; Yarrow 2008).

9 Reinhard Bernbeck (1997, 243) vergleicht diesen als kunsthistorisch bzw. klassisch-archäologisch bezeichneten Stilbegriff mit auf Verhalten beruhendem *isochrestic style* (Sackett 1982, 1985; 1986) und sieht ihn im Gegensatz zu aktiven Stilbegriffen wie dem *emblemic* und *assertive style* (Wiessner 1983; 1985).

10 Dies ermöglicht die Berücksichtigung dekontextualisierter Funde und vereinfacht auch den Umgang mit toter Kultur (Eggers 2006, 258–262).

11 Die Begriffsübertragung der Biographie von Menschen auf Dinge erfolgt hier in Anlehnung an Zech 2010, die dabei auf Kopytoff 1986 und Hoskins 1998 rekurriert; neuerdings kritisch: Jung 2012.

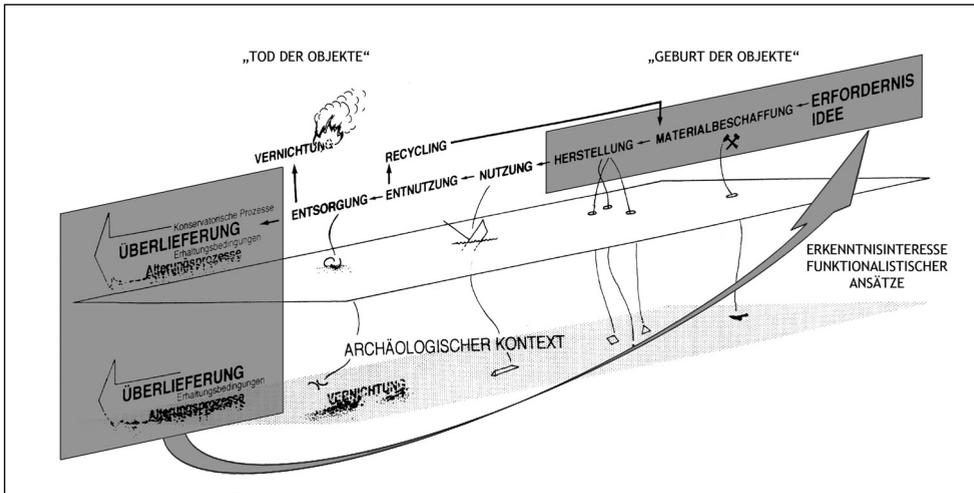


Abb. 4: Materielle Kultur im systemischen und archäologischen Kontext und ihre funktionalistische Sichtweise (ergänzt nach Hakelberg 1996, 104 Abb. 3).

wünschenswert Erkenntnisse solcher Analysen auch sind, ist der Zeichencharakter von Dingen jedoch nicht mit demjenigen von Sprachzeichen identisch (Hahn 2003). Die Erforschung prähistorischer Zeichensysteme steht daher vor einer Vielzahl methodologischer und methodischer Schwierigkeiten. Diese ergeben sich insbesondere aus der meist unhinterfragten Prämisse abgeschlossener, meist starr oder normativ gedachter, nicht situativer Zeichensysteme. Zudem ist bislang noch kein Weg zu dem postulierten fehlenden »Schlüssel« für die Zeichencodes gefunden und die potentielle Polysemie bzw. Mehrdeutigkeit der Dinge lassen an dessen Existenz auch zweifeln.

Neben der Suche nach Funktionen, die im Rahmen der Produktion determiniert werden, und durch Zeichensysteme festgelegten *Bedeutungsinhalten*, schlagen wir daher vor, stärker die *Bedeutungsproduktion* zu berücksichtigen (Schreiber 2010). Hierzu sollte der Umgang mit Dingen inklusive der Einbindung in soziale Praktiken und der Zeichenverwendung im Vordergrund stehen, weshalb wir im Folgenden Ansätze des *practical turn* näher vorstellen möchten.

Practical turn

Im Zuge des von der Soziologie ausgehenden *practical turn*¹² der Kulturwissenschaften entstand eine deutlich von den eben skizzierten funktionalistischen und semiotischen archäologischen Ansätzen abweichende Sichtweise. Soziale Realität entsteht demnach nicht im Kopf durch Normen und Regeln, aber auch nicht in diskursiven und kommunikativen Symbolwelten, sondern konstituiert sich durch tatsächliche Handlungsvollzüge. In Anlehnung an Karl Hörning und Julia Reuter könnte man von *doing reality* im

12 Zur Einführung in die Thematik siehe Reckwitz 2003; Stern 2003. Grundlagenwerke: Bourdieu 1987; 2009; Giddens 1979; 1997; Reckwitz 2000; Schatzki 1996; Schatzki u. a. 2001. Eher kritisch: Bongaerts 2007.

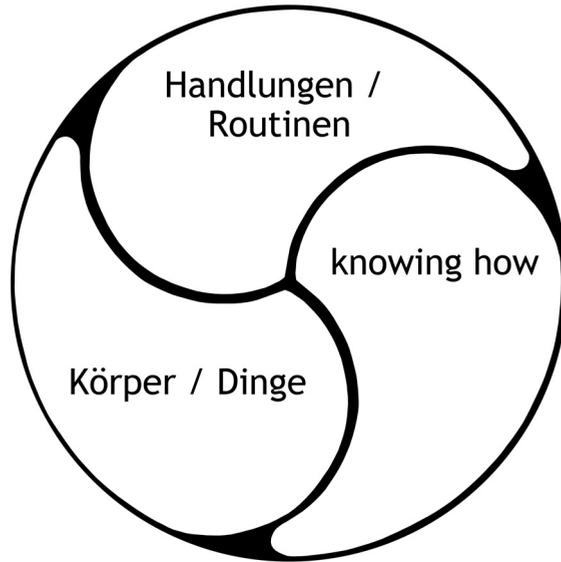


Abb. 5: Das Wechselspiel der Praktiken.

Rahmen von sozialen Praktiken sprechen.¹³ Unter sozialen Praktiken seien hier sich in Kollektiven wiederholende Handlungsabläufe verstanden, die aus dem Wechselspiel zwischen *knowing how*, Körpern und Dingen sowie Handlungen resultieren (Abb. 5; siehe Reckwitz 2003, 289; Reuter/Hörning 2006, 112 f.). Während in der Soziologie eine Eingrenzung auf Routinen erfolgt, wählen wir hier bewusst den Oberbegriff Handlung, denn in der Prähistorischen Archäologie ist anhand der Quellen schwerlich über die Grenze zwischen reflektiertem und unreflektiertem Handeln zu entscheiden. Ferner werden dadurch auch Diskussionen um Probleme der Begriffsabgrenzungen z. B. zwischen Routinen und Ritualen vermieden. Dies bedingt aber ein erweitertes *knowing how*-Verständnis, denn neben implizitem Wissen, sogenanntem *tacit knowledge*, kann demnach mitunter auch explizites Wissen eine Rolle spielen.¹⁴

Soziale Praktiken stehen in zweierlei direkter Beziehung zur materiellen Welt (vgl. Bongaerts 2007, 249; Reckwitz 2003, 290 f.). Zum einen ist das hier besonders wichtige implizite Wissen körperlich verankert und dadurch sind Praktiken *material embodied*,

13 Hörning/Reuter 2004; der Titel »Doing Culture« geht auf die gleichnamige Tagung im November 2003 am Institut für Soziologie der RWTH Aachen zurück, und wird mittlerweile in den verschiedensten Ausführungen (*doing gender*, *doing identity*, *doing ethnicity*) verwendet. Andererseits wird ebenso von »X-ing« gesprochen, um zu verdeutlichen, dass Praktiken aus einem »temporally unfolding and spatially dispersed nexus of doings and sayings« (Schatzki 1996, 89) bestehen; vgl. Reckwitz 2002, 211.

14 Dies entspricht weitgehend auch der inzwischen erfolgten Relativierung der von Gilbert Ryle 1949 in »The Concept of Mind« (Ryle 2000) stark dualistisch konzipierten Unterteilung in Können bzw. praktisches Wissen – *knowing how* – und (theoretisches) Wissen – *knowing that* (Allen 2000, 46–48). Der Terminus »implizites Wissen« geht als *tacit knowing* auf Michael Polanyi (1985) zurück. Für die Rolle von Wissen beim Umgang mit materieller Kultur Hörning 2001.

skillful actions. Zum anderen ist Sozialität nicht mehr auf Mensch-Mensch-Beziehungen beschränkt und soziale Praktiken stehen immer in Bezug zur Materialität ihrer Umgebung. Durch den *practical turn* wird damit das Soziale von den reinen Mensch-Mensch-Beziehungen um Mensch-Ding-Beziehungen ergänzt. Nicht mehr nur die Handlungsmacht – *agency* – von Menschen, sondern ebenso von Dingen wird konstatiert.¹⁵ Damit wird auch letzteren ein *social life* zuerkannt (Appadurai 1986), wodurch wiederum die Unterscheidung von Subjekt und Objekt größtenteils aufgehoben wird und sowohl Menschen als auch Dinge an der Konstruktion der Wirklichkeit teilhaben. Bruno Latour spricht in seinem radikalen Ansatz der *actor network theory* von einer symmetrischen Anthropologie, in der er Menschen und Dinge nicht mehr nur gleichbehandelt, sondern die Trennung durch die Betrachtung von Quasi-Objekten und Hybriden gänzlich aufhebt (Latour 2008; Webmoor 2007). Soweit wollen wir an dieser Stelle jedoch nicht gehen.

Material culture studies

Während die meisten sozial- und kulturwissenschaftlichen Ansätze vor allem Mensch-Mensch-Beziehungen betrachten, wird im Rahmen der *material culture studies* bewusst ein Fokus auf Dinge gelegt.¹⁶ Ausgangspunkt sind vor allem Untersuchungen zu post-modernen Konsumkulturen, welche im Zuge der Globalisierung entstanden sind. Im Unterschied zu früherer funktionalistischer Sachkultur- oder Technikforschung wird jetzt verstärkt nach kulturellen Umgangsformen, den Wahrnehmungsmöglichkeiten und den Bedeutungen materieller Kultur gefragt. Im Zentrum der Untersuchungen stehen die Beziehungen zwischen Dingen und Menschen. Dabei können sowohl die der Vergangenheit, die der Gegenwart als auch die vermittelnde Rolle zwischen den beiden thematisiert werden.¹⁷ Eines der Ziele ist, eine Theorie der Dinge aufzustellen, die integraler Bestandteil aktueller Gesellschafts- und Kulturtheorien werden soll (Brown 2001; Jost 2001; Preda 1999).

Für die Archäologie sind die *material culture studies* von besonderer Bedeutung, da sie die für sie verhältnismäßig gut überlieferte materielle Kultur der Dinge zum Ausgangspunkt nehmen und dabei neue Perspektiven auf die Mensch-Ding- bzw. eben gerade Ding-Mensch-Beziehung eröffnen (siehe hierzu Hodder 2011; Webmoor/Witmore 2008). Ferner wird im Rahmen der *material culture studies* der angeblich im archäologischen Befund besonders gut überlieferte »Alltag« in den Mittelpunkt gerückt, wie z. B. der Erwerb von Objekten und ihr Gebrauch, die Bedeutungen von Kleidung und sogenannten »Alltagsobjekten«, mögliche Distinktionen durch Konsumverhalten (Dietler

15 Siehe Gell 1998; Gosden 2005; Knappett/Malafouris 2008; Pickering 1995. Ob man Dingen wirklich Handlungs- oder doch nicht nur Wirkungsmacht zuerkennen möchte, ist letztlich eine Frage, wie weit der Begriff Handlung gefasst wird, bildet aber häufig den Ausgangspunkt für eine stark ideologisch geprägte Diskussion.

16 Für eine Einführung in die *material culture studies* siehe Hicks 2010.

17 »The study of material culture may be most broadly defined as the investigation of the relationship between people and things irrespective of time and space. The perspective adopted may be global or local, concerned with the past or the present, or the mediation between the two« (Miller/Tilley 1996, 5).

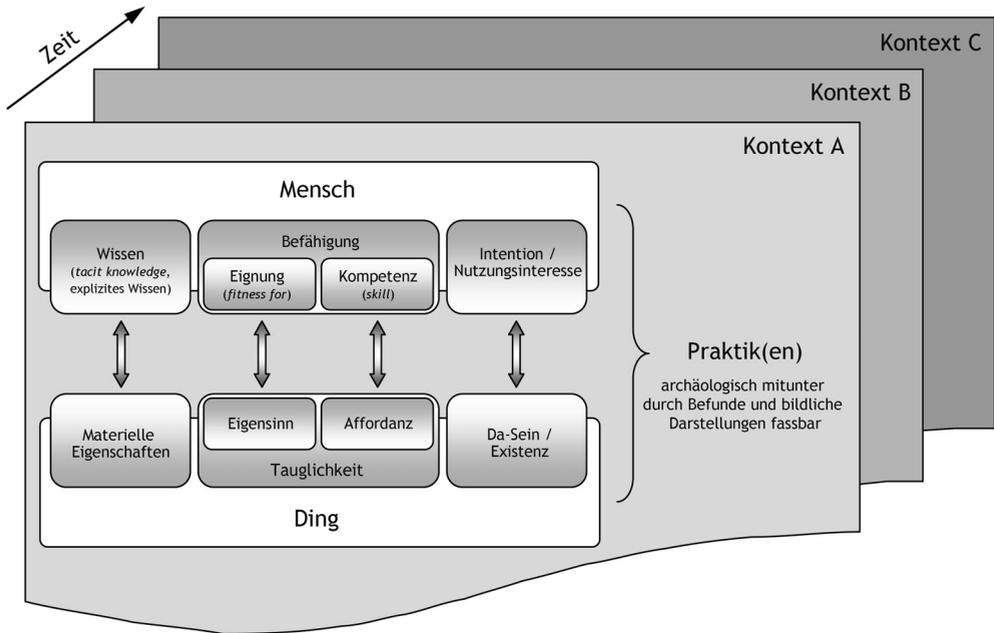


Abb. 6. Analytisches Modell zur Beschreibung von Mensch-Ding-Beziehungen.

2010; Miller 1987; 1998). Wir möchten daher die Frage Bjørnar Olsens, ob Archäologie und *material culture studies* »Brothers in Arms?« (Olsen 2010, 21) sein sollten, mit einem optimistischen »Ja« beantworten.

Zur Ding-Mensch-Relation

Wie könnte dann ein um die Ideen des *practical turn* und der *material culture studies* erweitertes symmetrisches Modell der Beziehungen zwischen Menschen und Dingen aussehen? Letztere sind Bestandteile der Praktiken und bringen bestimmte Voraussetzungen mit (Abb. 6). Beim Menschen wären dies 1) Wissen und 2) Befähigung, wobei unterschieden werden kann zwischen grundsätzlicher Eignung, sprich *fitness for*, und Kompetenz, sprich *skill* (in ähnlicher Weise Winance 2006, 67). Als dritter und letzter Faktor ist mitunter Intention bzw. Nutzungsinteresse relevant. Beim Ding wären dies 1) materielle Eigenschaften, 2) Tauglichkeit, die sich aus dem von uns als gebrauchseinschränkend angesehenen Eigensinn¹⁸ und der Affordanz zusammensetzt. Als Affordanz bezeichnet man das Angebot bzw. sogar die Aufforderung, das Ding auf bestimmte Weisen zu nutzen.¹⁹ Ein Krug bietet sich in unserer Wahrnehmungswelt z. B.

18 Der Eigensinn der Dinge ist die in den materiellen und morphologischen Charakteristika der Dinge verankerte Eigenschaft, welche den Konsumenten Grenzen im Umgang setzen. Nicht jedes Ding eignet sich für jede Nutzung; der Eigensinn der Dinge wirkt daher gebrauchseinschränkend; vgl. Hahn 2005, 46–49.

19 Der Neologismus »Affordanz« (*affordance*) geht auf James Gibson zurück. In seinem Entwurf einer nicht-kartesischen Wahrnehmung versteht er unter »den Angeboten« (*affordances*) der

dazu an, eine Flüssigkeit kurzfristig aufzubewahren und wieder abzugeben. Der dritte Aspekt des Dings ist sein Da-Sein, seine Existenz, vom Menschen mitunter als Präsenz oder Verfügbarkeit wahrgenommen.

Die hier aus analytischen Gründen differenzierten Voraussetzungen sind in Realität keine distinkten Einheiten, sondern miteinander verwoben.²⁰ Erst in ihrer Gesamtheit kann von einer Praktik gesprochen werden. Diese wird im Laufe der Zeit wiederholt und dabei mitunter modifiziert, eventuell auch routinisiert. Ihr tatsächlicher Vollzug ist jedoch immer auch von ihrem Kontext abhängig. Praktiken sind daher nicht starr und irreversibel, sondern können durchaus auch flexibel und dynamisch sein (Reckwitz 2003, 294–296). Zugleich befinden sich Praktiken aber in ständigen sozialen Aushandlungsprozessen. Sie können daher als kollektive Phänomene angesprochen werden. Ihre Veränderungen sind folglich nicht individuell und beliebig, sondern von der Akzeptanz der Mitglieder des Kollektivs und der Materialität der Praktiken abhängig, was zu einem gewissen Verharrungsvermögen führen kann (Reuter/Hörning 2006, 115 f.; Schatzki 1996, 186–209). Derartige Kollektive können nach Etienne Wenger (1998) als *communities of practice* bezeichnet werden.

Soziologisch lassen sich Praktiken mit all den in diesem Modell angeführten Aspekten relativ gut analysieren: sowohl alle Beteiligten, der kontextuelle Rahmen als auch die Veränderungen über die Zeit sind beobachtbar. Archäologisch werden wir jedoch vor das Problem gestellt, dass wir nur die überlieferten Resultate von Praktiken in ihrer residualen Materialität fassen können. Auch die im Gegensatz zur Mensch-Seite vergleichsweise häufig noch relativ gut überlieferte Ding-Seite ist nicht in all ihren Dimensionen greifbar. Weiterhin sind die Veränderungen der Praktiken aufgrund der der Archäologie inhärenten großen Zeiteinheiten höchstens in Ansätzen erkennbar (Eggert 2012, 157 f.). Zudem ist die soziokulturelle Kontextualisierung in der Prähistorischen Archäologie nur sehr indirekt über bildliche Darstellungen oder über den Fundzusammenhang möglich. Letzterer steht oft in enger Beziehung zu Deponierungspraktiken, vorher ausgeführte Nutzungs-Praktiken entziehen sich dahingegen häufig der Analyse (siehe Sommer 1991).

Umwelt [...], was sie dem Lebewesen *anbietet* (offers), was sie *zur Verfügung stellt* (provides) oder *gewährt* (furnishes), sei es zum Guten oder zum Bösen« (Gibson 1982, 137, Hervorhebung im Original; ausführlicher ebd. 137–156; siehe auch Knappett 2004). In die Usability- bzw. Designforschung wurde der Begriff von Donald Norman (1989) auf die Eigenschaften von Dingen übertragen und ist mittlerweile auch in der eingedeutschten Version ›Affordanz‹ üblich (siehe u. a. Cooper u. a. 2010, 259–272).

- 20 Sowohl die materiellen Eigenschaften, die Tauglichkeit als auch das Da-Sein wirken auf den ersten Blick wie objektive Faktoren, deren Untersuchung methodisch an den Anfang gestellt werden könnten. Hier wäre an ein Verfahren ähnlich der – von Matthias Jung (2003) in die Archäologie eingeführten – Objektiven Hermeneutik nach Oevermann (siehe Oevermann u. a. 1979) zu denken. Die Objektive Hermeneutik sucht jedoch nach den Dingen immanenten rationalen Strukturen, während materielle Eigenschaften, Tauglichkeit und Da-Sein auch ›kultureller Rationalität‹ folgen und erst in der Mensch-Ding-Relation thematisiert werden können. Dennoch ist der von Jung (2003, 94) gewählte pragmatistische Bedeutungsbegriff eines Dings als ›die möglichen sinnvollen Praxiseinbettungen eines Objekts‹ unserer Einteilung in potentielle Praktiken mit Dingen sehr ähnlich (s. u.).

Lanzetten *in practice*

Ausgehend von den Lanzetten ist nun zu diskutieren, welche Praktiken grundsätzlich mit ihnen ausgeübt werden konnten und welche tatsächlich umgesetzt worden sind. Die materiellen Eigenschaften der Lanzetten sind schon eingangs beschrieben worden, deshalb soll nachfolgend ihre Tauglichkeit betrachtet werden.²¹ Die Lanzetten scheinen auf den ersten Blick »griffig«, sprich ihre affordante Form legt nahe, dass sie auf irgendeine Weise durch die Angel gehandhabt werden konnten. Die mitunter verzierte Angel lässt auf eine Umwicklung schließen, jedoch nicht bei denselbigen, sondern als Imitation. Die Verzierungen erinnern an Pfeilschäftungen. Ohne eine Schäftung erweist sich die Handhabung der Lanzetten als äußerst schwierig. So ist die Angel der Lanzetten vom Typ A so kurz, dass sie nur zwischen Daumen und Zeige- und maximal Mittelfinger gehalten werden kann. Ohne eine Griffverlängerung wären sie damit nur als Feinwerkzeug nutzbar. Die Lanzetten vom Typ B mit ihrer langen Angel könnten grundsätzlich im Faustgriff gehalten werden, aufgrund ihrer geringen Stärke ist jedoch eine Schäftung bei Nutzung als Werkzeug oder Waffe anzunehmen (vgl. Abb. 2). Die Affordanz des doppelschneidigen Lanzettenblatts des Typs A und B legt eine Verwendung zum Schneiden und Stechen nahe. Hierfür sprechen auch die mitunter festgestellten Schleifspuren an den Klingen. Durch ihre Zweischneidigkeit ist jedoch die Möglichkeit, vertikal zur Schnittfläche Druck auszuüben, stark eingeschränkt. Den Schneidpraktiken wird damit ein Eigensinn entgegengesetzt. Zum Stechen oder Durchbohren relativ weichen Materials eignen sie sich wiederum deutlich besser, auch wenn ein Hand- bzw. Abrutschschutz fehlt und damit eine gewisse Verletzungsgefahr besteht.

Besonders eigensinnig erscheinen die Blechlanzetten, sprich die Lanzetten vom Typ C, da sie kaum widerstandsfähig sind und sich somit sowohl der Schäftung, als auch Schneid- und Stechpraktiken widersetzen. Hier könnte man in Bezug zur Semiotik von Ikons sprechen (Schönrich 1999), die sich vor allem für symbolische Praktiken²² anbieten. Auch die Affordanz lässt uns heute mitunter auf potentielle symbolische Praktiken rückschließen. So weisen z. B. alle Lanzettentypen in ihrer Form eine hohe Ähnlichkeit mit Klingen von Dolchen und Schwertern auf. Dadurch wird eine mögliche Bedeutungsübertragung erleichtert und sie könnten in symbolischen Praktiken als Miniaturisierungen die Rolle von Dolchen und Schwertern übernehmen. Zum Da-Sein der Lanzetten ist anzumerken, dass sie – im Gegensatz zu bereits vorhandenen Naturfakten (Feest 2006, 240) – eigens hergestellt werden mussten. Bei Grabbeigaben, die wir heute als nicht besonders zweckmäßig für den Alltag ansehen, neigen wir oft zur Annahme der speziellen Herstellung für den Bestattungskontext. Diese Argumentationsführung dürfte vor allem bei den Blechlanzetten viele Anhänger/innen finden. Bei den

21 Die folgenden Ausführungen basieren nicht auf systematischen Reihenuntersuchungen, sondern auf einzelnen Anwendungsversuchen sowie allgemeinen Überlegungen und Erkenntnissen der Ergologie und experimentellen Archäologie (siehe auch Feest/Janata 1999; Naschinski 2001).

22 Hierunter sei keine qualitative Unterscheidung verstanden und es soll auch nicht der Dualismus von profanen Alltagspraktiken und sakralen Ritualen heraufbeschworen werden, sondern es handelt sich um den Versuch einer graduellen Zuweisung. Wir sind uns im Klaren, dass grundsätzlich jedes Ding Teil einer symbolischen Umgangspraktik sein kann. Es gibt aber Dinge, die sich durch ihre Eigenschaften vor allem für symbolische Umgangspraktiken anbieten bzw. sich durch ihren Eigensinn hauptsächlich für diese eignen.

gegossenen Lanzetten des Typs A lassen vielleicht die Schärfspuren eine längere und intensivere Nutzung als Schneidgerät vermuten. Letztlich kann aber auch bei diesen nicht ausgeschlossen werden, dass die Schärfungen Teil des Bestattungsritus waren.

Betrachtet man das Modell von Seiten des Menschen, kann mit dem fehlenden Da-Sein und gleichzeitigem Vorhanden-Sein im archäologischen Befund auf ein Bedürfnis nach einem derartigen Ding rückgeschlossen werden. Sollte dieses allein im Rahmen der Bestattungspraktiken anzutreffen sein, wären die Herstellungs- und Nutzungsintention sehr nahe beieinander liegend. Ähnlich wie bei der Bestimmung von Symbolgehalten kann auch bei Intentiongehalten nur aufgrund zusätzlicher Informationen mehr oder minder begründet spekuliert werden. So deuten die häufige Vergesellschaftung mit Rasiermesser, Pinzetten, aber auch Schwert auf eine Intention zur Komplettierung eines Sets an Dingen. Welche Intention dieses Set jedoch hat, ob es sich eventuell um ein »erweitertes Toilettebesteck«, eine »erweiterte Waffenbeigabe« oder gerade um eine Kombination aus Toilettegerät, Waffe und Lanzette als ein anderweitig mit Bedeutung versehenes Set handelt, kann letztlich auf Grundlage unserer Quellen nicht beantwortet werden. Über die Befähigung und das Wissen der Akteure im Rahmen der Umgangspraktiken lassen sich archäologisch kaum Aussagen treffen. Vermuten könnte man, dass für Praktiken mit Lanzetten jenseits symbolischer Natur eine gewisse feinmotorische Fingerfertigkeit von Nöten war. Darüber, ob es aber ein spezifisch kulturelles Wissen gab, Lanzetten in potentiellen Praktiken nur mit bestimmten Materialien in Beziehung zu setzen, lässt sich derzeit noch nicht einmal begründet spekulieren. Für symbolische Praktiken lässt sich über die Befähigung des Menschen nichts aussagen, dafür kann davon ausgegangen werden, dass z.B. die Beigabenpraktik ein implizites oder explizites Wissen um die richtige Auswahl der Beigaben erfordert. Festzuhalten ist, dass rein archäologische Aussagen zu Menschen und ihren Aspekten im Rahmen von Praktiken sehr begrenzt möglich sind.

Lanzetten – *lost in practice?*

Nach diesen eher pessimistisch wirkenden Ausführungen stellt sich die Frage, ob wir die schon vorher recht schwer funktional fassbaren Lanzetten nicht im *practical turn* völlig verloren haben: sind die Lanzetten sozusagen *lost in practice*? Dies soll im Folgenden anhand von sechs Punkten diskutiert werden:

1) Potentielle Praktiken mit Lanzetten?

Die Analyse der potentiell mit Lanzetten durchführbaren Praktiken setzt archäologisch auf Seiten der Dinge an, da uns konkrete Informationen zu dem jeweiligen menschlichen Wissen und zur jeweiligen Befähigung der Menschen oftmals nicht zugänglich sind. Für die Lanzetten konnte herausgearbeitet werden, dass sich vor allem aus dem Wechselspiel von Eigensinn und Affordanz, aber auch aus den materiellen Eigenschaften und dem Da-Sein Praktiken ergeben, die am ehesten zumindest für Typ A- und B-Lanzetten als »Bohren«, »Stechen« und »leichtes Schneiden« beschrieben werden können. Selbstverständlich sind diese Praktiken kombinierbar und um symbolische Dimensionen erweiterbar. Die Analyse potentieller Praktiken mit Lanzetten ist zudem

stark an die Ausführung einer möglichen Schäftung gebunden, über die letztlich nach derzeitigem Quellenstand nur spekuliert werden kann. Denkbar wäre eine lange Schäftung als Pfeilspitze. Diese sehen wir allerdings aufgrund der Einzelbeigabe, statt eines sonst üblichen Ensembles aus meist mindestens drei Pfeilspitzen, als eher unwahrscheinlich an. Alternativ wäre eine kurze Schäftung als Messer, Bohrer, Skalpell etc. möglich, sei es mit Finger- oder Faustgriff. Für Typ C sind letztlich aufgrund der geringen Widerstandsfähigkeit nur symbolische Praktiken denkbar.

Bisher haben wir die Möglichkeit eines zeitlichen Wandels von Umgangspraktiken weitgehend beiseite gelassen. Die Veränderungen der Lanzetten in Form, Eigensinn und Affordanz könnten potentiell auf einen solchen Wandel hindeuten. So kommen die für mehrere Praktiken geeigneten kleinen unverzierten Lanzetten des Typs A 1 a vor allem in Periode IV vor, während die verzierten Lanzetten und die Blechlansetten mit überwiegend nur symbolischer Tauglichkeit vor allem in Periode V auftreten.

2) Nachgewiesene Praktiken mit Lanzetten

Die Lanzetten sind im archäologischen Befund fast ausschließlich im Zusammenhang mit Bestattungspraktiken und zwar Beigabendeponierungen belegt. Die starke Bindung der Lanzetten an diese symbolischen Praktiken kann letztlich aber mit den Überlieferungsbedingungen zusammenhängen. Denn archäologisch fassen wir fast ausschließlich die materiellen Relikte der letzten Gebrauchskontexte, welche meist in Zusammenhang mit Aussonderungs-, Wegwerf- oder Deponierungspraktiken stehen. Verlustfunde, aufgegebene Siedlungen oder die berühmte Pompeji-Prämisse ermöglichen in den seltensten Fällen tatsächliche Einblicke in Alltagspraktiken, denn auch in diesen Fällen sind die Dinge meist nicht in ihren prädominierenden Umgangskontexten überliefert. Diese quellenbedingte Kluft kann nur in Ausnahmefällen mittels Gebrauchsspurenanalysen oder bildlichen Darstellungen einzelner Praktiken versucht werden zu überbrücken. Im Falle der Lanzetten gelingt dies jedoch bislang nicht.

Für eine nicht nur quellenbedingte Einschränkung der Nutzung der Lanzetten auf symbolische Praktiken sprechen jedoch der starke Eigensinn, insbesondere der Blechlansetten, und die durch die Verzierungen erfolgte Imitation anderer Formen sowie eventuell auch die von uns postulierte Miniaturisierung. Gerade die letzteren beiden ermöglichen eine auf Ähnlichkeit beruhende Bedeutungsübertragung.

3) Artefaktkategorie Lanzette?

Aus den eben behandelten Überlegungen ergibt sich, dass sich die Kategorisierung der Lanzetten in Abgrenzung zu anderen Artefakttypen für eine praxeologische Untersuchung nicht eignet. Die Kategorisierung der Lanzetten erfolgt nach dem Primat der Funktion bzw. eher sogar der Nicht-Funktion; diese ist bzw. sind jedoch lediglich vermutet oder im positivsten Fall begründet interpretiert. Die Abgrenzung von Miniaturschwertern und -dolchen, Pfeil- und Lanzenspitzen erscheint daher nicht in jedem Fall valide. Will man eine auf Umgangspraktiken bezogene Kategorisierung anstreben, müsste man statt intuitiv erschlossener Funktion Affordanz und Eigensinn der Dinge und deren Fundkontexte berücksichtigen.

4) Lanzetten-Typologie

Auch die bisherigen Lanzetten-Typologien sind für einen praxeologischen Ansatz nur bedingt geeignet. Bei der Klassifikation werden vor allem Form aber auch die herstellungsbedingten materiellen Eigenschaften als Kriterien verwendet. Für eine Analyse sozialer Praktiken wäre hier alternativ zur bisherigen Einteilung eine Gliederung nach Eigensinn und Affordanzen sinnvoller. Aufgrund ihres Eigensinns könnten so die an der Angel verzierten Lanzetten, ähnlich den blechernen eine eigene Untergruppe bilden, da sie vermutlich keine zusätzliche Schäftung besaßen. Die alternativ für praxeologische Untersuchungen relevanten Gebrauchsspuren eignen sich nicht für eine Unterteilung, da Gebrauchsspuren nur als positiver Befund auftreten, ihr Fehlen daher nicht zwangsläufig für eine Nicht-Nutzung spricht.

5) Lanzetten, eine Leitform?

Ferner stellt sich die Frage, ob Lanzetten überhaupt als Leitform gelten können. Als archäologische Leitform möchten wir hier ein von ArchäologInnen geschaffenes Konstrukt verstehen, welches in Anlehnung an das paläontologische und geologische Konzept des Leitfossils der chrono- aber meist auch zugleich der chorologischen Klassifikation dient. Ferner wird die so definierte Leitform mitunter als Kriterium zur Definition von archäologischen Kulturen eingesetzt (Hofmann im Druck). Da Lanzetten in einem bestimmten Zeitraum und in einem mehr oder minder geschlossenen Gebiet vorkommen, sind sie grundsätzlich als Leitform(en) geeignet. Allerdings wird ihre diesbezügliche Bedeutung durch das vergleichsweise geringe Vorkommen eingeschränkt. Zudem stellt sich die Frage, ob man wirklich noch nach dem Vorkommen einzelner Artefaktkategorien archäologische Kulturen beschreiben will und was dies über letztere dann aussagen würde. Für die Lanzetten gilt jedoch, dass ihr Vorkommen weitgehend auch an eine gemeinsam ausgeübte Praktik, das Deponieren in Urnengräbern gebunden ist. Dies bedeutet noch nicht, dass auf eine ›archäologische Kultur‹ oder Gruppe zurückgeschlossen werden kann, aber zumindest könnte man hier in Anlehnung an Arjun Appadurai (2003, 33–43; vgl. Ger/Belk 1996) von einem so genannten *consumptionscape* sprechen. Ob sich dahinter zugleich eine *community of practice* verbirgt, kann letztlich nicht festgestellt werden, da nicht notwendigerweise eine Kommunikation zwischen den beteiligten Akteuren stattgefunden haben muss. Zudem fehlt es bei den Lanzetten auch an alternativen *consumptionscapes*, die eine weitere Unterteilung des Dasein-Verbreitungsraumes der Lanzetten ermöglichen würde.

6) Alltag der Lanzetten?

Last but not least wollen wir nach dem »Alltag der Lanzetten« fragen. Praktiken, gerade jene, die zu unhinterfragten und impliziten Routinen werden, sind sicherlich leicht als Alltag anzusprechen. Bei einem Modell jedoch, das sowohl Menschen als auch Dingen eine gewisse Handlungsmacht einräumt, muss zusätzlich gefragt werden, wessen Alltag man eigentlich untersuchen möchte. Fokussiert man auf den Alltag der Lanzetten, dann gehört die Deponierung im Grab sicherlich dazu. In Bezug auf Objektbiographien könnte man vom vorläufigen Tod des Dings sprechen. Was sagt dies aber über den Alltag der Menschen aus? Können wir anhand archäologischer Quellen wirklich so gut den Alltag fassen, wie wir häufig postulieren?

Nicht nur in den Gräbern mit ihren Deponierungspraktiken, sondern auch in den verlassenen Siedlungen mit ihren Entsorgungspraktiken, treffen wir spezifische Befundkontexte an, anhand derer bezüglich des Alltags der Menschen mit Dingen, wenn überhaupt, nur in Ansätzen rückgeschlossen werden kann. Zusätzlich ist gerade im Falle der Lanzetten zu fragen, wer eigentlich an den Alltagspraktiken beteiligt war. Waren es potentielle Eliten oder war die symbolische Bestattungspraktik allen Bevölkerungsteilen gleichermaßen zugänglich? Falls letzteres zutrifft, besaßen sie auch ein ähnliches praktisches Wissen oder war dieses auf einzelne ›Ritualbeamte‹ beschränkt?

Fazit

Was hat nun die Reise mit den Lanzetten durch den *practical turn* gebracht? Beim Aufzeigen einer anderen Perspektive auf die Welt der Dinge wurde sehr schnell klar, dass sich die bisherige Forschung sehr wenig mit Umgangspraktiken, sondern vielmehr mit Herstellungszintentionen auseinandergesetzt hat. Dies ist vor allem an den Artefakt-Kategorisierungen und -Klassifikationen, aber auch an den im Falle der Lanzetten weitgehend fehlenden Gebrauchsspurenanalysen zu erkennen. Um eine dem *practical turn* gerecht werdende Untersuchung der bronzezeitlichen Dingwelt durchzuführen, bedürfte es erheblicher Grundlagenforschung, wobei die Artefaktkategorisierungen vor allem nach Affordanz und Eigensinn und unter Berücksichtigung der nachgewiesenen Praktiken erfolgen müsste. Hierzu wären auch großflächig angelegte Gebrauchsspurenanalysen notwendig.²³ Insgesamt würden die Lanzetten vermutlich in der Betrachtung der Umgangspraktiken als eigene Fundgattung nicht Bestand haben, sondern vielmehr in neuen Kategorien aufgehen.

Sowohl die Lanzetten als eventuell auch die archäologischen Fundkontexte erweisen sich als recht »widerspenstig«, denn sie geben ausschließlich über eine sehr spezielle Deponierungspraktik Auskunft. Zumindest bei den Blechlansetten liegt die Vermutung nahe, dass diese gleich als Ikons für die Grabniederlegung konzipiert wurden. Vielleicht wurden aber auch durch den Akt der Lanzetten-Deponierung andere bzw. zusätzliche Bedeutungen im Sinne eines *performing meaning* (Gosden/Marshall 1999, 174–176) kreiert.

Insgesamt möchten wir trotz der ausgeführten Einschränkungen, die jedoch auch allgemein für die Archäologie reflektierenswert sind, für eine ergänzende Perspektive aus Sicht des *practical turn* plädieren, da einige zentrale Punkte für die weitere archäologische Forschung der materiellen Kultur deutlich geworden sind:

- 1) Die Mensch-Ding-Beziehungen können anhand des Umgangs mit Dingen thematisiert und untersucht werden, ohne lediglich die Herstellung zu betrachten.
- 2) Die Perspektive auf die Umgangspraktiken bringt Forschungsdesiderate zum Vorschein, die bislang kaum angesprochen wurden.
- 3) Als ergänzende Perspektive zwingt sie zur Ausweitung der Quellenkritik und zeigt damit wenig beachtete Probleme auf.

23 Eine Forderung, die zwar nicht neu ist (siehe z.B. Drescher 1953–55; Kristiansen 1978), aber immer noch sehr selten systematisch umgesetzt wird (Roberts/Ottaway 2003) und in dem hier avancierten Ansatz einen neuen Stellenwert erhält.

- 4) Durch die praxeologische Perspektive können Zusammenhänge zwischen Menschen und Dingen besser verdeutlicht und damit systematischer analysiert werden. Dadurch können neue Fragen an das archäologische Fundmaterial gestellt und so unser Untersuchungsspektrum erweitert werden.
- 5) Durch die Kontrastierung potentieller Praktiken mit tatsächlich realisierten Praktiken kann sich der Bedeutungsproduktion genähert werden und damit die Variabilität und Kreativität kultureller Ausdrucksformen in den Mittelpunkt gerückt werden.²⁴

Aus unserer Sicht ist daher die Frage, ob die Lanzetten *lost in practice* sind, nur mit einem »Jein« zu beantworten. Die Artefaktkategorie ›Lanzette‹ – letztlich ein archäologisches Konstrukt – ist sicherlich aus praxeologischer Sicht zu hinterfragen. Dafür wird der Umgang mit den Dingen, die üblicherweise unter dem Begriff ›Lanzetten‹ subsumiert werden, stärker berücksichtigt und somit können eher Fragen des Alltags von Objekten behandelt werden.

Zum Abschluss möchten wir die These zur Diskussion stellen, dass die Lanzetten durch die Erhebung zur Leitform des Nordischen Kreises auch zum Alltag der ArchäologInnen geworden sind, deren Umgangspraktiken mit Dingen aber ein anderes, sicherlich sehr erforschenswertes Thema wäre.

Literatur

- Allen 2000: R. Allen, *Knowing How And Knowing That. A Polanyian View*. In: G. H. Neuweg (Hrsg.), *Wissen – Können – Reflexion. Ausgewählte Verhältnisbestimmungen*. Innsbruck u. a.: Studien-Verlag 2000, 45–63.
- Appadurai 1986: A. Appadurai (Hrsg.), *The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective*. Cambridge: University Press 1986.
- Appadurai 2003: Ders., *Modernity at Large. Cultural Dimensions of Globalization*. Minneapolis u. a.: University of Minnesota Press 2003 [Erstausgabe: Minneapolis u. a. 1996].
- Aust 1982: H. Aust, *Die Vor- und Frühgeschichte des Landkreises Cuxhaven. 1 Altkreis Wesermünde*. Dissertation Universität Hamburg 1982.
- Baudou 1960: E. Baudou, *Die regionale und chronologische Einteilung der jüngeren Bronzezeit im nordischen Kreis*. Acta Universitatis Stockholmiensis/Stud. North European Arch. 1. Stockholm: Almqvist & Wiksell 1960.
- Bernbeck 1997: R. Bernbeck, *Theorien in der Archäologie*. Tübingen u. a.: Francke 1997.
- Bongaerts 2007: G. Bongaerts, *Soziale Praxis und Verhalten – Überlegungen zum Practice Turn in Social Theory*. Zeitschr. Soziol. 36/4, 2007, 246–260.
- Bourdieu 1987: P. Bourdieu, *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1987.
- Bourdieu 2009: Ders., *Entwurf einer Theorie der Praxis. Auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2009 [Erstausgabe Frankfurt a. M. 1976].

²⁴ In eine ähnliche Richtung gehen die Ansätze zu Objektbiographien nach Kopytoff (1986), die zwischen Ideal- und Realbiographien unterscheiden, bzw. nach Jung (2012) in Objektbiographien die »Verwirklichung objektiver Möglichkeiten« sehen.

- Brandherm 2011: D. Brandherm, Use-Wear on Bronze Age Halberds: the Case of Iberia. In: M. Uckelmann/M. Mödlinger (Hrsg.), *Bronze Age Warfare: Manufacture and Use of Weaponry*. BAR. Internat. Ser. 2255. Oxford: British Archaeological Reports 2011, 23–38.
- Brown 2001: B. Brown, Thing Theory. *Critical Inquiry* 28/1, 2001, 1–22.
- Cooper u. a. 2010: A. Cooper/R. Reimann/D. Cronin, About Face. Interface und Interaction Design. Die Ziele und Erwartungen Ihrer User untersuchen und verstehen. Die Methode des Goal Directed Designs anwenden. Produkte entwickeln, mit denen Ihre User optimal interagieren können. Heidelberg: mitp 2010.
- Dietler 2010: M. Dietler, Consumption. In: D. Hicks/M. C. Beaudry (Hrsg.), *The Oxford Handbook of Material Culture Studies*. Oxford: University Press 2010, 209–228.
- Dobres 2000: M.-A. Dobres, *Technology and Social Agency. Outlining a Practice Framework for Archaeology*. Malden/MA: Blackwell 2000.
- Dobres/Hoffman 1994: M.-A. Dobres/C. R. Hoffman, Social Agency and the Dynamics of Prehistoric Technology. *Journal Arch. Method and Theory* 1/3, 1994, 211–258.
- Drescher 1953–55: H. Drescher, Werkzeug- und Gebrauchsspuren an den Fundstücken des Hortfundes von Bargfeld, Kreis Uelzen. *Hammaburg* 9, 1953–55, 131–143.
- Eggers 2006: H. J. Eggers, Einführung in die Vorgeschichte. Mit dreißig Karten und Bildtafeln. Schöneiche b. Berlin: scripvaz 2006 [Erstausgabe: München 1959].
- Eggert 2012: M. K. H. Eggert, *Prähistorische Archäologie. Konzepte und Methoden*. Mit Beiträgen von Nils Müller-Scheeßel und Stefanie Samida. Tübingen u. a.: Francke 2012.
- Fahlander 2003: F. Fahlander, *The Materiality of Serial Practice. A Microarchaeology of Burial*. Gotarc Ser. B 23. Göteborg: Göteborgs Universitet Institutionen för Arkeologi 2003.
- Feest 2006: C. F. Feest, Materielle Kultur. In: B. Beer/H. Fischer (Hrsg.), *Ethnologie. Einführung und Überblick*. Berlin: Reimer 2006, 239–254.
- Feest/Janata 1999: C. F. Feest/A. Janata, *Technologie und Ergologie in der Völkerkunde*. Berlin: Reimer 1999.
- Freudenberg 1989: M. Freudenberg, *Studien zu vertikalen sozialen Strukturen. Eine Analyse der Grabfunde der jüngeren Bronzezeit in Dänemark*. BAR. Internat. Ser. 524. Oxford: British Archaeological Reports 1989.
- Friedel 1900: E. Friedel, Das Königsgrab bei Seddin, Kreis West-Prignitz. *Verhandl. Berliner Ges. Anthr.* 1900, 68–71.
- Furholt/Stockhammer 2008: M. Furholt/P. Stockhammer, Wenn stumme Dinge sprechen sollen: Gedanken zu semiotischen Ansätzen in der Archäologie. In: M. Butter/R. Grundmann/C. Sanchez (Hrsg.), *Zeichen der Zeit. Interdisziplinäre Perspektiven zur Semiotik*. Frankfurt a. M.: Lang 2008, 59–71.
- Gell 1998: A. Gell, *Art and Agency. An Anthropological Theory*. Oxford: Clarendon Press 1998.
- Ger/Belk 1996: G. Ger/R. W. Belk, I'd Like to Buy the World a Coke: Consumptionscapes of the »Less Affluent World«. *Journal of Consumer Policy* 19, 1996, 271–304.
- Gibson 1982: J. J. Gibson, *Wahrnehmung und Umwelt. Der ökologische Ansatz in der visuellen Wahrnehmung*. München u. a.: Urban und Schwarzenberg 1982.
- Giddens 1979: A. Giddens, *Central Problems in Social Theory. Action, Structure and Contradiction in Social Analysis*. Basingstoke: Macmillan 1979.
- Giddens 1997: Ders., *Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. Theorie u. Gesellschaft 1*. Frankfurt a. M. u. a.: Campus 1997 [Erstausgabe: Cambridge 1984].
- Gosden 2005: C. Gosden, What Do Objects Want? *Journal Arch. Method and Theory* 12/3, 2005, 193–211.
- Gosden/Marshall 1999: Ders./Y. Marshall, The Cultural Biography of Objects. *World Arch.* 31/2, 1999, 169–178.
- Hahn 2003: H. P. Hahn, Dinge als Zeichen – eine unscharfe Beziehung. In: U. Veit/T. L. Kienlin/Ch. Kümmel/S. Schmidt (Hrsg.), *Spuren und Botschaften. Interpretationen materieller Kultur*. Tübinger Arch. Taschenbücher 4. Münster u. a.: Waxmann 2003, 29–51.

- Hahn 2005: Ders., *Materielle Kultur. Eine Einführung*. Berlin: Reimer 2005.
- Hicks 2010: D. Hicks, *The Material-Cultural Turn. Event and Effect*. In: Ders./M. C. Beaudry (Hrsg.), *The Oxford Handbook of Material Culture Studies*. Oxford: University Press 2010, 25–98.
- Hodder 1987: I. Hodder, *The Contextual Analysis of Symbolic Meanings*. In: Ders. (Hrsg.), *The Archaeology of Contextual Meanings*. Cambridge u. a.: University Press 1987, 1–10.
- Hodder 1989: Ders., *This is Not an Article about Material Culture as Text*. *Journal Anthr. Arch.* 8, 1989, 250–269.
- Hodder 1992: Ders., *Theory and Practice in Archaeology*. London u. a.: Routledge 1992.
- Hodder 2011: I. Hodder, *Human-Thing Entanglement: Towards an Integrated Archaeological Perspective*. *Journal Royal Anthr. Inst.* 17, 2011, 154–177.
- Hofmann 2004: K. P. Hofmann, *Lanzetten: eine Leitform der Nordischen Bronzezeit. Fundanalyse im Spannungsfeld zwischen Theorie und Praxis*. In: S. Hesse (Hrsg.), *Spurensicherung. 25 Jahre Kreisarchäologie Rotenburg (Wümme)*. *Arch. Landkreis Rotenburg (Wümme)* 11. Oldenburg: Isensee 2004, 105–222.
- Hofmann im Druck: Dies., *Auf der Suche nach der Jastorf-Fibel. Die ältereisenzeitlichen Plattenfibeln Norddeutschlands – eine Leitform?* In: J. Brandt/M. Meyer/B. Rauchfuß (Hrsg.), *100 Jahre Gustav Schwantes und die Jastorkultur [Kongress Bad Bevensen 2011]*. Hammaburg N. F. (im Druck).
- Hörning 2001: K. H. Hörning, *Experten des Alltags. Die Wiederentdeckung des praktischen Wissens*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2001.
- Hörning/Reuter 2004: Ders./J. Reuter, *Doing Culture. Kultur als Praxis*. In: Dies. (Hrsg.), *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*. Bielefeld: Transcript 2004, 9–15.
- Hoskins 1998: J. Hoskins, *Biographical Objects. How Things Tell the Stories of People's Lives*. New York u. a.: Routledge 1998.
- Jost 2001: S. C. Jost, *Pro Memoria – Das Ding. Ein Beitrag zur ethnologischen Wiederentdeckung des Dings*. Weimar: VDG 2001.
- Jung 2003: M. Jung, *Bemerkungen zur Interpretation materieller Kultur aus der Perspektive der objektiven Hermeneutik*. In: U. Veit/T. L. Kienlin/Ch. Kümmel/S. Schmidt (Hrsg.), *Spuren und Botschaften. Interpretationen materieller Kultur*. *Tübinger Arch. Taschenbücher* 4. Münster u. a.: Waxmann 2003, 89–106.
- Jung 2012: Ders., *»Objektbiographie« oder »Verwirklichung objektiver Möglichkeiten«? Zur Nutzung und Umnutzung eines Steinbeiles aus der Côte d'Ivoire*. In: B. Rammingen/H. Lasch (Hrsg.), *Hunde – Menschen – Artefakte. Gedenkschrift für Gretel Gallay*. *Internat. Arch. Stud. Honoraria* 32. Rahden/Westf.: Leidorf 2012, 375–383.
- Kersten/La Baume 1958: K. Kersten/P. La Baume, *Vorgeschichte der nordfriesischen Inseln. Vor- u. Frühgesch. Denkmäler u. Funde Schleswig-Holstein* 4. Neumünster: Wachholtz 1958.
- Kiekebusch 1910: A. Kiekebusch, *Die Ausgrabungen eines bronzezeitlichen Dorfes bei Buch in der Nähe von Berlin*. *Prähist. Zeitschr.* 2, 1910, 371–406.
- Kiekebusch 1923: Ders., *Die Ausgrabung des bronzezeitlichen Dorfes Buch bei Berlin*. *Deutsche Urzeit* 1. Berlin: Reimer 1923.
- Kienlin 2005: T. L. Kienlin, *Die Dinge als Zeichen: Zur Einführung in das Thema*. In: Ders. (Hrsg.), *Die Dinge als Zeichen: Kulturelles Wissen und materielle Kultur. Internationale Fachtagung an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main* 3.–5. April 2003. *Univforsch. Prähist. Arch.* 127. Bonn: Habelt 2005, 1–20.
- Knappett 2004: C. Knappett, *The Affordances of Things: a Post-Gibsonian Perspective on the Relationality of Mind and Matter*. In: E. DeMarras/C. Gosden/C. Renfrew (Hrsg.), *Rethinking Materiality: the Engagement of Mind with the Material World*. Cambridge: McDonald Institute for Archaeological Research 2004, 43–51.
- Knappett/Malafouris 2008: Ders./L. Malafouris (Hrsg.), *Material Agency. Towards a Non-Anthropocentric Approach*. New York: Springer Science & Business Media LLC 2008.

- Kopytoff 1986: I. Kopytoff, The Cultural Biography of Things: Commoditization as Process. In: Appadurai 1986, 64–91.
- Kristiansen 1978: K. Kristiansen, The Consumption of Wealth in Bronze Age Denmark. A Study in the Dynamics of Economic Processes in Tribal Societies. In: K. Kristiansen/C. Paludan-Müller (Hrsg.), *New Directions in Scandinavian Archaeology*. Stud. Scandinavian Prehist. and Early Hist. 1. Copenhagen: The National Museum of Denmark 1978, 158–190.
- Kristiansen 1984: Ders., Krieger und Häuptlinge in der Bronzezeit Dänemarks. Ein Beitrag zur Geschichte des bronzezeitlichen Schwertes [Festschrift K. Böhner]. *Jahrb. RGZM* 31, 1984, 187–208.
- Latour 2008: B. Latour, Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2008 [Erstausgabe: Paris 1991].
- Lemonnier 1992: P. Lemonnier, Elements for an Anthropology of Technology. *Anthropological Papers*, Museum of Anthropology, University of Michigan 88. Ann Arbor: The University of Michigan Museum of Anthropology 1992.
- Mestorf 1885: J. Mestorf, Vorgeschichtliche Alterthümer aus Schleswig-Holstein. Zum Gedächtniss des fünfzigjährigen Bestehens des Museums vaterländischer Alterthümer in Kiel hrsg. v. J. Mestorf. Hamburg: Meissner 1885.
- Miller 1987: D. Miller, *Material Culture and Mass Consumption*. Oxford: Blackwell 1987.
- Miller 1998: Ders., Coca-Cola: a Black Sweet Drink from Trinidad. In: D. Miller (Hrsg.), *Material Cultures. Why Some Things Matter*. Chicago: University of Chicago Press 1998, 169–187.
- Miller/Tilley 1996: Ders./C. Tilley, Editorial. *Journal of Material Culture* 1, 1996, 5–14.
- Müller 1895: S. Müller, *Ordnung af Danmarks Oldsagaer I. Sten- og Bronzealderen*. Paris u. a.: Reitzel 1895.
- Naschinski 2001: A. Naschinski, Möglichkeiten und Grenzen funktionaler Interpretation an Keramik. Experimente, Beobachtungen, Analysen. BAR. Internat. Ser. 959. Oxford: British Archaeological Reports 2001.
- Norman 1989: D. A. Norman, Dinge des Alltags. Gutes Design und Psychologie für Gebrauchsgegenstände. Frankfurt a. M.: Campus 1989.
- Oevermann u. a. 1979: U. Oevermann/T. Allert/E. Konau/J. Krambeck, Die Methodologie einer »objektiven Hermeneutik« und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: H.-G. Soeffner (Hrsg.), *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*. Stuttgart: Metzler 1979, 353–434.
- Olsen 2010: B. Olsen, In Defense of Things. *Archaeology and the Ontology of Objects*. Lanbam u. a.: AltaMira 2010.
- Pickering 1995: A. Pickering, *The Mangle of Practice. Time, Agency, and Science*. Chicago: University of Chicago Press 1995.
- Polanyi 1985: M. Polanyi, *Implizites Wissen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1985 [Erstausgabe: Garden City u. a. 1966].
- Preda 1999: A. Preda, The Turn to Things: Arguments for a Sociological Theory of Things. *Sociol. Quart.* 40/2, 1999, 347–366.
- Reckwitz 2000: A. Reckwitz, Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2000.
- Reckwitz 2002: Ders., The Status of the »Material« in Theories of Culture: From »Social Structure« to »Artefacts«. *Journal Theory Social Behaviour* 32/2, 2002, 195–217.
- Reckwitz 2003: Ders., Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. *Zeitschr. Soziol.* 32/4, 2003, 282–301.
- Reuter/Hörning 2006: J. Reuter/K. H. Hörning, Doing Material Culture. Soziale Praxis als Ausgangspunkt einer »realistischen« Kulturanalyse. In: A. Hepp/R. Winter (Hrsg.), *Kultur – Medien – Macht. Cultural Studies und Medienanalyse*. Opladen: Verlag für Sozialwissenschaften 32006, 109–125.

- Roberts/Ottaway 2003: B. Roberts/B. S. Ottaway, The Use and Significance of Socketed Axes during the Late Bronze Age. *European Journal Arch.* 6/2, 2003, 119–140.
- Ryle 2000: G. Ryle, *The Concept of Mind*. London: Penguin Books 2000 [Erstausgabe: Chicago 1949].
- Sackett 1982: J. R. Sackett, Approaches to Style in Lithic Archaeology. *Journal Anthr. Arch.* 1, 1982, 59–112.
- Sackett 1985: Ders., Style and Ethnicity in the Kalahari: A Reply to Wiessner. *Am. Ant.* 50/1, 1985, 154–159.
- Sackett 1986: Ders., Isochrestism and Style: A Clarification. *Journal Anthr. Arch.* 5, 1986, 266–277.
- Sasse 1999: B. Sasse, Paradigmenwechsel in der Frühgeschichtsforschung. Ein Beispiel für den Wandel von Theorien und Methoden. In: S. Brather/C. Bücken/M. Hoepfer (Hrsg.), *Archäologie als Sozialgeschichte. Studien zu Siedlung, Wirtschaft und Gesellschaft im frühgeschichtlichen Mitteleuropa*. Festschrift für Heiko Steuer zum 60. Geburtstag. Internat. Arch. Stud. Honoraria 9. Rahden/Westf.: Leidorf 1999, 321–326.
- Schatzki 1996: T. R. Schatzki, *Social practices. A Wittgensteinian Approach to Human Activity and the Social*. Cambridge: University Press 1996.
- Schatzki u. a. 2001: Ders./K. Knorr Cetina/E. von Savigny (Hrsg.), *The Practice Turn in Contemporary Theory*. London u. a.: Routledge 2001.
- Schmidt 1993: J.-P. Schmidt, Studien zur jüngeren Bronzezeit in Schleswig-Holstein und dem nordelbischen Hamburg. *Univforsch. Prähist. Arch.* 15. Bonn: Habelt 1993.
- Schönrich 1999: G. Schönrich, *Semiotik zur Einführung*. Hamburg: Junius 1999.
- Schreiber 2010: S. Schreiber, ›Kulturelle Aneignungen‹ als Strategien des Umgangs mit Dingen. *Archäologische Betrachtungen zu einem kulturanthropologischen Modell*. Unveröffentlichte Magisterarbeit Berlin 2010.
- Sommer 1991: U. Sommer, Zur Entstehung archäologischer Fundvergesellschaftungen. Versuch einer archäologischen Taphonomie. In: E. Matheusser (Hrsg.), *Die geographische Ausrichtung bandkeramischer Häuser*. Univforsch. Prähist. Arch. 6. Bonn: Habelt 1991, 51–193.
- Splieth 1900: W. Splieth, *Inventar der Bronzealterfunde aus Schleswig-Holstein*. Kiel u. a.: Lipsius & Tischer 1900.
- Sprockhoff 1936: E. Sprockhoff, Ein Peschieradolch aus Niedersachsen. *Germania* 20, 1936, 166–170.
- Sprockhoff 1937: Ders., *Jungbronzezeitliche Hortfunde Norddeutschlands (Periode IV)*. Kat. Röm.-Germ. Zentralmus. Mainz 12. Mainz: Verlag des RGZM 1937.
- Sprockhoff 1956: Ders., *Jungbronzezeitliche Hortfunde der Südzone des nordischen Kreises (Periode V)*. Band 1. Kat. Röm.-Germ. Zentralmus. Mainz 16. Mainz: Verlag des RGZM 1956.
- Stern 2003: D. A. Stern, The Practical Turn. In: S. P. Turner/P. A. Roth (Hrsg.), *The Blackwell Guide to the Philosophy of the Social Sciences*. Malden/MA: Blackwell 2003, 185–206.
- Webmoor 2007: T. Webmoor, What about ›One More Turn after the Social‹ in Archaeological Reasoning? Taking Things Seriously. *World Arch.* 39/4, 2007, 563–578.
- Webmoor/Witmore 2008: Ders./C. L. Witmore, Things Are Us! A Commentary on Human/ Things Relations under the Banner of a ›Social‹ Archaeology. *Norwegian Arch. Review* 41/1, 2008, 53–70.
- Wenger 1998: E. Wenger, *Communities of Practice. Learning, Meaning, and Identity*. Cambridge: University Press 1998.
- Wiessner 1983: P. Wiessner, Style and Social Information in Kalahari San Projectile Points. *Am. Ant.* 48/2, 1983, 253–276.
- Wiessner 1985: Dies., Style or Isochrestic Variation? A Reply to Sackett. *Am. Ant.* 50/1, 1985, 160–166.
- Winance 2006: M. Winance, Trying Out the Wheelchair. The Mutual Shaping of People and Devices through Adjustment. *Science, Technology, & Human Values* 31/1, 2006, 52–72.

- Wolfram 1986: S. Wolfram, Zur Theoriediskussion in der prähistorischen Archäologie Großbritanniens. Ein forschungsgeschichtlicher Überblick über die Jahre 1968–1982. BAR Internat. Ser. 306. Oxford: British Archaeological Reports 1986.
- Wüstemann 1995: H. Wüstemann, Die Dolche und Stabdolche in Ostdeutschland. PBF VI, 8. Stuttgart: Franz Steiner 1995.
- Yarrow 2008: T. Yarrow, In Context: Meaning, Materiality and Agency in the Process of Archaeological Recording. In: Knappett/Malafouris 2008, 121–137.
- Zech 2010: T. Zech, Monumentale Biographien. Formen des Umgangs mit Weihmonumenten in Delphi und Olympia nach ihrer Aufstellung. Unveröffentlichte Magisterarbeit Berlin 2010.

Kerstin P. Hofmann

Freie Universität Berlin, Exzellenzcluster 264 Topoi, Topoi Building Dahlem, Hittorfstr. 18, 14195 Berlin

kerstin.hofmann@topoi.org

Stefan Schreiber

Exzellenzcluster Topoi, Topoi Building Dahlem, Hittorfstr. 18, 14195 Berlin

stefan.schreiber@topoi.org

Philipp W. Stockhammer

Von der Postmoderne zum *practice turn*: Für ein neues Verständnis des Mensch-Ding- Verhältnisses in der Archäologie*

Zusammenfassung:

Weder die Prozessuale noch die Postprozessuale Archäologie konnten mit ihrem Verständnis des Mensch-Ding-Verhältnisses dem Verflochtensein der Menschen und der Dinge gerecht werden. Beiden liegt die anthropozentrische Annahme zugrunde, dass dieses Verhältnis wesentlich von menschlicher Intentionalität bestimmt ist. Das Ding-Mensch-Verhältnis wird dabei allein vom Menschen her gedacht. Die material culture studies und die workplace studies haben in den letzten Jahren jedoch gezeigt, wie Dinge Handlungen auslösen bzw. selbst Handlungsträger sein können und bieten somit ein empirisches Korrelat zum Habituskonzept Pierre Bourdieus und der Aktor-Netzwerk-Theorie Bruno Latours. Ich denke, dass die Zeit reif ist, den practice turn der Kultur- und Sozialwissenschaften auch in der Archäologie zu vollziehen. Dies bedeutet kein Verwerfen der prozessualen und postprozessualen Ansätze, sondern deren Ergänzung um wichtige Erkenntnisse: Zwischen Mensch und Ding herrschen komplexe Verflechtungen, die auf gegenseitigen Abhängigkeiten beruhen. Menschen verfolgen mit den Dingen vielfältige Intentionen, fühlen sich aber auch durch die Dinge zum Handeln bewegt bzw. gedrängt. Menschen kommunizieren durch Objekte, aber auch mit Objekten im Rahmen sozialer Praktiken. Im zweiten Teil meines Beitrages zeige ich am Beispiel der Aneignung ägäischer Keramik an der spätbronze- und früheisenzeitlichen südlichen Levante, welche transformative Kraft dem Mensch-Ding-Verhältnis im Rahmen von Aneignungsprozessen erwächst.

Schlüsselwörter: Mensch-Ding-Verhältnis, Aktor-Netzwerk-Theorie, Aneignung, Spätbronzezeit, Levante

* Dieser Beitrag beruht auf Forschungen im Rahmen meines Habilitationsprojektes »Materielle Verflechtungen – Zur lokalen Einbindung fremder Keramik in der ostmediterranen Spätbronzezeit« im Rahmen des Heidelberger Exzellenzclusters »Asien und Europa im globalen Kontext«. Mein besonderer Dank gilt deshalb dem Exzellenzcluster für die großzügige Finanzierung meiner Forschungen ebenso wie Joseph Maran, Hans Peter Hahn, Kerstin P. Hofmann und Stefan Schreiber für kritische Diskussionen und zahlreiche Anregungen sowie zwei mir unbekanntem Gutachtern, denen ich weitere, wichtige Hinweise verdanke.

From Postmodernity to the *Practice Turn*: Towards a New Understanding of Human-Thing-Entanglement in Archaeology

Abstract:

The epistemological basis of neither processual nor post-processual archaeology has successfully managed to disentangle the complex relationship between humans and things. Both approaches are based on the anthropocentric notion that the relation between humans and things is guided by human intentionality and conceptualized from a human perspective. Within the last few years, material culture studies and workplace studies have demonstrated how things can trigger practices or have an agency of their own. These studies have empirically correlated Pierre Bourdieu's habitus concept and Bruno Latour's Actor-Network-Theory. In my view, it is time to extend the practice turn of Culture and Social Anthropology to Archaeology, which should not lead archaeologists to refuse processual and post-processual approaches but to supplement them with the following insights. Humans and things are connected by complex entanglements which are based on a mutual dependence. Humans use things with multiple intentions, but at the same time feel that things move or force them to act. Humans communicate through objects but also with objects in the context of social practices. Subsequently, I demonstrate the transformative power of the human-thing-entanglement within processes of appropriation by drawing on contextual analyses of Aegean-type pottery at the southern Levant in the Late Bronze and Early Iron Ages.

Keywords: Human-Thing-Entanglement, Actor-Network-Theory, Appropriation, Late Bronze Age, Levant

Befinden wir uns noch im Zeitalter der Postmodernen Archäologie? Der Wechsel der Forschungsparadigmen von der Prozessualen zur Postprozessualen Archäologie insbesondere im Bereich der englischsprachigen Archäologie schien im heutigen Rückblick in den frühen 1980er Jahren vollzogen. Seitdem befinden wir uns – zumindest in der Wahrnehmung vieler ArchäologInnen – im Zeitalter der pluralistischen Postprozessualen Archäologie als fachspezifische Aneignung der postmodernen Ansätze in der Philosophie, insbesondere des französischen Poststrukturalismus. Ich denke, dass es Zeit für einen neuen Paradigmenwechsel im Fach ist – nicht im Sinne einer Abkehr von den Denkmustern der Prozessualen und Postprozessualen Archäologie, sondern im Sinne einer Integration beider Ansätze vor dem Hintergrund der reichen Erkenntnisse, die in den letzten Jahren im Bereich der Ethnologie, Soziologie, der Studien der Materiellen Kultur (*material culture studies*) und der Arbeitsplatzstudien (*workplace studies*) gewonnen wurden. Ich möchte dies am Beispiel der archäologischen Herangehensweise bei der Interpretation keramischen Fundmaterials aufzeigen und im Anschluss daran auf Basis zweier Fallbeispiele das Potential eines integrierenden Ansatzes demonstrieren.¹

1 Zur besonderen Bedeutung von Keramik für Fragestellungen jenseits chronologischer Ansätze: Stockhammer 2009.

1. Das Mensch-Ding-Verhältnis in der Archäologie

Bislang hat sich die archäologische Forschung den Objekten auf sehr unterschiedliche Art und Weise angenähert, um prähistorische Funktionen und Bedeutungen zu erschließen: Die *New Archaeology* der 1960er Jahre sah Objekte dem Kulturbegriff von Lesley White folgend als extrasomatische Anpassung an die Umwelt. Dieser funktionalistische Funktionsbegriff hatte eine sehr reduzierte Dingwahrnehmung zur Folge: Dinge seien letztlich nur Mittel zum Zweck des Überlebens.² Im Rückblick ist der Umgang mit den Dingen aus der Sicht der Prozessualen Archäologie entweder als Verhalten im verhaltensbiologischen Verständnis oder als intentionales, auf das Ziel des Überlebens hin ausgerichtetes Handeln verstanden worden. Der Prozessualen Archäologie lag demnach – wenn sie Handeln überhaupt als intentional auffasste – die Vorstellung von einer monokausalen Intentionalität des Menschen im Umgang mit den Dingen zugrunde. Im Prinzip wurde also angenommen, dass jeder Form eine ganz eigene, spezifische Funktion zuzuordnen und das Objekt vom Menschen mit genau dieser Intention geschaffen worden sei. Überträgt man diesen Ansatz auf die Interpretation prähistorischer Keramik, sind Fragen nach der praktischen Gefäßnutzung, etwa zum Kochen, Aufbewahren oder dem Verzehr von Nahrung in diese funktionalistische Denktradition einzuordnen.

Die Vertreter der Postprozessualen Archäologie seit den 1980er Jahren wiesen ganz zu Recht darauf hin, dass zwischen Mensch und Objekt ein dialektisches Verhältnis besteht.³ Dinge seien zudem nicht nur schlichte Werkzeuge des Überlebens, sondern als Medien nonverbaler Kommunikation, als wichtige Bedeutungsträger in der Lebenswelt des Menschen zu verstehen. Handeln mit den Dingen wurde nun durchweg als intentionales Handeln gedacht. Solche »Symbols in Action« – so der Titel von Ian Hodders (1982a) paradigmatischem Werk – konnten auch Keramikgefäße sein, die jenseits der alltäglichen Verwendung die sozialen Identitäten des Produzenten und/oder des Besitzers kommunizierten. Vor diesem Hintergrund wurde nun verstärkt die mögliche soziale Bedeutung von Stilen in der Keramikverzierung betrachtet, insbesondere auch aus ethnoarchäologischer Perspektive.⁴ Eine besondere Rolle spielte hierbei die Frage, inwiefern das räumlich begrenzte Auftreten eines Stils als Spiegel einer prähistorischen Traditionsgemeinschaft oder gar einer ethnischen Gruppen zu werten sei. Zwar betonte die Postprozessuale Archäologie stets die Pluralität von Objektfunktionen, doch ging ihr Objektverständnis erkenntnistheoretisch weiterhin vom Menschen und seinen Intentionen aus. Im Sinne der postprozessualen Denkweise formt der Mensch Dinge, um mit ihnen nonverbale Botschaften zu senden. Die monokausale Intentionalität der Prozessualen Ansätze wurde durch eine polykausale Intentionalität ersetzt. Der Mensch

2 White 1959, 8; 12–16; Binford 1962, 218 f. – Zur kritischen Analyse der Prozessualen Archäologie: Eggert 1978a, bes. 9; Bernbeck 1997, bes. 37 f. Einen der Prozessualen Archäologie entsprechenden Funktionsbegriff hat bereits der Begründer des Funktionalismus der britischen *Social Anthropology*, Bronislaw Malinowski (1949), entwickelt, nach dessen Diktum die Kultur vor allem die Funktion hat, die menschlichen Grundbedürfnisse und damit menschliches Überleben zu sichern.

3 Grundlegend: Hodder 1982a; 1982b. Manfred K. H. Eggert wies bereits 1978 auf das dialektische Verhältnis von Mensch und Objekt (Eggert 1978b) hin, ohne dass jedoch seinem Text ein entsprechender Einfluss beschieden gewesen wäre.

4 z. B. Herbich 1987; Skibo u. a. 1989; Conkey/Hastorf 1990; Herbich/Dietler 1991; Stark 1998.

schaffe die Dinge nicht mehr mit einer einzigen Funktion im Hinterkopf, sondern ziehe bereits bei der Erschaffung des Objektes mehrere mögliche Funktionen des Objektes in Betracht. Die Grundannahme der menschlichen Intentionalität in der Erschaffung und im Umgang mit den Dingen blieb jedoch unangetastet.

Inzwischen mehren sich jedoch die Forschungsansätze, die versuchen, die Denkmuster der Prozessualen und Postprozessualen Archäologie zu integrieren und zugleich zu überwinden.⁵ Wichtige Denkanstöße verdankt die Archäologie hier insbesondere den französischen Soziologen Pierre Bourdieu und Bruno Latour, nämlich dem Habituskonzept Bourdieus und der Aktor-Netzwerk-Theorie (kurz: ANT) Latours. Im Gegensatz zu den dominierenden mentalistischen Strömungen in der Ethnologie und Soziologie der 1970er Jahre erkannte Bourdieu die Bedeutung des Materiellen in der Lebenswelt des Menschen und schuf auf diese Weise die Möglichkeit von Anknüpfungspunkten für die Archäologie, die dieses Potential jedoch erst in den letzten 20 Jahren vollends zu realisieren schien. Das Konzept des Habitus von Bourdieu (1987) besagt, dass unsere Praktiken mit den Dingen zu einem großen Teil durch die unbewusste Verinnerlichung kollektiver Dispositionen erfolgen. Menschen handeln demnach in gewissem Sinne schichtspezifisch, ohne dass sie sich dessen immer bewusst sind und ohne dass sie bemerken, welchen zentralen Einfluss hierbei die materielle Umgebung auf sie hat. Diese prägt den Habitus, indem sie in die sozialen Praktiken mit einbezogen wird. Bruno Latour stellte sich mit seiner Aktor-Netzwerk-Theorie auf sehr polemische Weise gegen die dominanten Denkmuster in der Soziologie und insbesondere auch gegen den französischen Poststrukturalismus, der auch für die Postprozessuale Archäologie von entscheidender Bedeutung gewesen war. Die Aktor-Netzwerk-Theorie im Sinne von Bruno Latour (1986; 2007) und John Law (1986; 1992) besagt unter anderem, dass das Verhältnis zwischen Menschen, Technik und Dingen nur dann zu verstehen sei, wenn nicht nur Menschen, sondern auch nicht-menschlichen Akteuren Handlungsmacht (*agency* in meinem Begriffsverständnis) zugebilligt werde. Technik und Objekte würden vom Menschen geformt und formten wiederum den Menschen. Objekte handeln ganz aktiv, wie es Latour (2007, 122) sehr plastisch formuliert: »Schließlich gibt es kaum einen Zweifel daran, dass Wasserkessel Wasser »kochen«, Messer Fleisch »schneiden«, Körbe Vorräte »aufbewahren« ... und so fort. Bezeichnen diese Verben keine Handlungen?« Nach Latour »ist *jedes Ding*, das eine gegebene Situation verändert, indem es einen Unterschied macht, ein Akteur – oder, wenn es noch keine Figuration hat, ein Aktant« (ebd. 123). Mit seinem Handlungsbegriff übergeht Latour jedoch die spätestens seit Max Weber (1968, bes. 471 f.) gerade in der deutschen Soziologie fest verwurzelte Differenzierung zwischen intentionalem Handeln und Verhalten. Dies mag für seine Akzeptanz in der deutschen Soziologie von Nachteil gewesen sein. Ich sehe aber gerade in seinem undifferenzierten Handlungsbegriff eine der zentralen Ursachen für die starke Rezeption Latours in der Archäologie. Während HistorikerInnen Geschichte oft als Folge intentionaler Handlungen begreifen, sind PrähistorikerInnen in den allermeisten Fällen nicht in der Lage, die im archäologischen Befund materialisierten Praktiken als intentionales Handeln oder als Verhalten zu bestimmen. Latours begriffliche Unschärfe trifft das Erkenntnispotential insbesondere der ur- und

5 Ein sehr früher Aufruf zur Integration und Überwindung beider Forschungsparadigmen findet sich bei Eggert 1993.

frühgeschichtlichen Archäologie. Die Möglichkeit, dem an sich wichtigen Aspekt der Intentionalität beim Umgang mit den Dingen nur eine untergeordnete Rolle zukommen zu lassen, macht Latour für die Archäologie wertvoll. Wenn nach Latour Wasserkessel Wasser kochen und Messer Fleisch schneiden, so ist dies streng genommen eher als Verhalten, denn als Handeln zu bezeichnen.⁶ Dinge handeln als Aktoren niemals intentional. Wie bereits Carl Knappett (2005, 22 f.) möchte ich Handlungsmacht (*agency*) und Intentionalität konzeptuell voneinander trennen. In welchen Fällen der prähistorische Mensch intentional handelte, ist uns zumeist verschlossen. Aus diesem Grund spreche ich im Folgenden weiterhin vom Handeln mit den Dingen und vom Handeln der Dinge und bezeichne Menschen und Dinge als Aktoren, bin mir aber der erkenntnistheoretisch bedingten Reduktion meines Begriffsverständnisses bewusst.

Die Integration der ANT in den archäologischen Erkenntnisprozess macht es zudem notwendig, sich von einem bestimmten Verständnis der soziologisch konstruierten Einheiten wie »Elite« oder »Unterschicht« zu lösen. Folgt man der ANT, können diese Einheiten nicht am Anfang einer Analyse als Erklärung für individuelles Handeln stehen, sondern nur am Ende als Gesamtbild der verflochtenen Handlungen einer Vielzahl individueller Aktoren. Latour distanziert sich jedoch sehr deutlich von solchen Begriffen, ohne zu erkennen, dass »Elite« oder »Unterschicht« als Begriffe auf ganz unterschiedliche, erkenntnistheoretische Weise verwendet werden können. Einerseits können sie nämlich als deskriptive Bezeichnung für eine Gruppe von Aktoren bzw. Aktanten – seien es Objekte, Menschen oder Verhaltensweisen – mit gleichen Merkmalen im Sinne eines deskriptiven Typs verstanden werden. Dieses taxonomische Begriffsverständnis spielt für Latour keine Rolle. Er prangert an, dass die zuvor konstruierten, abstrakten Einheiten sogleich als wirkmächtige Handlungsträger eine tragende Rolle in unseren Erklärungsmodellen einnehmen (Latour 2007, 50–75). Aus archäologischer Perspektive bedeutet dies, dass Handlungen eben nicht von Typen von Objekten, sondern von den Objekten selbst ausgelöst werden. Das von Latour aufgezeigte Missverständnis klassifikatorischer Einheiten darf aber nicht zur Ablehnung von Begriffen bei der rein deskriptiven Beschreibung einer klassifikatorischen Einheit führen. Abstrakte Entitäten als Bezeichnungen für eine Klasse von Dingen, Menschen oder Verhaltensweisen mit identischen Merkmalen sind aus deskriptiver Perspektive unverzichtbar, weil letztlich jede Benennung der Zuordnung zu einer abstrakten Entität entspricht. Das deskriptive Verständnis abstrakter Entitäten (Typen, Gesellschaftsschichten, Handlungsmuster etc.) gestattet die behutsame Verwendung der von Latour verworfenen Begriffe. Sie dürfen beschreiben, nicht jedoch erklären.

Die Einbeziehung menschlicher und nicht-menschlicher Aktoren in gemeinsame Netzwerke verschafft der ANT eine besondere Bedeutung für die archäologische Analyse, bei der das Dingliche allzu oft den Blick dominiert und zum Teil auch den Blick auf den Menschen als Aktor zu verstellen droht. Menschen und Dinge sind deshalb auch aus archäologischer Perspektive stets als in Netzwerken verflochtene und handelnde zu betrachten (Maran/Stockhammer 2012). Sehr zurückhaltend äußert sich Latour (2007, 76–108), was die Motivation des Aktors zum Handeln betrifft und bezeichnet dies als eine »Quelle der Unbestimmtheit«. Folgt man Latour, dann bewegen die in Netzwerken

6 Bereits Weber (1968, 471) spricht eben vom »Verhalten dieser Artefakte« und setzt ihre Kompetenz damit klar vom Handeln menschlicher Individuen ab.

verflochtenen Aktoren und Aktanten sich gegenseitig zum Handeln. Dementsprechend kann menschliches Handeln eben durch Objekte ausgelöst werden, etwa die Wahrnehmung von Götterbildern oder von zerbrechenden Kochtöpfen. Menschen und Dinge haben die Macht, Handlungen zu initiieren und sind somit Aktoren.

Latours Verständnis, wie Aktoren und Aktanten zum Handeln motiviert werden, kann meines Erachtens nicht hinreichend erklären, warum immer wieder ganz unterschiedliche Aktoren strukturell vergleichbar handeln. Zugleich erlaubt sein Ansatz nicht, gesellschaftliche Transformationsprozesse hinreichend zu verstehen. Ein besonderer Stellenwert in der Bestimmung von Handlungsmotivatoren kommt meines Erachtens dem Habituskonzept Bourdieus zu. Ich erachte es deshalb für notwendig, Latours ANT zusammen mit Pierre Bourdieus Konzept des »Habitus« zu lesen, dem auch Latour nicht völlig ablehnend gegenübersteht.⁷ Der Habitus im Sinne einer verinnerlichten kollektiven Disposition vermag zu erklären, warum unterschiedliche Aktoren strukturell ähnlich handeln. Aktoren mit ähnlichem Habitus werden auch von ähnlichen Handlungsmotivatoren getrieben. Diese Aktoren sind mit strukturell ähnlichen Aktoren und Aktanten vernetzt, also zum Beispiel von ähnlichen materiellen Objekten umgeben oder an der Ausübung ähnlicher sozialer Praktiken beteiligt. In diesem Sinne sind Begriffe wie »Elite« oder »Unterschicht« als beschreibende Bezeichnungen für eine Gruppe von Individuen anzusehen, die aufgrund des Habitus zu ähnlichen Aktionen motiviert werden. Am Anfang jeder Untersuchung muss deshalb eine kontextuelle Analyse individueller Praktiken stehen, deren Regelmäßigkeit oder Strukturiertheit dann im Sinne ähnlicher Weltbilder oder Identitätsgruppen zu deuten ist (Maran/Stockhammer 2012).

In welchem Maße Objekte die Macht besitzen, Menschen zum Handeln zu bewegen, zeigt sich insbesondere bei Konsumententscheidungen: Die Frage, warum sich Menschen bei der Auswahl etwa eines Keramikgefäßes zum Kauf oder Gebrauch für dieses oder jenes entscheiden, ist nicht immer durch rein funktionale Überlegungen im Sinne der prozessualen Archäologie oder als bewusste Kommunikation mit unserer Umwelt im Sinne der postprozessualen Archäologie zu verstehen. Oft wählen Menschen ein Objekt aus, weil sie das unbewusste Gefühl haben, dass das das Richtige sei, ohne es begründen zu können. Sie haben das Gefühl, dass das Objekt sie gefunden hat und sie nicht das Objekt.

Neben den Erkenntnissen von Latour und Bourdieu zeigen auch die Vertreter der *material culture studies*, allen voran Daniel Miller (2005; 2010) und Hans Peter Hahn⁸, dass unser bisheriges Objektverständnis dem Potential der Dinge nicht gerecht wird. Colin Renfrew prägte infolgedessen seine *material engagement theory*, die die Bindung des Menschen, insbesondere auch seines Denkens, an die Dinge ins Zentrum rückt.⁹ Auch Ian Hodder (2011a; 2011b) hat sich jüngst entsprechenden Denkansätzen angeschlossen und sich damit von seinem Postprozessualen Archäologieverständnis gewissermaßen distanziert. Das dialektische Mensch-Ding-Verständnis der Postprozessualen Archäologie übersah allzu oft die Macht der Dinge und zugleich deren Abhängigkeit

7 Latour 2007, 362 Anm. 26, der Bourdieus Begriff des Habitus als »ein solch exzellentes Konzept« bezeichnet, »sobald er von seiner Sozialtheorie befreit ist«.

8 Hahn 2005; 2010; 2011; 2012; in Vorb.; Hahn/Soentgen 2010.

9 DeMarrais u. a. 2004; Renfrew u. a. 2008; Malafouris/Renfrew 2010a; 2010b.

vom Menschen: Dinge verwirren, Dinge gehen zu Bruch, Dinge brauchen Pflege, damit sie dem Menschen erhalten bleiben. Hahn spricht deshalb vom Eigensinn der Dinge. Ein Gefäß zerbricht, es verärgert, es wird bedauert, es wird geflickt, es wird auf neue Art und Weise weitergenutzt. Auf diese Weise verhalten sich Objekte – ein Verhalten, das ich vereinfachend unter dem Begriff Handeln miteinbeziehe – und bringen damit Menschen zum Handeln, sind Dinge Akteure im Sinne der Akteur-Netzwerk-Theorie. Diese Handlungsmacht der Dinge ist weder mit einem funktionalistischen noch einem semiotischen Denkansatz hinreichend zu analysieren. Das Zerbrechen, Bedauern und oft zufällige Transformieren der Dinge ist nämlich nur sehr bedingt mit menschlicher Intentionalität zu erklären. Zugleich ist die Kommunikation mit den Dingen deutlich vielschichtiger als bislang angenommen. Die Denkweise der Prozessualen Archäologie zog eine Kommunikationsfähigkeit des Dinglichen nicht in Betracht. Die Postprozessuale Archäologie sah die Dinge durchaus als Bedeutungsträger, als Semiophoren, doch war ihre Botschaft stets eine vom Menschen in ihnen verschlüsselte. Dinge sprachen Botschaften, die ihr Schöpfer in sie geprägt hatte. Die sogenannten *workplace studies* haben jedoch eine hochkomplexe Kommunikationsweise zwischen Dingen und Menschen gezeigt, die zugleich ohne Worte und ohne Symbole auskommt (Gatewood 1985; Knoblauch/Heath 2006; Richardson 2009). Pete Richardson (2009) hat in einer Sägemühle in Idaho untersucht, wie das Handeln der Arbeiter an der Sägemaschine fast ohne Worte allein durch das ganzheitliche Wahrnehmen des jeweiligen Holzes mit allen Sinnen bestimmt wird. Das Sehen, Fühlen und Riechen des Materiellen bestimmt ganz wesentlich unseren Umgang mit den Dingen. Dinge sind stumm, aber sie können dennoch mit dem Menschen sinnlich kommunizieren. Sehr einfach zu verstehen ist diese Kommunikation auch beim Kochen: Über Geruch, Temperatur, Geschmack und Beobachtung kommunizieren die kochende Person, das Gefäß, das zu Kochende und das Herdfeuer miteinander, ohne dass ein Wort gewechselt wird, ohne dass die soziale Praxis des Kochens überhaupt als Akt der Kommunikation mit dem Dinglichen wahrgenommen wird.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass das Verhältnis zwischen Mensch und Ding das Bild einer dialektischen Beziehung nur sehr bedingt trifft. Ich denke, dass die Zeit reif ist, den *practice turn* der Kultur- und Sozialwissenschaften auch in der Archäologie zu vollziehen. Dies bedeutet kein Verwerfen der prozessualen und postprozessualen Ansätze, sondern deren Ergänzung um wichtige Erkenntnisse: Zwischen Mensch und Ding herrschen komplexe Verflechtungen, die auf gegenseitigen Abhängigkeiten beruhen. Menschen verfolgen mit den Dingen vielfältige Intentionen, fühlen sich aber auch durch die Dinge und deren Verhalten zum Handeln bewegt bzw. gedrängt. Menschen kommunizieren durch Objekte, aber auch mit Objekten im Rahmen sozialer Praktiken.

Auf der Basis dieser erkenntnistheoretischen Grundlage ist es nun notwendig, eine für die Eigenheiten des archäologischen Quellenmaterials geeignete Methodologie zu entwickeln. Zunächst ist es unabdingbar, sich des komplexen Mensch-Objekt-Verhältnisses prinzipiell bewusst zu sein, um nicht zu voreiligen Schlüssen zu gelangen. Zudem müssen wir erkennen, dass Bedeutung wie auch Funktion eines Objektes keine Zustände, sondern Prozesse sind. Aus diesem Grund ist es wichtig, die normative Vorstellung von »dem bestimmten Zweck« eines Objektes und einer »Zweckentfremdung« im Falle einer andersartigen Verwendung aufzugeben. Bedeutungen und Funktionen

bilden sich immer wieder aufs Neue im Rahmen der sozialen Praktiken, in die ein Objekt eingebunden ist. Es gibt weder richtigen, noch falschen Umgang mit den Dingen, sondern einfach nur unterschiedliche Handhabungen ein und desselben Gegenstands. Diese mögliche Vielfalt an Bedeutungen und Funktionen eines einzelnen Gegenstands ist auf Basis archäologischen Quellenmaterials niemals zu begreifen. Die Archäologie besitzt lediglich die Möglichkeit, situative Objektbedeutungen und Objektfunktionen zu erkennen. Aus diesem Grund müssen wir den analytischen Fokus auf die mit dem Objekt verbundenen sozialen Praktiken zu richten. Nur wenn sich diese im Objekt bzw. seinem Kontext materialisiert haben, sind sie für den Archäologen zugänglich. Nur die im Befund dokumentierten Praktiken erlauben, einen Ausschnitt der ehemaligen Vielfalt an Funktionen und Bedeutungen eines Objektes zu erkennen.

Auf das Beispiel der Keramik ägäischen Typs bezogen bedeutet dies eine vielseitige Herangehensweise:

- 1) Analyse der Form eines Gefäßes (einschließlich der Herstellungstechnik) und der damit verbundenen, funktionalen Vor- und Nachteile für die Handhabung
- 2) Analyse der Gefäßbemalung in ihrer Technik und Syntax
- 3) Analyse von am Gefäß erhaltenen Spuren prähistorischen Gebrauchs. Rußspuren können ein Hinweis auf die Positionierung an der Feuerstelle sein. Die chemische Analyse von Rückständen im Gefäß gibt einen wichtigen Hinweis auf Substanzen, die in das Gefäß gegeben wurden.
- 4) Analyse des Kontextes der Gefäße, insbesondere wenn das Glück einer primären Fundposition vorliegt. Hier ist nach der Fundlage im Verhältnis zur Architektur, Installationen und anderen Objekten innerhalb des relevanten Raumes zu fragen.
- 5) Analyse der räumlichen Verbreitung von Gefäßen einer bestimmten Form und/oder Bemalungsweise sowie das räumliche Auftreten bestimmter Motive auch auf anderen Medien
- 6) Analyse bildlicher und schriftlicher Überlieferung zu den Funktionen und Bedeutungen von zeitgleichen Gefäßen
- 7) Analyse ethnographischer und ethnoarchäologischer Befunde und systematisch vergleichende Perspektive im Sinne M. K. H. Eggerts (1993)

2. Die Aneignung der Dinge aus archäologischer Perspektive

Besonders deutlich werden Mensch-Ding-Verflechtungen im Rahmen von Aneignungsprozessen. Wenn Menschen mit fremden bzw. neuen Objekten konfrontiert werden und sie sich entscheiden, diese in ihre Lebenswelt zu integrieren, hat dies eine Vielzahl bewusster und unbewusster menschlicher Entscheidungen zur Folge, die in der Regel ganz wesentlich vom Objekt mitbestimmt werden.

Grundlegend für die Analyse von Aneignungsprozessen sind die Forschungen von Hans Peter Hahn. Entscheidet sich ein Individuum nach der Begegnung mit einem neuen bzw. fremden Objekt, dieses anzueignen, wird ein komplexer Prozess ausgelöst, den Hahn in vier Aspekte gliedert, die allerdings parallel zueinander und nicht in

zeitlicher Abfolge vonstatten gehen¹⁰: erstens der Übergang des Objektes von der Ware zum persönlichen Gut; zweitens seine Objektivierung, d. h. das Objekt erhält einen eigenen Namen und wird somit in lokale Kategorisierungssysteme eingebunden; drittens das Erlernen des Gebrauchs und damit die Inkorporierung des Objektes¹¹; viertens der Wandel des Kontextes des Objektes durch Umdeutung oder seine Einbindung in bestehende soziale Praktiken. Dabei kann das Objekt auch zur Konstruktion von Traditionen Verwendung finden: »Das Objekt wird mit Bedeutungen und Kontexten versehen, es wird transformiert, um so als Bestandteil der sich etwas aneignenden Gesellschaft neu erfunden zu werden« (Hahn 2005, 107). Einige der von Hahn herausgestellten Aspekte zielen auf die Ebene der Objektwahrnehmung und sind im archäologischen Befund nicht bzw. kaum zu erkennen. Während sich die Einbindung eines Objektes in bestehende soziale Praktiken durchaus im Befund widerspiegeln kann, sind Umdeutung und Traditionalisierung schwerer¹² und Umbenennung in schriftlosen Kulturen gar nicht zu erfassen. Ich stimme Hahn (2004b, 220; 2005, 106 f.) zu, dass Aneignung ein Prozess ist, der im Prinzip keinen Abschluss findet, da es immer wieder aufs Neue zu Umdeutungen, Inkorporierungen, Manipulationen und Neuschöpfungen kommen kann. Der Begriff der ›Aneignung‹ hat somit den Vorteil, dass er den Blick auf das intentionale Handeln der aneignenden Personen mit einem hermeneutischen Ansatz kombiniert (Hahn 2005, 101; 2007, 209; 2008, 197–199). Interpretation und Aktion sind laut Hahn (2008, 199) in diesem Kontext keine Gegensätze, sondern bedingen sich einander gegenseitig. Es wird nicht möglich sein, die von Hahn aufgezeigten Aspekte entsprechend klar im archäologischen Kontext nachzuvollziehen. Die Bedeutung von Hahns Überlegungen sehe ich vor allem darin, dass sie uns die Komplexität des Prozesses vor Augen führen und uns gezielt Ausschau nach der Materialisierung entsprechender Aspekte halten lässt.

Die Struktur des Prozesses, den ich als Verflechtung bezeichne, lässt sich folgendermaßen darstellen (Stockhammer 2012a): Am Beginn jedweder Interaktion steht die Begegnung (*encounter*) mindestens zweier unterschiedlicher, allein in klassifikatorischer Hinsicht als »rein« anzusehender Einheiten. Es spielt für mich deshalb auch keine Rolle, ob diese Einheiten bereits vor der betrachteten Begegnung miteinander in Kontakt standen. Die enge Verflechtung der Kulturen des östlichen Mittelmeerraumes lange vor der Spätbronzezeit macht es sowieso unmöglich, die einzelnen, von der Wissenschaft definierten Kulturen als historisch reale Einheiten zu betrachten. Mein Fokus liegt auf der Interaktion von kulturellen Subsystemen, wie z. B. Koch-, Trink- oder Gelagesitten. Als Beispiel für den Beginn eines Verflechtungsprozesses könnte man den Transport von Keramik aus Griechenland an die Levante nennen. Die Begegnung mit dem Neuen

10 Hahn 2004a, 64–67; 2004b, 218–220; 2005, 102–104; 2007, 209 f.

11 Maran (2011) bezeichnet diesen Schritt als ›Übersetzung‹ des Fremden bzw. Anderen. Diese Übersetzung ist seiner Meinung nach notwendig, um einer empfangenden Gesellschaft die Bedeutung fremder Praktiken, Objekte und Ideen zu vermitteln. Folgt man der Differenzierung von Performanz und Kompetenz analog zu Noam Chomskys Syntax-Theorie, in der er Kompetenz als allgemeine Sprachfähigkeit und Performanz als individuelle Sprachverwendung definiert (Chomsky 1972, 14 f.), kann man auch von einer ›Kompetenzvermittlung‹ sprechen. Die ›Übersetzung‹ ist allerdings nur ein möglicher Teil des Aneignungsprozesses, da die Vermittlung fremder Praktiken und Bedeutungen bzw. das Interesse der Aneignenden an einer solchen nicht bei jedem Aneignungsprozess gegeben sein muss.

12 Zum Potential semiotischer Ansätze in der Archäologie: Furholt/Stockhammer 2008.

– ganz unabhängig davon, ob diese in der einen oder anderen Kultur erfolgt – hat in aller Regel Handlungsrelevanz für die empfangende Einheit und löst einen Prozess der Aneignung aus. Im Moment der Begegnung verändert damit nicht der Mensch das Objekt, sondern das Objekt den Menschen. In seiner Materialität zwingt es ihn, seine sozialen Praktiken, seine Objekt- und Raumwahrnehmung zu modifizieren, da es seine bisherige Lebenswirklichkeit modifiziert. Dieser Prozess der Aneignung resultiert in einer Verflechtung sozialer Praktiken bei zugleich unveränderter Materialität des Objektes selbst. Die verschiedenen Facetten des Aneignungsprozesses zielen auf einen strukturierten Umgang mit dem Neuen bzw. Fremden durch Modifikation des Objektkontextes. Nicht das Objekt verändert sich, sondern die Relation zum Objekt (Hahn 2004b, 226; 2005, 101). Im Kontext der Aneignung kommt es deshalb zu einem »relationalen Geflecht« (*relational entanglement*). Da der Prozess der Aneignung nie ein Ende findet, ist auch das »relationale Geflecht« nur ein situativer Zustand im Kontext von taxonomischen Grenzregionen (*liminal spaces*) im Sinne eines »Dazwischenseins« (*in-between*).¹³ Als Beispiel für diese Phase kann die Integration mykenischer Trinkgefäße in levantinische Gelageservice genannt werden, wobei im Service lokale und fremde Gefäße zusammen im selben performativen Akt Verwendung finden. Das mykenische Gefäß in seiner bloßen Materialität hat sich in diesem Zustand noch nicht verändert, auch wenn es Teil ganz anderer Praktiken geworden ist.

Mit der Entstehung immer wieder neuer, relationaler Geflechte muss der Verflechtungsprozess aber noch nicht enden, sondern löst einen Akt kreativer Schöpfung aus. Jetzt erst findet eine grundlegende Transformation des materiellen Objektes in seiner Materialität statt. Es entsteht ein »materielles Geflecht« (*material entanglement*). Dieses verbindet nun die zuvor getrennten, klassifikatorischen Einheiten zu etwas Neuem, das man vielleicht als eine neue, klassifikatorische Einheit bezeichnen darf, so dies aus epistemologischer Perspektive sinnvoll erscheint. Das materielle Geflecht ist zwar eindeutig aus den zuvor getrennten, klassifikatorischen Einheiten, gleichwohl jedoch nicht mehr in seine Ursprünge aufzugliedern.¹⁴ Die Ausprägung des materiellen Geflechts ist dabei wesentlich durch die individuelle Kreativität und die Handlungsmacht des Schöpfenden bestimmt. In dem von mir gewählten Beispiel wäre die lokale Nachschöpfung mykenischer Keramik an der Levante als materielles Geflecht anzusprechen.

Dieser methodische Ansatz bietet meines Erachtens die beste Möglichkeit, um sich den materiellen Verflechtungen in der ostmediterranen Spätbronzezeit anzunähern, wobei ich im Folgenden nicht alle oben genannten Analyseschritte im Einzelnen explizit in ihrer Anwendung beschreibe. Mein Anliegen ist es, Erkenntnisse über den Verlauf der Aneignungsprozesse sowie die jeweils relevanten Faktoren zu erlangen und situative Geflechte hinsichtlich ihrer Materialisierung, ihres Kontextes und ihrer historischen Bedeutung zu analysieren. In diesem Rahmen möchte ich die Komplexität des

13 Die Bedeutung von »liminal spaces« und »in-between« hat bereits Bhabha (2007) herausgestellt, sieht diese Räume und Zustände jedoch als soziale Realitäten in postkolonialen Gesellschaften an. Er übersieht dabei, dass letztlich auch die postkoloniale Gesellschaft ein Konstrukt wissenschaftlicher Klassifikationen und keine real existierende Einheit ist.

14 Nach der Terminologie von Feldman (2006, 30; 62; 67; 202 Anm. 32) handelt es sich bei diesen Objekten dann um »internationale« Objekte, weil sie eine »vollständige Hybridisierung« zeigten, deretwegen sie keiner spezifischen lokalen Tradition mehr zugeordnet werden könnten.

Mensch-Ding-Verhältnisses und die daraus resultierenden, vielfältigen Funktions- und Bedeutungstransformationen aufzeigen.

3. Fallbeispiele: Aneignung ägäischer Keramik an der südlichen Levante

Um das Potential der soeben ausgeführten methodischen Herangehensweise aufzuzeigen, möchte ich im Folgenden ausgewählte Prozesse der Aneignung mykenischer Keramik an der südlichen Levante im 14. bis 12. Jh. v. Chr., also der späten Bronze- und frühen Eisenzeit nach levantinischer Terminologie untersuchen. Dem räumlichen Schwerpunkt meiner gegenwärtigen Forschungen folgend, stammen meine Fallbeispiele allesamt aus der südlichen Levante, die die modernen Staaten Israel (einschließlich der besetzten Gebiete) und Libanon umfasst (Abb. 1).

Im 14. und 13. Jh. v. Chr. wurden große Mengen von Feinkeramik, die in Werkstätten der nordöstlichen Peloponnes produziert wurden, an die südliche Levante verbracht. Entsprechende Gefäße nutzte man dort im 12. Jh. v. Chr. weiter und ergänzte sie seit dem späten 13. Jh. v. Chr. durch auf Zypern und vor Ort produzierte Keramik ägäischer Form- und Bemalungstradition. Weil Fragen des Herstellungsortes hier keine besondere Rolle spielen sollen, möchte ich statt von »mykenischer Keramik« von »Keramik ägäischen Typs« sprechen und meine damit sämtliche Gefäße, die mykenischen oder minoischen Formtraditionen entstammen – unabhängig davon, wo entsprechende Gefäße tatsächlich produziert worden sind. Ebenso wenig wie auf die Orte der Herstellung werde ich auf die mannigfaltigen Diskussionen zu den Mechanismen der Güterdistribution im spätbronze- und früheisenzeitlichen Ostmittelmeerraum eingehen, da mein Fokus lediglich auf der jeweiligen Aneignung und den damit verbundenen Funktions- und Bedeutungstransformationen der Dinge liegt.

Aus der Vielzahl der an die Levante verhandelten Gefäßformen ägäischen Typs greife im Folgenden zwei Gefäßformen heraus, deren Funktion und Bedeutung bislang völlig klar zu sein schien, nämlich amphoroide Kratere und flache, gestielte Trinkschalen, die sogenannten Kylikes (Abb. 2 und 3). Beide Formen wurden lange Zeit als Zeichen für die Übernahme ägäischer Trinkpraktiken an der südlichen Levante angesehen. Im mykenischen Griechenland verwendete man Kratere zum Mischen von Wasser und Wein. Anschließend wurde das Getränk aus paarweise gruppierten Kylikes getrunken. Ein Gelagegeschirr umfasste deshalb zusammen mit dem Krater mehrere Paare von Kylikes.¹⁵ Die Gleichheit der Gefäßformen im mykenischen Griechenland und an der Levante sah man als Beleg für die Gleichheit der mit ihnen verbundenen Praktiken und Bedeutungen. Form, Funktion und Bedeutung wurden gewissermaßen als unzertrennliche, kulturübergreifende Konstanten begriffen.

Im Rahmen meiner Habilitation habe ich die Fundkontexte der amphoroiden Kratere und Kylikes an der südlichen Levante untersucht und Zypern sowie die nördliche Levante lediglich vergleichend mit einbezogen. Mein besonderes Augenmerk lag hierbei vor allem auf den *In-situ*-Funden, weil diese eine umfassendere Analyse des Kontextes

15 Stockhammer 2008, 135; 169; 306; 314; 295–310; 320; 325.

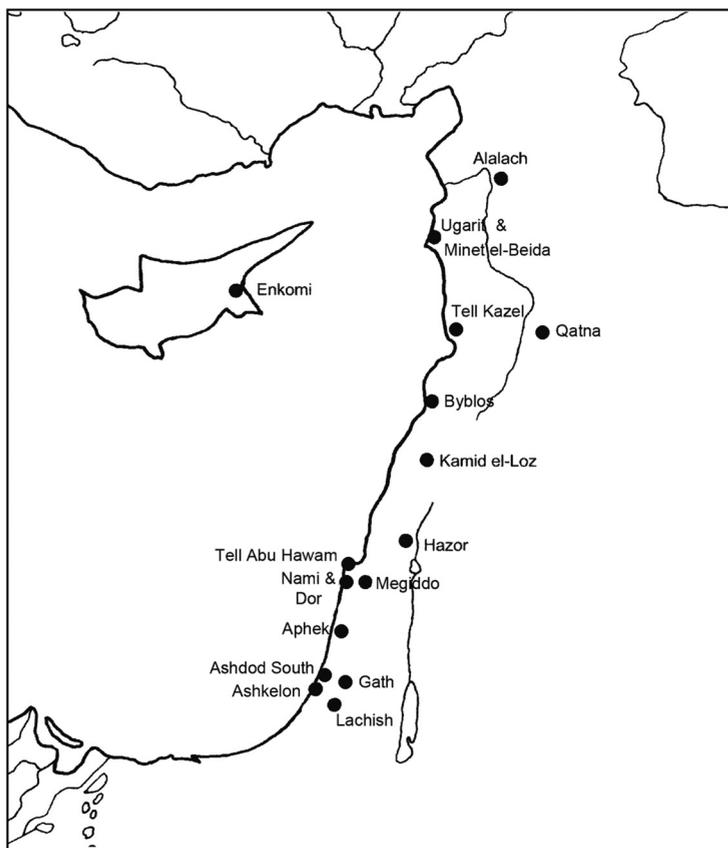


Abb. 1: Die Levante im späten 2. Jt. v. Chr. (verändert nach Fischer 2007, Taf. 1).

einschließlich der Beifunde und des architektonischen Rahmens erlauben. Des Weiteren habe ich die statistischen Verhältnisse zwischen Kratern und Kylikes in den einzelnen Siedlungen untersucht und mich auch mit den Funktionen und Bedeutungen der formal vergleichbaren Gefäße levantinischen Typs auseinandergesetzt. Für letztere lagen neben *In-situ*-Kontexten auch einige wenige Text- und Bildquellen sowie Nahrungsrückstandsanalysen vor.

3.1 Fallbeispiel 1: Amphoroide Kratere an der südlichen Levante

Die wenigen, aussagekräftigen Fußbodeninventare mit amphoroiden Kratern und quantitative Überlegungen erlauben für diese Gefäßform, eine levantinische – vielleicht sogar südlevantinische – Aneignung nachzuvollziehen: Von besonderer Bedeutung ist das Fußbodeninventar von Raum 1817 in Megiddo (Stockhammer 2011), wo mindestens ein solcher Krater *in situ* angetroffen wurde (Abb. 2, 2), allerdings ohne jegliche weitere Gelagegefäße, jedoch vergesellschaftet mit einer zyprischen Wandapplik lokaler Produktion. Eine vergleichbare Situation ist im Raum 36 des Rhytontempels in Ugarit



Abb. 2: Mykenische amphoroide Kratere aus Zypern (1) und Megiddo, Raum 1817 (2) (1: mit freundlicher Genehmigung des Britischen Museums, London; 2: Zeichnung P. W. Stockhammer).

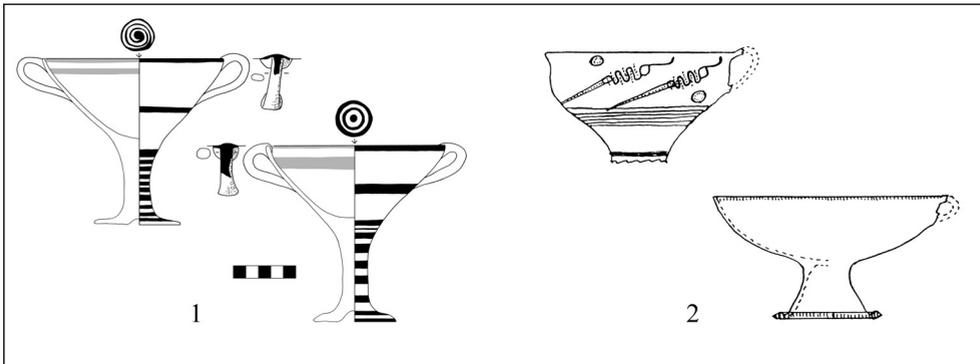


Abb. 3: Mykenische Kylikes aus Tiryns (1) und mykenische Kylix und gestielte Schale levantischen Typs aus Lachish (2) (1: Stockhammer 2008, Nr. 1194–1195; 2: verändert nach Tufnell 1940, Taf. 46B, 213. 219).

belegt: In diesem Raum fand sich das Oberteil eines amphoroiden Krateres, von dem weitere Fragmente über den Südosten des Gebäudes streuten und für den eine *In-situ*-Position in Raum 36 anzunehmen ist.¹⁶ Wie im Raum 1817 von Megiddo fehlen auch im Raum 36 des Rhytontempels Hinweise auf Trinkgefäße¹⁷, jedoch ist auch dieser amphoroide Krater mit zyprischen Wandappliken vergesellschaftet.¹⁸ Im Rahmen meiner Materialaufnahmen von Keramik ägäischen Typs habe ich festgestellt, dass etwa in Megiddo aus den Siedlungsschichten insgesamt zehn amphoroide Kratere, hingegen nur fünf Trinkgefäße ägäischen Typs überliefert sind. In Tell eš-Šāfi/Gath konnte ich aus den Grabungen 1996–2005 und 2010 insgesamt sechs amphoroide Kratere, aber kein

16 Mallet 1987, 223; 239; 242 Abb. 17, 79/5047; 243 Abb. 18, 79/5047.

17 Allein eine einzige Knickwandschale lokalen Typs mit 16,7 cm Randedurchmesser könnte man vielleicht als Trinkgefäß werten (Mallet 1987, 240; 242 Abb. 17, 80/5100).

18 Mallet 1987, 239 f.; 243 Abb. 18, 79/5079; 79/5616; 80/5323.

einziges Trinkgefäß ägäischen Typs identifizieren. In Aphek sind als Gelagegefäße ägäischen Typs insgesamt neun Kratere und sieben offene Gefäße, in Hazor zehn Kratere und zehn sonstige, offene Gefäße, in Lachish 13 Kratere und 16 Tassen und eine Kylix belegt (Hankey u. a. 2004; Guzowska/Yasur-Landau 2009; S. Zuckerman, freundl. Mitteilung). Es ist keineswegs auszuschließen, dass auch an den genannten Fundorten bisweilen Trinkgefäße ägäischen Typs zusammen mit entsprechenden Krateren verwendet wurden. Das quantitative Verhältnis der Kratere zu den Trinkgefäßen unterscheidet sich jedoch so deutlich von dem für die Ägäis ermittelten Mengenverhältnis von zehn Trinkgefäßen auf einen Krater, dass kein Zweifel daran besteht, dass an der südlichen Levante andere Gelagepraktiken mit den Krateren als im ägäischen Raum herrschten. Dies könnte auch für die nördliche Levante gelten, da sich unter den 33 Individuen ägäischen Typs aus dem Rhytontempel von Ugarit zwar fünf Kratere befanden, jedoch Trinkgefäße ägäischen Typs fehlten (Mallet 1987; van Wijngaarden 2002, 60–62).

Die wenigen Darstellungen von Trinkpraktiken der kanaanitischen Eliten des 13. und 12. Jhs., insbesondere die Abbildungen trinkender Herrscherpersönlichkeiten auf den im Palast von Megiddo gefundenen Elfenbeinobjekten, zeigen den Konsum von Wein aus Metallschalen dem ägyptischen Herrschergestus entsprechend (Loud 1939, Taf. 4, 2; 32; 160; Yasur-Landau 2005, 173 Abb. 1, 1). Die Verwendung von flachen Trinkschalen aus Metall durch die Eliten bekräftigen auch die Beigaben in elitären Gräbern (Yasur-Landau 2005). Da die Eliten ab dem späten 14. Jh. v. Chr. an der südlichen Levante auf die Nutzung ägäischer Keramik verzichteten (Stockhammer 2012b), können entsprechende Abbildungen aber nicht zur Illustration der Verwendung dieser Importgefäße herangezogen werden. Sie zeigen lediglich, dass auch Personen in hohen Statuspositionen kraterartige Gefäße nutzten und man Kratere in Ständern platzierte. Aufschlussreich für den Umgang mit den Krateren ägäischen Typs sind hingegen die Darstellung eines kanaanitischen Söldners aus Tell el-Amarna aus dem 14. Jh. v. Chr. (Spiegelberg/Erman 1898) und die zahlreichen Funde von Einsatzsieben und Krümmern für Trinkstrohhalme¹⁹, so unter anderem auch in Tell el-Amarna und aus dem Schiffswrack von Ulu Burun (Abb. 4; Griffith 1926; Weisgerber 2005). Die durchschnittliche Bevölkerung, in deren Häusern sich auch die ägäischen Kratere fanden, trank offensichtlich Bier mit Strohhalmen aus großen Gefäßen, die man ins Zentrum einer Runde von Trinkenden stellte. Auch im Raum 36 des Rhytontempels von Ugarit saßen wohl Personen auf den Steinbänken, um gemeinsam aus dem in einem Bronzeständer platzierten Krater zu trinken. In aller Regel dürften bei den kanaanitischen Trinkgelagen Kraterformen kanaanitischen Typs verwendet worden sein, wie sie in spätbronzezeitlichen Kontexten vielfach belegt sind (Amiran 1970, 132 f.; Taf. 41; 134 f.). Diese zeigen oft auch figürliche Darstellungen (Choi 2008), kaum jedoch szenische, wie sie auf den amphoroiden Krateren ägäischen Typs so häufig belegt sind (Vermeule/Karageorghis 1982).

19 Griffith 1926; Maeir/Garfinkel 1992; Simon 1992; Maeir 2007. Verwiesen sei auch auf die Vielzahl von Darstellungen des Trinkens mit Strohhalmen in der vorderasiatischen und ägyptischen Kunst des 3. und 2. Jts. v. Chr., insbesondere der Glyptik des 3. Jts. v. Chr. (Selz 1983; Homan/Ebeling 2008; McGovern 2009, 97–100).

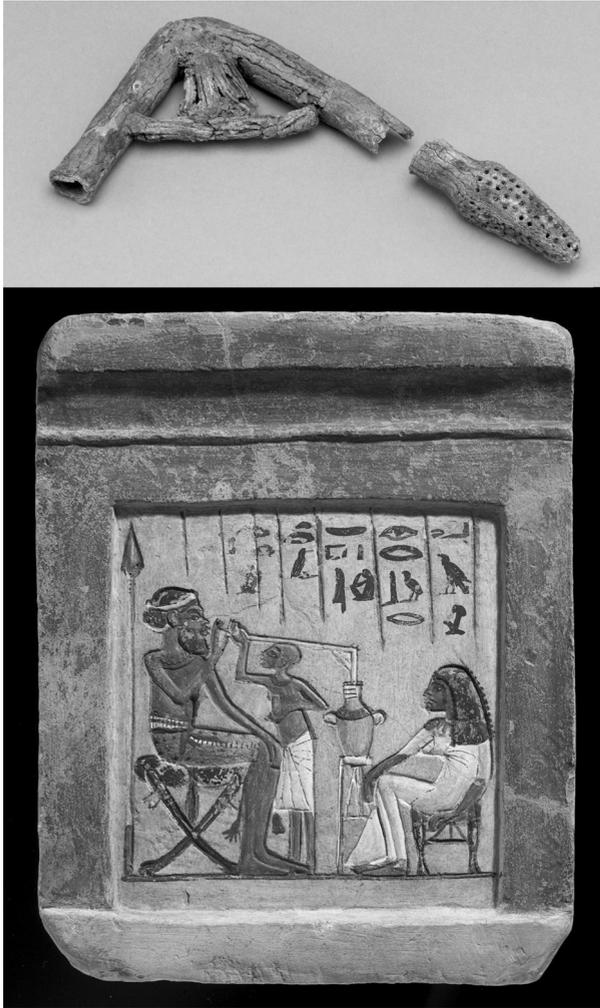


Abb. 4:
Darstellung eines kanaanitischen
Söldners auf einer Kalksteinstele
und Rohrkrümmer und Einsatzsieb,
beide aus Tell el-Amarna (mit
freundlicher Genehmigung des
Britischen Museums, London
und der Staatlichen Museen
Preußischer Kulturbesitz, © Sandra
Steiß, Ägyptisches Museum und
Papyrussammlung, Berlin).

Den bronzezeitlichen Text- und Bildquellen des Vorderen Orients zufolge war der Bierkonsum seit dem 3. Jt. v. Chr. eng mit der Nutzung von Strohhalmen verbunden, wobei Bier sowohl die Eliten wie die breite Bevölkerung konsumierten.²⁰ Während Bier aber von Mitgliedern ganz unterschiedlicher Statusgruppen getrunken wurde, blieb der Weinkonsum an der südlichen Levante wie auch in Ägypten und Untermesopotamien den Eliten vorbehalten. Die Weingüter in Ägypten waren allesamt in königlichem Besitz. Allein im Rahmen der wichtigsten religiösen Zeremonien verteilte man in Ägypten Wein auch an eine breitere Bevölkerung (Marciniak 1995, 242; Poo 1995; McGovern 2009, 182; Taf. 6).

Weitere Hinweise darauf, dass man Bier und nicht Wein mit Strohhalmen konsumierte, sind etwa die Einsatzsiebe in den Strohhalmen, die die Rückstände im Bier

20 Homan 2004, bes. 86; Homan/Ebeling 2008, 48; 56; McGovern 2009, 97–100. Die früheste Darstellung des Bierkonsums mit Strohhalmen ist auf einem Siegel aus Tepe Gawra (ca. 3850 v. Chr.) wiedergegeben (McGovern 2009, 98 Abb. 13a).



Abb. 5: Gruppe von Männern aus dem Stamm der Fipa beim Biertrinken, Tansania (Fotograf: Bilham Kimati, nach Haaland 2007, 166 Abb. 1; mit freundlicher Genehmigung von Randi Håland).

zurückhalten sollten und eine entsprechende ethnohistorische Beschreibung bei Xenophon (*Anabasis*, IV, 5, 26) über die Sitte des Biertrinkens mit Strohhalmen bei Bauern in den armenischen Bergen (Spiegelberg/Erman 1898, 128). In Ostafrika und Vietnam ist es auch heute noch üblich, Bier mit Strohhalmen aus kraterähnlichen Großgefäßen zu trinken (Abb. 5; Karp 1980; Homan 2004, 86; Haaland 2007). In diese levantinische Trinkpraxis ließen sich auch ägäische Kratere mühelos integrieren.²¹ Vieles spricht also dafür, dass ägäische Kratere an der südlichen Levante ganz anders genutzt wurden, als dies von den griechischen Produzenten ursprünglich angedacht worden war. Auch wenn man die ägäische Funktion als Mischgefäß gekannt haben sollte, bot sich das schön gestaltete, offene Großgefäß förmlich an, den Mittelpunkt des Biergelages einzunehmen. In der Mitte des Raumes platziert nahm der Krater ägäischen Typs aufgrund seiner Bemalung sicherlich auf ganz neue Weise die Blicke und Aufmerksamkeit der Trinkenden ein. Die Motive der Bemalung – seien es Streitwagenszenen, Stiere oder

21 Der Nachweis von Bier mittels Nahrungsrückstandsanalysen gestaltet sich deutlich schwieriger als der von Wein. Gerade für amphoroide Kratere, die an der südlichen Levante gefunden wurden, fehlen solche Untersuchungen gänzlich. Bislang sind auch noch keine Siebeinsätze oder Strohalmkrümmer innerhalb ägäischer Kratere an der Levante dokumentiert worden. Nicht jeder Strohalm muss jedoch ein Einsatzsieb besessen haben, da ethnographisch im rezenten Afrika ausschließlich Strohhalme ohne Sieb und Krümmer für den Bierkonsum verwendet werden. Solche Strohhalme entziehen sich natürlich vollständig dem archäologischen Befund. Eine weitere Möglichkeit, Bier vor dem Genuss zu sieben, stellen die in der späten Bronzezeit und Eisenzeit an der Levante und in Ägypten häufig belegten Siebkannen dar (Homan 2004, 92; Homan/Ebeling 2008, 55 f.).

Phantasiewesen²² – werden die Thematik der Gespräche mitbestimmt und letztlich einen nicht unbedeutenden Einfluss auf das Erzählen von Geschichten beim Gelage ausgeübt haben.

Nach der von mir vorgeschlagenen methodischen Herangehensweise lässt sich ein komplexer Prozess der Aneignung erfassen, der ein relationales Geflecht zur Folge hatte: Alle vier Aspekte der Aneignung nach Hahn sind in diesem Fall klar zu erkennen. Besonders interessant ist die Objektivierung: Man klassifizierte das Gefäß nicht im ägäischen System als Mischgefäß, sondern nach lokaler Tradition als Trinkgefäß. Dies ging mit entsprechender Umdeutung einher, die eine Inkorporierung in lokale Praktiken zur Folge hatte.

Das komplexe Mensch-Objekt-Verhältnis im Sinne des *practice turn* spiegelt sich zunächst im Kontext des Aneignungsprozesses und der entsprechenden Transformation von Bedeutungen und Funktionen wider. Zugleich erlaubt die ANT, die Kratere als aktive Beteiligte eines Gelages zu verstehen. Sie beeinflussten nämlich nicht nur die Praxis des Trinkens (etwa die Handhabung und Platzierung der Strohhalme), sondern sicherlich auch die Gespräche während des Gelages.

3.2 Fallbeispiel 2: Kylikes an der südlichen Levante

Als zweites Beispiel möchte ich die Form der Kylix beleuchten, die sich an der südlichen Levante bislang niemals zusammen mit Krateren ägäischer Produktion fand. Bereits Assaf Yasur-Landau (2005, 172; 174; 2008, 356) war aufgefallen, dass die gestielten Trinkgefäße ägäischen Typs nicht mit den performativen Praktiken der südlevantinischen Gelage in Verbindung zu bringen waren, wie sie etwa auf den Elfenbeinen aus Megiddo und Tell el-Far'ah (Süd) dargestellt sind. Er ließ allerdings offen, wie die Funde von Kelchen und Kylikes ägäischen Typs an der südlichen Levante insofern zu erklären seien.

Um mögliche soziale Praktiken mit diesen Gefäßen ägäischen Typs an der südlichen Levante erschließen zu können, ist es zunächst notwendig, nach dem Verwendungszweck der kanaanitischen, gestielten Schalen zu fragen. Gebrauchspurenanalysen an den gestielten Schalen kanaanitischer Typen aus Metall und Keramik sowie bildliche Darstellungen lassen keinen Zweifel an deren Funktion²³: Es handelte sich hierbei um Schalen, in denen zu bestimmten Anlässen Räuchersubstanzen verbrannt wurden. Die Darstellung der Eroberung von Ashkelon durch Merenptah auf einem Steinrelief in Karnak zeigt, wie ein Priester über den Dächern der Stadt eine gestielte Schale gen Himmel hält und aus dieser Rauch emporsteigt (Abb. 6 oben). Der Form nach zu schließen handelt es sich hierbei sicher um ein Gefäß aus Metall. Die Szene ist zweifelsohne als Stoßgebet und zugehöriges Räucheropfer an die Götter zu deuten, um deren Gunst im Kampf auf seine Seite zu bringen. Malereien im Grab von Kenamun in The-

22 Zum Spektrum der Motivik auf amphoroiden Krateren: Vermeule/Karageorghis 1982; Güntner 2000.

23 Amiran 1970, 302–306; Yoselevich 2006, 27; Pulak 2008, 353; Namdar u. a. 2010. Eine Minderheit innerhalb der Forschung betrachtet die Kelche als Trinkgefäße oder Lampen (z. B. Grutz 2007), eine Meinung, die spätestens auf Basis der jüngsten naturwissenschaftlichen Analysen insbesondere durch Dvora Namdar und ihr Team als überholt gelten kann.

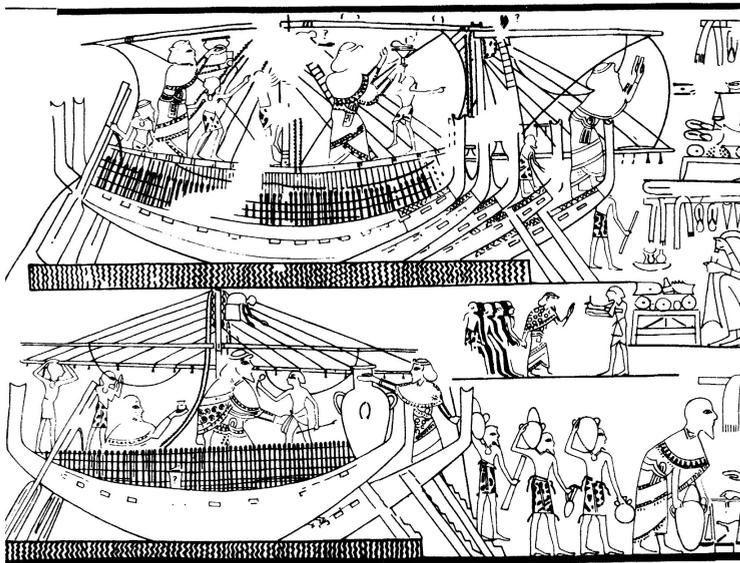
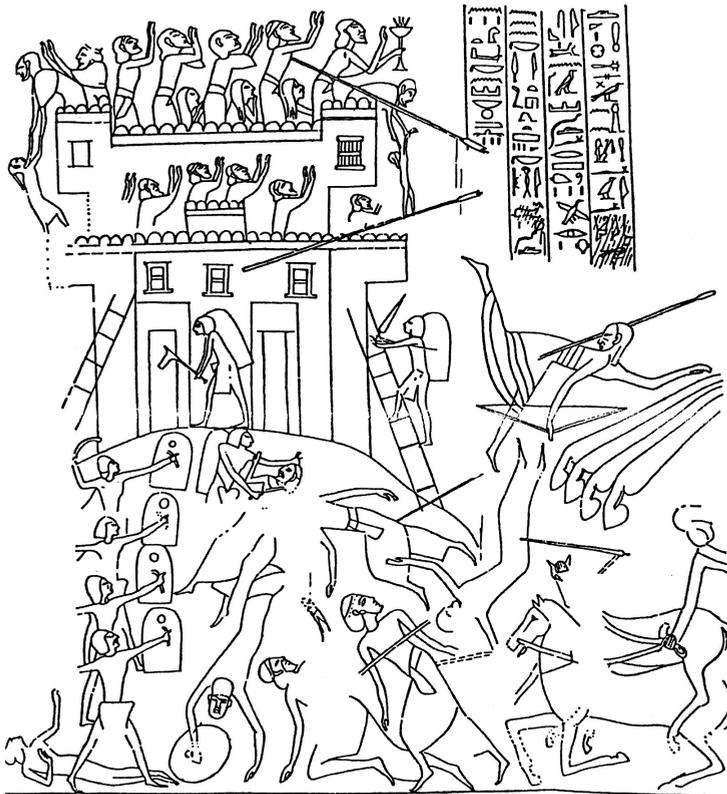


Abb. 6: Eroberung Ashkelons unter Pharao Merenptah, Steinrelief in Karnak (oben) und Ankunft kanaanitischer Schiffe in Ägypten, Wandmalerei im Grab des Kenamun in Theben (unten) (verändert nach Stager 1985, 57* Abb. 2 und Davies/Faulkner 1947, Taf. 8).

ben zeigen die Ankunft kanaanitischer Schiffe in Ägypten, bei der die Kapitäne zweier Schiffe jeweils ein gestieltes, schalenförmiges Räuchergefäß – sicher wiederum ein Metallgefäß – mit der Hand emporhalten (Abb. 6 unten). Der Stiel der Gefäße war eine wichtige Voraussetzung, um das Gefäß während des Räucherns überhaupt halten zu können, da sich die eigentliche Räucherschale beim Räuchern zum Teil sehr stark erhitzt. Da das Tragen bzw. Emporheben von Räucherschalen offensichtlich einen zentralen Bestandteil der Räucherpraktiken an der südlichen Levante darstellte, war die Stielung von Räuchergefäßen unbedingte Notwendigkeit. Nach den ganz unterschiedlichen Beckenformen kanaanitischer Räucherschalen zu schließen, deren Gemeinsamkeit oft allein das Element der Stielung ist, dürfte letztere bei der individuellen Wahrnehmung und Klassifikation eines Gefäßes als Räuchergefäß der entscheidende Faktor gewesen sein.

Naturwissenschaftliche Analysen von Rückständen an vier gestielten Keramikschaalen aus Nami und 42 weiteren, die im Jahr 2001 im SB IIB-zeitlichen Stratum V von Tell Abu Hawam freigelegt wurden, zeigten, dass man diese Gefäße zum Verbrennen von Räucherwerk verwendete (Yoselevich 2006). Weitere entsprechende Ergebnisse lieferte die Analyse von gestielten Keramikschaalen der Spätbronzezeit aus Tel Mevorakh, Shiloh und Tell Sera^c. In vielen Heiligtümern der frühen Eisenzeit fanden sich ebenfalls solche Gefäße, was eine kontinuierliche Nutzung dieser Gefäßform über die späte Bronzezeit hinaus im rituellen Kontext anzeigt (so z. B. in Tell Qasile, Megiddo, Tell Rekhov, Lachish, Tel Michal, Ein Hazeva, Tel Quir und Tel ^cAmal). Die Verbindung von gestielten Schalen zur Verbrennung von Räucherwerk und der Schifffahrt lässt sich auch noch bis ins erste Jahrtausend v. Chr. hinein belegen. In einem Schiff des 8. Jhs. v. Chr., das im Mittelmeer vor Ashkelon gesunken war, fand sich ein solches Räuchergefäß aus Keramik noch in sehr viel späterer Zeit (Ballard u. a. 2002, 160 Abb. 9, 2; 163). Gestielte Schalen spielten also sowohl für die Seefahrer eine wichtige Rolle als auch im Rahmen von Bitt- und Dankritualen in den Tempeln der späten Bronze- und frühen Eisenzeit an der südlichen Levante, um in ihnen Räucherwerk für die Götter zu verbrennen (Yoselevich 2006, 27; Pulak 2008, 354).

Eine Vorstellung von den Substanzen, die in den kanaanitischen gestielten Schalen verbrannt wurden, vermitteln jüngste naturwissenschaftliche Analysen an Eisen II-zeitlichen Gefäßen des späten 9. oder frühen 8. Jhs. v. Chr. aus Yavneh. Sie stammen aus einer Grube, die mit mehreren tausend Objekten, darunter weiterem keramischem Kultzubehör wie Ständern, verfüllt war (Kletter u. a. 2010). Mit Hilfe der Gaschromatographie wurden 17 gestielte Schalen auf organische Reste hin untersucht (Namdar u. a. 2010). In etlichen Schalen konnten molekulare Spuren von Dihydromethyl-Jasmonat, Isopropyl-Lauricat, Myristat und Myristinsäure nachgewiesen werden, die auf die Erhitzung eines Gemisches von pflanzlichen Ölen hinweisen. Entsprechende Öle lassen sich zum Teil aus dem Jasmin (*Jasminum Gradiflora*) gewinnen, jedoch enthält nur die Muskatnuss (*Myristica fragrans*) als einzige Pflanze alle in den Schalen nachgewiesene Substanzen. Bislang nahm die Forschung allerdings an, dass die Muskatnuss in der eisenzeitlichen Levante noch unbekannt war (Namdar u. a. 2010, 169). Laut Namdar u. a. (ebd.) bewirken die in den Schalen verdampften Essenzen Halluzinationen, wie Benommenheit, Visionen oder Verzerrungen von Zeit, Farben und Raum. Die Intoxikation durch Myristicin kann zudem euphorische Stimmungen und einen Verlust der

Realitätswahrnehmung sowie Taubheitsgefühl in den Extremitäten zur Folge haben. Die gestielten Schalen wurden also zum langsamen Verdampfen von Pflanzenölen mit haluzinogener Wirkung verwendet, die bei ihrem gemeinsamen Konsum im Rahmen von Ritualen sicherlich ganz besondere Wahrnehmungserlebnisse zur Folge hatten.

Die flachen, gestielten Schalen FS (*Furumark Shape* nach Furumark 1941) 310 aus levantinischen Fundorten sind als Nachschöpfungen der levantinischen Räucherschalen anzusehen, was eine ähnliche Nutzung auch dieser Gefäßform an der Levante nahelegt. Bislang fehlen jedoch Gebrauchsspurenanalysen an diesen Gefäßen, weshalb ihre Verwendung allein auf Basis von Indizien nur mit einer entsprechenden Wahrscheinlichkeit zu erschließen ist. Auch Rußspuren im Schalenbecken sind nicht zwingend als Zeugen von Räucheraktivitäten zu erwarten, da von der Verwendung von Räuchersand auszugehen ist, der auch heute noch bei der Verwendung von Räucherschalen zum Einsatz kommt. Es fällt jedoch auf, dass sich Vertreter dieses Typs bislang ausschließlich in den großen Hafenzentren der Levante, nämlich in Ugarit, Minet el-Beida und Tell Abu Hawam fanden.²⁴ Gerade für diese Orte ist nach dem Befundbild der Räucherschalen kanaanitischen Typs und den bildlichen Darstellungen eine besonders häufige Nutzung dieser Gefäße anzunehmen. Die deutliche formale Ähnlichkeit und die Korrelation der Häufung in Hafenorten – soweit die geringe Zahl an Funden hier eine Aussage zulässt – macht eine Verwendung der flachen, gestielten Schalen FS 310 als Räucherschalen doch äußerst wahrscheinlich.

Aus dem Blickwinkel der ägäischen Archäologie stand eine Verwendung von Kylikes als Trinkgefäße auch an der Levante nie in Frage, weil die Identität der Form höher als die Unterschiedlichkeit des Kontextes für die funktionale Ansprache der Gefäße bewertet wurde. Da von den Kylikes ägäischen Typs aus der südlichen Levante bislang keine naturwissenschaftlichen Analysen von Rückständen in den Gefäßen vorliegen, kann sich ihre funktionale Deutung allein auf eine kontextuelle Analyse stützen. Kylikes ägäischen Typs sind an der Levante deutlich seltener als andere ägäische Formen. Albert Leonard listet 45 ägäische Kylikes aus der Levante auf, von denen fast zwei Drittel auf einige wenige Fundorte entfallen, nämlich die größten Hafenzentren der Küste, insbesondere Tell Abu Hawam, Minet el-Beida und Ugarit sowie im Binnenland die spätbronzezeitlichen Tempel von Kamid el-Loz und Lachish (Abb. 3, 2; Leonard 1994, 106 f.). Weitere, seit der Arbeit Leonards aus Ugarit, Tell Kazel und Kamid el-Loz publizierte Kylikes unterstreichen die besondere Häufigkeit dieser Gefäßform in Hafenorten und Tempeln.²⁵ Die Verbreitung der Kylikes korreliert wie schon bei den flachen, gestielten Schalen FS 310 signifikant mit Orten, an denen gestielte Schalen levantinischer Typen aus Keramik bzw. Bronze besonders häufig als Räuchergefäße verwendet wurden. Allein in Tell Abu Hawam fanden sich im Bereich des Ankerplatzes auf kleinem Raum Fragmente von mehr als 50 gestielten Schalen, die offensichtlich auf den Schiffen für Räucheropfer eingesetzt und nach dem Zerbrechen im Hafen entsorgt wurden (Yoselevich 2006, 27). Während im Tempel von Kamid el-Loz keine gestielten Schalen, sondern nur Räucherständer ohne klar identifizierbare Aufsatzschalen

24 Leonard 1994, 127. Albert Leonard listet insgesamt sieben Gefäße der FS 310 an der Levante auf, von denen drei aus Ras Shamra, eine aus Grab V von Minet el-Beida und drei aus Tell Abu Hawam stammen. Ein weiteres Exemplar aus Ugarit hat Hirschfeld (2000, 157 Nr. 474; 241 Abb. 31, 474) publiziert. Zu gestielten Schalen FS 310 auf Zypern: Karageorghis 1965, 208–213.

25 Monchambert 2004, 275; Badre 2006, 74; Jung 2006, 70–76; Penner 2006, 90 Abb. 47; 92; 94.

gefunden wurden (Penner 2006, 281), sind in Lachish im Grabentempel zahlreiche gestielte Schalen kanaanitischen Typs belegt (Tufnell u. a. 1940, Taf. 46A–B). Dies alles deutet an, dass levantinische gestielte Schalen und ägäische Kylikes an der Levante, insbesondere wohl an der südlichen Levante, im Rahmen derselben sozialen Praktiken – nämlich als Räuchergefäße – genutzt wurden.

Die Verwendung der ägäischen Kylikes zum Verbrennen berauscheden Räucherwerks war sicherlich weit von der Vorstellung ägäischer Töpfer vom Zweck dieser Gefäße entfernt. Die formale Ähnlichkeit zu lokalen Räuchergefäßen dürfte die kanaanitischen Seeleute und das Tempelpersonal bewogen haben, vereinzelt auch Kylikes ägäischer Herkunft anzueignen und in ihre Räucherpraktiken einzubinden. Ob diesen beiden Personengruppen die ursprüngliche Funktion als Trinkgefäß bekannt war, ist möglich, spielte aber anscheinend keine Rolle im Rahmen des Aneignungsprozesses. Manipulationen an den Gefäßen sind mir nicht bekannt. Ich halte es für sehr viel wahrscheinlicher, dass die Zuschreibung der Kylikes zu den Räuchergefäßen schon im Rahmen der Objektivierung der Objekte stattfand, man also nicht von einer »Umdeutung« sprechen kann, weil dies die Kenntnis der Funktion als Trinkgefäße voraussetzt. Dies bedeutet, dass die Kylikes vielleicht im ersten Moment gar nicht als Trinkschalen, sondern sogleich als Räucherschalen wahrgenommen wurden und sich die Frage einer möglichen Verwendung als Trinkgefäß – wenn überhaupt – erst in zweiter Linie stellte. Meiner Terminologie folgend führte der Aneignungsprozess insofern nur zu einem relationalen Geflecht, nicht jedoch zu einem materiellen Geflecht, da die Kylikes in ihrer Materialität unverändert blieben. Warum man sich im Einzelfall gegen eine levantinische und für eine mykenische, gestielte Schale entschied, bleibt offen. Hier mögen ästhetische Gründe oder eine Vorliebe für Exotisches von Bedeutung gewesen sein. Ich möchte keineswegs ausschließen, dass mykenische Kylikes an der südlichen Levante nicht auch als Trinkschalen verwendet wurden oder dass ein und dasselbe Gefäß zunächst zum Trinken und anschließend zum Räuchern diente. Die Funktion und Bedeutung eines entsprechenden Gefäßes kann immer wieder neu und eben auch sehr unterschiedlich bestimmt worden sein. In der Mehrheit der Fälle verwendete man mykenische Kylikes jedoch aller Wahrscheinlichkeit nach nicht als Trinkschalen, sondern als Räucherschalen.

Wie bei den Krateren ägäischen Typs zeigt auch die Verwendung der Kylikes an der südlichen Levante das transformative Potential von Aneignungsprozessen. Sollten sie bisweilen als Gelagegefäße verwendet worden sein, so erzwangen sie eine ganz neue Praxis des Haltens von Trinkgefäßen und damit eine Transformation von Gelagepraktiken. Ihre Verwendung als Räucherschalen ermöglichte neben dem üblichen Halten des Gefäßes am Stiel auch das Halten des erhitzten Gefäßes an den Henkeln – denn im Gegensatz zu den Kylikes besitzen die meisten gestielten Schalen kanaanitischen Typs keine Henkel.

Fazit

Mir war es vor allem ein Anliegen, Vorsicht bei der allzu schnellen Zuweisung einheitlicher Bedeutungen und Funktionen für bestimmte Gefäßformen anzumahnen. Den *practice turn* ernst zu nehmen heißt, auch Dingen als handelnden bzw. Handlungen auslösenden Subjekten einen Stellenwert in den Analysen zuzugestehen. Die Dinge prägen unsere sozialen Praktiken und damit letztlich auch unsere Weltvorstellungen, die aus dem Handeln mit den Dingen generiert werden. Dinge sind dabei keine statischen Größen – auch wenn ihre Dinglichkeit dies zunächst suggeriert, sondern verändern ihre Gestalt wie ihre Funktionen und Bedeutungen im Kontext ihrer Verwendung. Solche Transformationsprozesse werden insbesondere dann offenbar, wenn Menschen fremde bzw. neue Dinge aneignen und in ihre sozialen Praktiken integrieren. Die Dinge bleiben zunächst unverändert, sie verändern jedoch den Menschen, seine Praktiken, seine Lebenswelt und letztlich seine Weltbilder. Dinge können sich aber auch verändern, können zerbrechen, verrotten oder manipuliert werden. Dinge haben wie Menschen Biographien, die wir nur dann in Ansätzen erkennen können, wenn wir die feinen Spuren des Lebens auf den Dingen genau betrachten und zugleich die Kontexte der Dinge im Auge behalten. Dieses transformative Potential der angeeigneten Dinge wurde bislang meines Erachtens unterschätzt – auch weil es archäologisch so schwer zu fassen ist. Es ist dringend notwendig, die in der Archäologie vorherrschende Assoziation eines bestimmten Dings mit einer bestimmten Funktion und einer bestimmten Bedeutung aufzubrechen. Dies gilt insbesondere dann, wenn bestimmte Objekte – in meinem Fall bestimmte Gefäßformen – über weite Regionen verbreitet waren und wir Archäologen dennoch ganz selbstverständlich eine überregional identische Funktion und Bedeutung annehmen. Der Fokus auf die sich in den Dingen und ihren Kontexten spiegelnden Praktiken mit den Dingen eröffnet den Blick auf die erstaunliche Kreativität des Menschen im Umgang mit den Dingen: Nachttöpfe werden als Kochtöpfe erkannt, Pferdegeschirr als Frauentracht und Halsketten als Schwertgehänge.²⁶ Nur wenn man bereit ist, einheitliche Deutungsmuster aufzugeben, wird der Blick frei für die Vielfalt der Transformationen der Dinge und letztlich auch der Menschen. Eine überregionale Einheitlichkeit von Form, Funktion und Bedeutung mag existiert haben. Ihre Diagnose darf aber nicht am Anfang, sondern kann nur am Ende umfassender, kontextueller Analysen stehen.

Literatur

- Amiran 1970: R. Amiran, *Ancient Pottery of the Holy Land: From Its Beginnings in the Neolithic Period to the End of the Iron Age*. New Brunswick: Rutgers University Press 1970.
- Badre 2006: L. Badre, *Tell Kazel-Simyra: A Contribution to a Relative Chronological History in the Eastern Mediterranean during the Late Bronze Age*. *Bull. Am. Schools Oriental Research* 343, 2006, 65–95.

26 Metzner-Nebelsick/Nebelsick 1999; Dabal 2008; Koch 2012; Maran 2013.

- Ballard u. a. 2002: R. D. Ballard/L. W. Stager/D. Master/D. Yoerger/D. Mindell/L. L. Whitcomb/H. Singh/D. Piechota, Iron Age Shipwrecks in Deep Water off Ashkelon, Israel. *Am. Journal Arch.* 106/ 2, 2002, 151–168.
- Bernbeck 1997: R. Bernbeck, *Theorien in der Archäologie*. Tübingen u. a.: Francke 1997.
- Bhabha 2007: H. K. Bhabha, *The Location of Culture*. London u. a.: Routledge 2007.
- Binford 1962: L. R. Binford, *Archaeology as Anthropology*. *Am. Ant.* 28/2, 1962, 217–225.
- Bourdieu 1987: P. Bourdieu, *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1987.
- Choi 2008: G. D. Choi, *Decoding Canaanite Pottery Paintings from the Late Bronze Age and Iron Age I: The Classification and Analysis of Decorative Motifs and Design Structures – Statistics, Distribution Patterns, and Cultural and Socio-Political Implications*. Unpublizierte Dissertation Jerusalem 2008.
- Chomsky 1972: N. Chomsky, *Aspekte der Syntax-Theorie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1972.
- Conkey/Hastorf 1990: M. W. Conkey/C. A. Hastorf (Hrsg.), *The Uses of Style in Archaeology*. Cambridge: University Press 1990.
- Dabal 2008: J. Dabal, *An Attempt to Recreate the Ceramic Vessel Selection*. In: W. Ossowski (Hrsg.), *The General Carleton Shipwreck, 1785*. *Arch. Research Polish Maritime Mus.* 1. Danzig: Polish Maritime Museum 2008, 223–234.
- Davies/Faulkner 1947: N. de G. Davies/R. O. Faulkner, *A Syrian Trading Venture to Egypt*. *Journal Egyptian Arch.* 33, 1947, 40–46.
- DeMarrais u. a. 2004: E. DeMarrais/C. Gosden/C. Renfrew (Hrsg.), *Rethinking Materiality: The Engagement of Mind with the Material World*. Oxford: McDonald Institute for Archaeological Research 2004.
- Eggert 1978a: M. K. H. Eggert, *Prähistorische Archäologie und Ethnologie: Studien zur amerikanischen New Archaeology*. *Prähist. Zeitschr.* 53, 1978, 6–164.
- Eggert 1978b: Ders., *Zum Kulturkonzept in der prähistorischen Archäologie*. *Bonner Jahrb.* 178, 1978, 1–20.
- Eggert 1993: Ders., *Vergangenheit in der Gegenwart? Überlegungen zum interpretatorischen Potential der Ethnoarchäologie*. *Ethnogr.-Arch. Zeitschr.* 34, 1993, 144–150.
- Feldman 2006: M. H. Feldman, *Diplomacy by Design. Luxury Arts and an International Style in the Ancient Near East, 1400–1200 B.C.E.* Chicago: University of Chicago Press 2006.
- Fischer 2007: E. Fischer, *Ägyptische und ägyptisierende Elfenbeine aus Megiddo und Lachish. Inschriftenfunde, Flaschen, Löffel*. *Alter Orient u. Altes Testament* 47. Münster: Ugarit Verlag 2007.
- Furholt/Stockhammer 2008: M. Furholt/P. Stockhammer, *Wenn stumme Dinge sprechen sollen: Gedanken zu semiotischen Ansätzen in der Prähistorischen Archäologie*. In: M. Butter/R. Grundmann/C. Sanchez (Hrsg.), *Zeichen der Zeit – Interdisziplinäre Perspektiven zur Semiotik*. Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang 2008, 59–71.
- Furumark 1941: A. Furumark, *The Mycenaean Pottery: Analysis and Classification*. Stockholm: Kungliga Vitterhets Historie och Antikvitets Akademien 1941.
- Gatewood 1985: J. B. Gatewood, *Actions Speak Louder than Words*. In: J. W. D. Dougherty (Hrsg.), *Directions in Cognitive Anthropology*. Urbana u. a.: University of Illinois Press 1985, 199–219.
- Griffith 1926: F. L. Griffith, *A Drinking Siphon from Tell el-Amarnah*. *Journal Egyptian Arch.* 12, 1926, 22–23.
- Grutz 2007: R. Grutz, *Late Bronze and Iron Age Chalices in Canaan and Ancient Israel*. *BAR Internat. Ser.* 1671. Oxford: British Archaeological Reports 2007.
- Güntner 2000: W. Güntner, *Figürlich bemalte mykenische Keramik aus Tiryns*. *Tiryns* 12. Mainz: von Zabern 2000.
- Guzowska/Yasur-Landau 2009: M. Guzowska/A. Yasur-Landau, *Mycenaean Pottery*. In: Y. Gadot/E. Yadin (Hrsg.), *Aphek-Antipatris II. The Remains on the Acropolis. The Moshe Kochavi and Pirhyia Beck Excavations*, *Monograph Series of the Institute of Archaeology of Tel Aviv University* 27. Tel Aviv: Emery and Claire Yass Publications 2009, 342–361.

- Haaland 2007: R. Haaland, Porridge and Pot, Bread and Oven: Food Ways and Symbolism in Africa and the Near East from the Neolithic to the Present. *Cambridge Arch. Journal* 17/2, 2007, 165–182.
- Hahn 2004a: H. P. Hahn, Globale Güter und lokales Handeln in Afrika. Einige methodische Vorbemerkungen. *Sociologus* 53, 2004, 51–77.
- Hahn 2004b: Ders., Global Goods and the Process of Appropriation. In: P. Probst/G. Spittler (Hrsg.), *Between Resistance and Expansion. Explorations of Local Vitality in Africa*. Beitr. Afrikaforsch. 18. Münster u. a.: LIT 2004, 211–229.
- Hahn 2005: Ders., *Materielle Kultur. Eine Einführung*. Berlin: Reimer 2005.
- Hahn 2007: Ders., Zur Ethnologie des Konsums in Afrika. *Paideuma* 53, 2007, 199–220.
- Hahn 2008: Ders., Diffusionism, Appropriation, and Globalization. Some Remarks on Current Debates in Anthropology. *Anthropos* 103, 2008, 191–202.
- Hahn 2010: Ders., Das Leben der Dinge. *Neue Zürcher Zeitung* Nr. 247 vom 23.10.2010, 65.
- Hahn 2011: Ders., Konsumlogik und Eigensinn der Dinge. In: H. Drügh/C. Metz/B. Weyand (Hrsg.), *Warenästhetik. Neue Perspektiven auf Konsum, Kultur und Kunst*. Berlin: Suhrkamp 2011, 92–110.
- Hahn 2012: Ders., Words and Things: Reflections on People's Interaction with the Material World. In: J. Maran/P. W. Stockhammer (Hrsg.), *Materiality and Social Practice. Transformative Capacities of Intercultural Encounters*. Papers of the Conference, Heidelberg, 25.–27. März 2010. Oxford: Oxbow 2012, 4–12.
- Hahn in Vorb.: H. P. Hahn, Orientierung/Desorientierung durch Dinge. In: H. Kalthoff (Hrsg.), *Materialitäten*. Berlin: Suhrkamp (in Vorb.).
- Hahn/Soentgen 2010: H. P. Hahn/J. Soentgen, Acknowledging Substances: Looking at the Hidden Side of the Material World. *Philosophy & Technology* 2010 (published online 31.07.2010).
- Hankey u. a. 2004: V. Hankey/E. B. French/E. S. Sherratt/P. Magrill, The Aegean Pottery. In: D. Ussishkin (Hrsg.), *The Renewed Archaeological Excavations at Lachish (1973–1994) III*. Tel Aviv: Institute of Archaeology, Tel Aviv University 2004, 1373–1449.
- Herbich 1987: I. Herbich, Learning Patterns, Potter Interaction and Ceramic Style Among the Luo of Kenya. *Papers in Honour of J. Desmond Clarke*. *African Arch. Revue* 5, 1987, 193–204.
- Herbich/Dietler 1991: I. Herbich/M. Dietler, Aspects of the Ceramic System of the Luo of Kenya. In: H. Lüdtke/R. Vossen (Hrsg.), *Töpfereiforschung – Archäologisch, Ethnologisch, Volkskundlich*. Beiträge des Internationalen Kolloquiums 1987 Schleswig. Töpferei- u. Keramikforsch. 2. Bonn: Habelt 1991, 105–135.
- Hirschfeld 2000: N. E. Hirschfeld, The Catalogue. In: M. Yon/V. Karageorghis/N. Hirschfeld (Hrsg.), *Céramiques mycéniennes d'Ougarit*. Ras Shamra-Ougarit 13. Paris u. a.: Éditions Recherche sur les Civilisations 2000, 75–161.
- Hodder 1982a: I. Hodder, *Symbols in Action: Ethnoarchaeological Studies in Material Culture*. Cambridge: University Press 1982.
- Hodder 1982b: Ders., *The Present Past: An Introduction to Anthropology for Archaeologists*. New York: Pica Press 1982.
- Hodder 2011a: Ders., Human-Thing Entanglement: Towards an Integrated Archaeological Perspective. *Journal Royal Anthr. Inst. (N. S.)* 17, 2011, 154–177.
- Hodder 2011b: Ders., Wheels of Time: Some Aspects of Entanglement Theory and the Secondary Products Revolution. *Journal World Prehist.* 24, 2011, DOI 10.1007/s10963-011-9050-x.
- Homan 2004: M. M. Homan, Beer and Its Drinkers: An Ancient Near Eastern Love Story. *Near Eastern Arch.* 67/ 2, 2004, 84–95.
- Homan/Ebeling 2008: M. M. Homan/J. R. Ebeling, Baking and Brewing Beer in the Israelite Household: A Study of Women's Cooking Technology. In: B. A. Nakhai (Hrsg.), *The World of Women in the Ancient and Classical Near East*. Newcastle: Cambridge Scholars Publishing 2008, 45–62.

- Jung 2006: R. Jung, Die mykenische Keramik von Tell Kazel (Syrien). *Damaszener Mitt.* 15, 2006 [2008], 147–218.
- Karageorghis 1965: V. Karageorghis, Nouveaux documents pour l'étude du Bronze Récent a Chypre. *Recueil critique et commenté. Études Chypriotes* 3. Paris: Boccard 1965.
- Karp 1980: I. Karp, Beer Drinking and Social Experience in an African Society: An Essay in Formal Sociology. In: I. Karp/C. S. Bird (Hrsg.), *Explorations in African Systems of Thought*. Bloomington: Indiana University Press 1980, 83–119.
- Kletter u. a. 2010: R. Kletter/I. Ziffer/W. Zwickel (Hrsg.), *Yavneh I: The Excavation of the »Temple Hill« Repository Pit and the Cult Stands*. *Orbis Biblicus et Orientalis* 30. Freiburg u. a.: Academic Press 2010.
- Knappett 2005: C. Knappett, *Thinking Through Material Culture: An Interdisciplinary Perspective*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Knoblauch/Heath 2006: H. Knoblauch/C. Heath, *Die Workplace Studies*. In: W. Rammert/C. Schubert (Hrsg.), *Technografie. Zur Mikrosoziologie der Technik*. Frankfurt a. M. u. a.: Campus Verlag 2006, 141–161.
- Koch 2012: J. K. Koch, Bemerkungen zur Bronzetrense aus Hallstatt. *Rekonstruktion des Gebrauchs*. *Mitt. Anthr. Ges. Wien* 142, 2012, 75–79.
- Latour 1986: B. Latour, *The Powers of Association*. In: *Law* 1986, 264–280.
- Latour 2007: Ders., *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2007.
- Law 1986: J. Law (Hrsg.), *Power, Action and Belief: A New Sociology of Knowledge?* *Sociological Rev. Monogr.* 32. London u. a.: Routledge & Kegan Paul 1986.
- Law 1992: Ders., *Notes on the Theory of the Actor-Network: Ordering, Strategy, and Heterogeneity*. *Systems Practice* 5/4, 1992, 379–393.
- Leonard 1994: A. Leonard, Jr., *An Index to the Late Bronze Age Aegean Pottery from Syria-Palestine*. *Stud. Mediterranean Arch.* 114. Jonsered: Åströms 1994.
- Loud 1939: G. Loud, *The Megiddo Ivories*. University of Chicago Oriental Inst. Publ. 52. Chicago: University of Chicago Press 1939.
- Maeir 2007: A. M. Maeir, *The Bone Beverage Strainers*. In: Y. Garfinkel/S. Cohen (Hrsg.), *The Middle Bronze Age IIA Cemetery at Gesher: Final Report, AASOR 62*. Boston: American Schools of Oriental Research 2007, 119–123.
- Maeir/Garfinkel 1992: Ders./Y. Garfinkel, *Bone and Metal Straw-Tip Beer-Strainers from the Ancient Near East*. *Levant* 24, 1992, 218–223.
- Malafouris/Renfrew 2010a: L. Malafouris/C. Renfrew (Hrsg.), *The Cognitive Life of Things: Recasting the Boundaries of the Mind*. McDonald Institute Monographs. Cambridge: McDonald Institute for Archaeological Research 2010.
- Malafouris/Renfrew 2010b: Dies., *The Cognitive Life of Things: Archaeology, Material Engagement and the Extended Mind*. In: Malafouris/Renfrew 2010a, 1–12.
- Malinowski 1949: B. Malinowski, *Eine wissenschaftliche Theorie der Kultur und andere Aufsätze*. *Internat. Bibl. Psychologie u. Soziologie* 8. Zürich: Pan-Verlag 1949.
- Mallet 1987: J. Mallet, *Le Temple aux Rhytons*. In: M. Yon (Hrsg.), *Le Centre de la Ville. 38e–44e Campagnes (1978–1984)*. *Ras Shamra-Ougarit* 3. Paris: Éditions Recherche sur les Civilisations 1987, 213–248.
- Maran 2011: J. Maran, *Lost in Translation: The Emergence of Mycenaean Culture as a Phenomenon of Glocalization*. In: T. C. Wilkinson/S. Sherratt/J. Bennet (Hrsg.), *Interweaving Worlds. Systematic Interactions in Eurasia, 7th to the 1st Millennia BC*. *Papers from a Conference in Memory of Professor Andrew Sherratt*, Sheffield, 1.–4. April 2008. Oxford: Oxbow 2011, 282–294.
- Maran 2013: Ders., *Bright as the Sun: The Appropriation of Amber Object in Mycenaean Greece*. In: H. P. Hahn/H. Weiss (Hrsg.), *Mobility, Meaning and Transformations of Things. Shifting contexts of Material Culture through Time and Space*. Oxford: Oxbow Books 2013, 147–169.

- Maran/Stockhammer 2012: Ders./P. W. Stockhammer (Hrsg.), *Materiality and Social Practice. Transformative Capacities of Intercultural Encounters. Papers of the Conference, Heidelberg, 25.–27. März 2010*. Oxford: Oxbow 2012.
- Marciniak 1995: M. L. Marciniak, Filters, Strainers and Siphons in Production and Drinking of Wine and Beer in Ancient Egypt. *Addiction Research* 2/3, 1995, 241–250.
- McGovern 2009: P. E. McGovern, *Uncorking the Past: The Quest for Wine, Beer, and Other Alcoholic Beverages*. Berkeley u. a.: University of California Press 2009.
- Metzner-Nebelsick/Nebelsick 1999: C. Metzner-Nebelsick/L. D. Nebelsick, Frau und Pferd – ein Topos am Übergang von der Bronze- zur Eisenzeit Europas. *Mitt. Anthr. Ges. Wien* 129, 1999, 69–106.
- Miller 2005: D. Miller (Hrsg.), *Materiality*. Durham u. a.: Duke University Press 2005.
- Miller 2010: Ders., *Stuff*. Cambridge u. a.: Polity Press 2010.
- Monchambert 2004: J.-Y. Monchambert, *La céramique d'Ougarit. Campagnes de fouilles 1975 et 1976. Ras Shamra-Ougarit 15*. Paris: Éditions Recherche sur les Civilisations 2004.
- Namdar u. a. 2010: D. Namdar/R. Neumann/S. Wiener, Residue Analysis of Chalices from the Repository Pit. In: Kletter u. a. 2010, 167–173.
- Penner 2006: S. Penner, Kamid el-Loz 19. Die Keramik der Spätbronzezeit. Tempelanlagen T3 bis T1, Palastanlagen P5 bis P1/2, Königsgrab (»Schatzhaus«) und »Königliche Werkstatt«. Bonn: Habelt 2006.
- Poo 1995: M.-C. Poo, *Wine and Wine Offering in the Religion of Ancient Egypt*. London u. a.: Kegan Paul International 1995.
- Pulak 2008: C. Pulak, Chalice. In: J. Aruz/K. Benzel/J. M. Evans (Hrsg.), *Beyond Babylon: Art, Trade, and Diplomacy in the Second Millennium*. Ausstellungskatalog New York. New Haven: Yale University Press 2008, 353–355.
- Renfrew u. a. 2008: C. Renfrew/C. Frith/L. Malafouris (Hrsg.), *The Sapien Mind: Archaeology Meets Neuroscience*. *Phil. Transactions Royal Soc. B*, 363, 1499, 2008, 1933–2061.
- Richardson 2009: P. Richardson, Doing Things with Wood: Builders, Managers and Wittgenstein in an Idaho Sawmill. *Critique Anthr.* 29/2, 2009, 160–182.
- Selz 1983: B. Selz, Die Bankettszene. Entwicklung eines ›überzeitlichen‹ Bildmotivs in Mesopotamien von der Frühdynastischen bis zur Akkad-Zeit. *Freiburger Altorient. Stud.* 11. Wiesbaden: Steiner 1983.
- Simon 1992: C. Simon, Râpes, siphons ou filtres pour pailles: développement égyptien d'un art de boire. In: *International Congress of Egyptology (Hrsg.), Atti, Sesto Congresso Internazionale di Egittologia, Turin, 1.–8. September 1991*. Turin 1992, 555–563.
- Skibo u. a. 1989: J. M. Skibo/M. B. Schiffer/N. Kowalski, Ceramic Style Analysis in Archaeology and Ethnoarchaeology: Bridging the Analytical Gap. *Journal Anthr. Arch.* 8/4, 1989, 388–409.
- Spiegelberg/Erman 1898: W. Spiegelberg/A. Erman, Grabstein eines syrischen Söldners aus Tell Amarna. *Zeitschr. Ägyptische Sprache u. Altkde.* 36, 1898, 126–129.
- Stager 1985: L. E. Stager, Merenptah, Israel and Sea Peoples: New Light on and Old Relief. *Eretz-Israel* 18, 1985, *56–*64.
- Stark 1998: M. T. Stark (Hrsg.), *The Archaeology of Social Boundaries*. Washington u. a.: Smithsonian Institution Press 1998.
- Stockhammer 2008: P. W. Stockhammer, *Kontinuität und Wandel – Die Keramik der Nachpalastzeit aus der Unterstadt von Tiryns (Dissertation Heidelberg 2008)*. <http://www.ub.uni-heidelberg.de/archiv/8612/>
- Stockhammer 2009: Ders. (Hrsg.), *Keramik jenseits von Chronologie. Beiträge der Arbeitsgemeinschaft »Theorie in der Archäologie« bei der Tagung des West- und Süddeutschen Verbandes für Altertumsforschung e. V., Xanten, 7.–8. Juni 2006. Internationale Archäologie – Arbeitsgemeinschaft, Symposium, Tagung, Kongress (IA-ASTK) 14. Rahden/Westf.: Leidorf 2009*.
- Stockhammer 2011: Ders., *An Aegean Glance at Megiddo*. In: W. Gauß/M. Lindblom/R. A. K. Smith/J. C. Wright (Hrsg.), *Our Cups are Full: Pottery and Society in the Aegean Bronze*

- Age. Papers Presented to Jeremy B. Rutter on the Occasion of his 65th Birthday. Oxford: Archaeopress 2011, 282–296.
- Stockhammer 2012a: Ders., Conceptualizing Cultural Hybridization in Archaeology. In: Ders. (Hrsg.), Conceptualizing Cultural Hybridization: A Transdisciplinary Approach. Papers of the Conference, Heidelberg, 21.–22. September 2009. Transcultural Research. Heidelberg Studies on Asia and Europe in a Global Context. Berlin u. a.: Springer 2012, 43–58.
- Stockhammer 2012b: Ders., Materielle Verflechtungen – Zur lokalen Einbindung fremder Keramik in der ostmediterranen Spätbronzezeit. Unpublizierte Habilitationsschrift Basel 2012.
- Tufnell u. a. 1940: O. Tufnell/C. H. Inge/L. Harding, Lachish 2 (Tell ed Duweir): The Fosse Temple. London 1940.
- van Wijngaarden 2002: G. J. van Wijngaarden, Use and Appreciation of Mycenaean Pottery in the Levant, Cyprus and Italy (1600–1200 BC). Amsterdam Arch. Stud. 8. Amsterdam: University Press 2002.
- Vermeule/Karageorghis 1982: E. Vermeule/V. Karageorghis, Mycenaean Pictorial Vase Painting. Cambridge/Mass. u. a: Harvard University Press 1982.
- Weber 1968: M. Weber, Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre (hrsg. von J. Winckelmann) 3. Tübingen: Mohr 1968.
- Weisgerber 2005: G. Weisgerber, Biertrinker an Bord? Ein seltener Fund aus Blei! In: Ü. Yalçın/C. Pulak/R. Slotka (Hrsg.), Das Schiff von Uluburun. Welthandel vor 3000 Jahren. Katalog der Ausstellung des Deutschen Bergbau-Museums Bochum. Bochum: Deutsches Bergbau-Museum 2005, 157–165.
- White 1959: L. A. White, The Evolution of Culture: The Development of Civilization to the Fall of Rome. New York: MacGraw-Hill 1959.
- Yasur-Landau 2005: A. Yasur-Landau, Old Wine in New Vessels: Intercultural Contact, Innovation and Aegean, Canaanite and Philistine Foodways. Tel Aviv 32/2, 2005, 168–191.
- Yasur-Landau 2008: Ders., Hard to Handle: Aspects of Organization in Aegean and Near Eastern Feasts. In: L. A. Hitchcock/R. Laffineur/J. Crowley (Hrsg.), DAIS: The Aegean Feast. Proceedings of the 12th International Aegean Conference University of Melbourne, Centre for Classics and Archaeology, 25.–29. März 2008. Aegaeum 29. Liège: Université de Liège, Histoire de l'Art et Archéologie de la Grèce Antique 2008, 353–358.
- Yoselevich 2006: N. Yoselevich, The Utilization of Chalices as Incense Burners on Boats and in Coastal Sites, R.I.M.S. News (University of Haifa, Leon Recanati Institute for Maritime Studies) 32, 2006, 27–28.

Philipp W. Stockhammer

Exzellenzcluster »Asia and Europe in a Global Context« – Institut für Ur- und Frühgeschichte und Vorderasiatische Archäologie, Universität Heidelberg, Marstallhof 4, D-69117 Heidelberg
 philipp.stockhammer@zaw.uni-heidelberg.de
 www.philipp-stockhammer.de

Manfred K. H. Eggert

Über Zeit und Archäologie*

»Time is a fact of life,« said a friend to me recently,
»so what is there to write about something as obvi-
ous as that? Are you not just complicating something
that is fundamentally straightforward and simple?«
B. Adam (1990, 1)

Zusammenfassung:

Im Mittelpunkt dieses Beitrages steht das Konzept der Zeit mit besonderer Berücksichtigung seiner Rolle in der Archäologie. Einleitend werden seine vielfältige Präsenz in Wendungen des alltäglichen Lebens und philosophische Überlegungen zum ›Wesen‹ von Zeit kommentiert. Durch die Berücksichtigung von B. Adams Time and Social Theory (1990) und besonders von N. Elias' Über die Zeit (1988), aber auch durch verschiedene Arbeiten von R. Koselleck wird sodann eine vergleichende sozial- und geschichtswissenschaftliche Perspektive an die Zeitproblematik herangetragen. Daran schließt sich eine Erörterung der Thematik »Archäologie und Zeit« an, die mit einer Betrachtung jener Zeitkonzepte eingeleitet wird, die von der Post-Prozessualen Archäologie inspiriert sind. Den Abschluss bilden Überlegungen zu den genuinen Möglichkeiten der Archäologie, das zeitliche Potential ihrer Quellen zu nutzen. Wie dieser Beitrag zeigt, ist das Nachdenken über die Zeitproblematik in der deutschsprachigen Archäologie nicht sehr ausgeprägt. Dieser Befund erstaunt nicht, da die Thematik komplex und theoretisch anspruchsvoll ist. Das zeigte sich nicht nur im allgemeinen, sondern auch im letzten, im engeren Sinn archäologischen Teil. In diesem letzten Teil wurde auf die Schwierigkeiten hingewiesen, mit denen die Archäologie in dem Augenblick konfrontiert ist, in dem sie die zeitliche Ordnung ihrer Quellen transzendieren und zu den Zeitkonzepten urgeschichtlicher Bevölkerungen vorstoßen will.

Schlüsselwörter: Zeitkonzept; Philosophie; Soziologie; Geschichtswissenschaft; Archäologie; Ur- und frühgeschichtliche Zeiterfahrung; Zeit der Archäologie

* Dieser Beitrag ist die erheblich erweiterte schriftliche Fassung des Vortrages, den ich am 3. Oktober 2011 im Rahmen der AG *Theorie* in Bremen gehalten habe. Stefanie Samida (Potsdam), Sabine Reinhold und Kerstin P. Hofmann (beide Berlin) danke ich sehr für kritische Kommentare zu früheren Versionen dieses Textes. Mein Dank gilt auch zwei anonymen Gutachtern für weiterführende Vorschläge sowie Melanie Augstein für die sorgfältige Endredaktion.

On Time and Archaeology

Abstract:

This paper is devoted to the concept of time with special attention to its role in archaeology. It starts with a consideration of its manifold presence in expressions of everyday life and philosophical reflections on the nature of time. A sociologically inspired comparative perspective is being adopted in commenting on B. Adam's Time and Social Theory (1990) and, more specifically, N. Elias's Über die Zeit (1988) as well as various essays of R. Koselleck. This leads to a treatment of »Archaeology and Time« which begins with an analysis of time conceptions inspired by post-processual thinking. It is followed by an attempt to judge archaeology's temporal potential on its genuine sources. As this contribution shows, the topic ›time‹ in both its general as well as its archaeological implications is rather neglected in German-speaking archaeology. Considering its intricacy and its rather demanding theoretical nature, this is hardly surprising. Both aspects were treated in the general and the more archaeological last part. In this latter part, attention was directed to the difficulties which arise as soon as archaeology wants to transcend the temporal ordering of its sources and proceed to conceptions of time once held by prehistoric people.

Keywords: Concept of Time; Philosophy; Sociology; History; Archaeology; Experience of Time in Pre- and Protohistory; Time of Archaeology

In der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie ist nur selten von einem ›Konzept der Zeit‹ die Rede. Meist spricht man einfach von ›relativer‹ und ›absoluter Chronologie‹. Auch hat man sich nur sehr selten über die meist gänzlich formal aufgefasste Unterscheidung von relativer und absoluter Datierung hinaus Gedanken gemacht – geschweige denn, dass dabei auch nur eine Überlegung an die sprachlich fragwürdige Benennung ›relative‹ und ›absolute Chronologie‹ verschwendet worden wäre. Auch die Tatsache, dass das Konzept der absoluten Chronologie in seinem notwendigen Bezug auf einen bestimmten Fixpunkt – etwa ›Christi Geburt‹ oder ›vor unserer Zeitrechnung‹, oder ›vor Heute‹ beziehungsweise *Before Present* – letztlich relativ ist, wurde hierzulande wohl kaum jemals thematisiert. Dass wir in der ›Alltagswelt‹, zu der in diesem Fall auch die Archäologie gehört, nicht die Relativität von Zeit und Raum nach der Einstein'schen Speziellen und Allgemeinen Relativitätstheorie bemühen müssen, ist eine andere Frage.¹ Hier geht es einfach um den Hinweis auf grundlegende Versäumnisse bei der Reflexion des Zeitbegriffs. Andernfalls wären die Auswüchse der allenthalben als *l'art pour l'art* betriebenen sogenannten ›Feinchronologie‹ (Eggert 2012, 157 ff.) oder der heute längst vergessene Widerstand gegen die Radiokohlenstoffmethode – beides im Übrigen vor allem in der deutschen Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie – nicht möglich gewesen (Eggert 1988).²

Chronologie ist eine fundamentale Voraussetzung der Geschichtswissenschaft und damit auch der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie (Eggert 2012, 149).

1 Hierzu in allgemeinverständlicher Form Wendorff 1980, 460 ff.; ferner in knappster Form Payk 1989, 72 f.; aus Sicht eines Physikers Blaser 1989.

2 Zur Entwicklung der Reflexion des Zeitbegriffs in der englischsprachigen Archäologie knapp Lucas 2005, 28 ff.

›Chronologie‹ meint nicht nur im wörtlichen Sinne die ›Lehre von der Zeit‹, sondern auch das Ergebnis entsprechender Untersuchungen über Zeitverhältnisse, also Informationen zur relativen und absoluten Datierung konkreter archäologisch relevanter Phänomene. Geht man von diesem konventionellen Verständnis aus, erscheint es für den Bereich der Archäologie nicht schwierig, die Frage nach der Zeit zu beantworten. Lässt man sich allerdings näher darauf ein, zeigt sich schnell, dass ihre Beantwortung nur vordergründig einfach ist. Das trifft in besonderem Maße für das soeben angesprochene Konzept der relativen Chronologie (ebd. 152 ff.) und die Grenzen relativ-chronologischer Differenzierung (ebd. 157 ff.) zu. Dies soll uns aber hier nicht weiter beschäftigen. Mir geht es vielmehr darum, den Zeitbegriff der Archäologie insoweit aus seiner fachspezifischen Einkapselung herauszulösen, dass er zu einer vergleichbaren Größe wird. Mit diesem Schritt zur Vergleichbarkeit lässt er sich dann zum Zeitkonzept ›als solchem‹ in Beziehung setzen. Die sich daraus ergebende gegenseitige Bespiegelung wird – so ist zu hoffen – auf den archäologischen Zeitbegriff zurückstrahlen und ihn in einigen wesentlichen Aspekten transparenter machen.

Die hier verfolgte Argumentationslinie dürfte somit klar sein: Die ›Zeit‹ der Archäologie kann naturgemäß allein über ein allgemeines, umfassendes Zeitkonzept bestimmt werden. Nur indem der archäologische Zeitbegriff transzendiert wird, darf man auf gewisse Einsichten in seine Struktur hoffen. Wenn im Folgenden einige Überlegungen zu einem solchen umfassenden Konzept vorgetragen werden, dann ist damit also zunächst einmal eine gewisse Standortbestimmung des Zeitbegriffs beabsichtigt. Auf dieser Grundlage möchte ich mich dann der Zeitthematik in der Archäologie zuwenden, wobei es allerdings nicht um methodisch-pragmatische Aspekte, sondern um allgemeinere Fragen gehen soll.

Über die Vielfalt von Zeit

Was ist ›Zeit‹? Jeder, der auch nur ein wenig über sich und seine Existenz nachgedacht hat, weiß, dass ihm die Zeit eingeschrieben ist. Er hat auch viele Male erfahren, wie überaus unterschiedlich er ›Zeit‹ als ein Phänomen zwischen zwei Ereignissen empfindet. Mal scheint sie ihm wie im Fluge zu vergehen, ein anderes Mal hingegen nicht enden zu wollen. Wieso vermögen zehn Minuten sich scheinbar unendlich hinzuziehen, während eine Stunde bisweilen vorbei ist, bevor sie recht begonnen? Was ist das überhaupt, was wir mit dem Begriff ›Zeit‹ belegen? Die Antwort auf eine dermaßen simple Frage sollte nicht schwerfallen. Oder ist sie vielleicht gar nicht so simpel, wie man zunächst meinen könnte? Natürlich, wir haben Uhren aller Art, die uns ständig über die ›Uhrzeit‹ informieren, und wir haben den Kalender, der uns das Jahr, den Monat und den Tag anzeigt, an dem wir uns ›im Strom der Zeit‹ befinden. Und dieser Strom der Zeit führt uns unerbittlich dem ›Zeitpunkt‹ unseres Todes zu. Es ist jene biotisch vorgezeichnete Bahn, in die unsere Lebenszeit als ein je eigener Verlauf mit überdeutlichen Spuren hineingestellt ist – in das Gesicht und den Körper eingegrabene Spuren, die einen besonderen Prozess der fortschreitenden Überlagerung und Veränderung durch die vergangene Zeit bezeugen. Ist das die Antwort auf unsere Frage nach dem ›Wesen‹ der

Zeit? Besteht Zeit also aus den Zeitmessern der verschiedensten Art und aus dem Gang des Lebens, den diese ›Zeitmaschinen‹ gleichsam protokollieren?

Wir unterscheiden nicht nur in der wissenschaftlichen Reflexion und Erörterung, sondern auch im Alltag ein erstaunlich breites Spektrum von Zeitbegriffen. Einige seien schlagwortartig genannt, ohne sie dabei näher zu bestimmen oder auf ihr gegenseitiges Verhältnis einzugehen. So sprechen wir etwa von einer ›linearen‹ und einer ›zyklischen Zeit‹, differenzieren zwischen ›kultureller‹ oder ›sozialer‹ und ›naturwissenschaftlicher Zeit‹ und setzen eine ›Eigenzeit‹ von einer ›Fremdzeit‹ ab. Man spricht aber auch von einer ›heiligen‹ und einer ›profanen Zeit‹, stellt eine ›innere‹ einer ›äußeren Zeit‹ gegenüber und unterscheidet eine ›geschichtliche‹ von einer ›chronologischen‹ oder ›Kalenderzeit‹. Die ›öffentliche Zeit‹ des Kalenders wird manchmal mit der ›privaten‹ oder ›subjektiven Zeit‹, also einer ›individuellen Zeit‹, konfrontiert. Gelegentlich setzt man auch ›Lebenszeit‹ und ›Weltzeit‹ – häufig auch ›Universalzeit‹ genannt – voneinander ab, wobei letztere aber meist als Pendant zu ›Lokalzeit‹ verwendet wird.³ In den Geowissenschaften ist der Begriff der ›geologischen Zeit‹ gebräuchlich,⁴ und in der Physik spielt die ›Raumzeit‹ eine zentrale Rolle. Die Zeitempfindung als solche kennt nicht nur eine individuelle, sondern auch eine kollektive Prägung. Sowenig wie die erste, sowenig ist auch die zweite eine Konstante. Sie hat sich in der westlichen Welt durch technische Erfindungen – Eisenbahn, Fernschreiber, Telefon, Radio, Auto, Flugzeug – im 19. und frühen 20. Jahrhundert verändert: Es fand eine scheinbare ›Beschleunigung‹ der Zeit statt (Wendorff 1980, 550 ff.; Nowotny 1989, 26 ff.).⁵ Die explosionsartige Entwicklung der elektronischen Kommunikation hat heutzutage schließlich zu einer sich immer noch erweiternden Vision von Gleichzeitigkeit geführt – ein Phänomen, das die österreichische Soziologin und Wissenschaftshistorikerin Helga Nowotny (1989, 17 ff.) als »Illusion der Gleichzeitigkeit« und sogar als »approximative Gleichzeitigkeit« des 20. Jahrhunderts bezeichnet (ebd. 45).

Auch das sich in der linearen Betrachtung so klar präsentierende Verhältnis von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erscheint aus der Perspektive der beschleunigten Zeit in grundlegender Weise verändert. So spricht Nowotny (1989, 47; bes. 51 ff.) von einer »erstreckten Gegenwart«, die mit ihrer hochentwickelten Eigendynamik planerisch so sehr in die Zukunft eingreife, dass damit in einem gewissen Sinn die

3 Grundlegend zum Thema und zur Entwicklung des Zeitbewusstseins in Europa Wendorff 1980.

4 In der deutschen Übersetzung von Gould 1987 wird der Begriff ›geologische Zeit‹ als ›Tiefenzeit‹ wiedergegeben (Gould 1990).

5 Zum Verhältnis von »Naturzeit« und »geschichtlichen Zeiten« und der mit der technisch-industriell bedingten »Denaturalisierung« der historisch relevanten »Zeit-Raumrelationen« vor allem seit dem 19. und 20. Jahrhundert siehe knapp Koselleck 1989d, 133 f. (ausführlich zur »Denaturalisierung der Zeiterfahrung durch die technischen Beschleunigungsverfahren« Koselleck 2003, 153 ff.). In diesem Zusammenhang sei angemerkt, dass Koselleck (1989b, 10) dem »Singular einer einzigen geschichtlichen Zeit« kritisch gegenübersteht, da alle ›Akteure‹ (»soziale und politische Handlungseinheiten«, »konkrete handelnde und leidende Menschen«, »ihre Institutionen und Organisationen«) je bestimmte Realisierungsmodi und Zeitrhythmen besäßen. Er ist daher bemüht, diesen Singular zu vermeiden und stattdessen von »vielen, sich einander überlagernden Zeiten« zu sprechen. Ich halte diese Differenzierung zwar für analytisch möglich, aber nicht für praktikabel.

»Zeitkategorie der Zukunft« abgeschafft werde (ebd. 52 f.).⁶ Allerdings fragt sie auch, inwieweit »die ›abgeschlossene‹ Vergangenheit« die Randbedingungen für die Gegenwart vorgibt (ebd. 59).⁷ Wie sehr der technisch-ökonomische Entwicklungsstand und seine wissenschaftliche und politische Grundlage aus der Vergangenheit in die Gegenwart und damit in die Zukunft hineinwirkt, lässt sich beispielsweise an dem gegenwärtig im Zeichen der sogenannten ›Euro-Krise‹ immer wieder diskutierten Konzept des ›Europa der zwei Geschwindigkeiten‹ feststellen – ein Konzept, das implizit die Zeitdimension als zentrale Größe enthält. Man wird Notwotny (ebd. 74; 49 f.; 56 f.) zustimmen, dass Zeit mit der industriellen Revolution zu einer knappen Ressource wurde – »Zeit = Geld«, wie sie die alte Einsicht formuliert. Damit sei die Linearität der Zeit im »Maschinenzeitalter« wirtschaftlich und gesellschaftlich zur alles beherrschenden Vorstellung geworden – eine Tatsache, die jedoch durch die Ausdehnung des Gegenwärtigen relativiert worden sei. Nicht zuletzt das Abfallproblem der »erstreckten Gegenwart« habe zu einer Wiederentdeckung zyklischen Denkens geführt (ebd. 74 ff.). Anstelle einer einseitig linearen Auffassung von Zeit sei eine komplementäre Sicht getreten, die sie ihrem Konzept der »Eigenzeit« zuordnet.⁸

Vom ›Wesen‹ der Zeit

Mit den letzten Bemerkungen bin ich schon etwas über mein Anliegen hinausgeschossen. Es ging ja lediglich darum, in einer knappen Einleitung rein additiv etwas zum Zeitbegriff zu sagen. Immerhin ist wohl bereits in dieser ersten Annäherung deutlich geworden, dass sich hinter diesem Begriff eine beträchtliche inhaltliche Vielfalt verbirgt. Nicht erst seit Martin Heideggers ursprünglich im Jahre erschienenen Buch *Sein und Zeit* stellt die Frage nach dem ›Wesen‹ der Zeit ein zentrales Thema der Reflexion dar. Sie ist vielmehr seit der Antike und besonders seit dem 17. Jahrhundert von Bedeutung.⁹ Auch Heidegger (1977, 404 ff.) arbeitete im Sinne der oben aufgelisteten Gegenüberstellungen mit einem Begriffspaar: Er setzte der »Weltzeit« einen »vulgären Zeitbegriff« entgegen.¹⁰ Seine Weltzeit ist eine »öffentliche« beziehungsweise »veröffent-

6 Mit Nowotny (1989, 53) lässt sich das Phänomen der »erstreckten Gegenwart« in einem einzigen Satz umreißen: »Die Zukunft wird ›rechtzeitig‹ eingeeignet durch die Planung längerfristiger Vorhaben«.

7 Hierzu sehr knapp auch Koselleck 1989b, 11 f.

8 Nowotny (1989, 75 f.) schreibt: »Die zyklische Zeitauffassung bietet das Modell des Wiedereinfließens in den zyklischen Ablauf an, das Re-Zyklieren. Zeit wird darin so konstruiert, daß es die Endlichkeit einer Vielfalt von Zyklen ist, [...] Am Ende kann, nach Verfall oder Vollendung, Neues beginnen. Doch das Neue ist nicht mehr so unbeschwert neu, wie es der Fortschrittsglaube einst verhieß. Es ist Neues, in das Altes einfließt, nicht als linear fortwirkende Vergangenheit, [...] sondern als re-zyklierte Eigenzeit eines Innovationszyklus«. – Eine ähnliche »komplementäre Sicht zwischen der Linearität und der Zyklizität der Zeit« offenbart sich nach ihrer Meinung allenthalben in den Wissenschaften, von der Chronobiologie über die Physik und Kunstgeschichte bis zur Nationalökonomie (ebd. 56).

9 Hierzu im Einzelnen Wendorff 1980, 212 ff.; bes. 230 ff.

10 M. Steinmann (2010, 173) merkt an, dass es nicht ganz klar sei, »warum Heidegger einen so eindeutig abwertenden Begriff für diese Auffassung der Zeit« gewählt habe. Da Heidegger (1977, 378 ff.) auch von einem »vulgären Verständnis« der Geschichte spricht, in dessen Mittelpunkt er »den Menschen als das ›Subjekt‹ der Ereignisse« sieht (ebd. 379), erscheint mir die Wortwahl weniger abwertend als vielmehr im Sinne von ›populär‹ gemeint zu sein. Dazu passt

lichte Zeit«,¹¹ die auf die »astronomische und kalendarische Zeitrechnung« zurückweist (ebd. 411; 422).

Heideggers Nachdenken über den Zeitbegriff – der in der englischsprachigen Archäologie eine durchaus wichtige Rolle spielt (hierzu unten) – ist eingebettet in seine existenzial- oder fundamental-ontologische Analyse der »Seinsfrage«. Damit ist sein Zeitverständnis überfrachtet mit der Frage nach dem »Dasein« beziehungsweise nach dem »Dasein als Sorge«. Der daraus resultierende Zeitbegriff ist aus kulturwissenschaftlicher Sicht für den Nichteingeweihten nicht nur in hohem Grad unzugänglich, sondern – nachdem man sich darauf eingelassen hat – auch merkwürdig blass.¹² Die Unzugänglichkeit liegt in erster Linie an der besonderen Sprache Heideggers mit ihren zahlreichen Neologismen. Sie weicht so sehr vom Gängigen ab, dass sie zu jenen Sprachzeugnissen gehört, die Theodor W. Adorno (1964) einst in einer Schmäh-schrift als »Jargon der Eigentlichkeit« geißelte. Hinzu kommt die Vielzahl und dichte Verwobenheit der leitenden ontologischen Begriffe, die wiederum im Sinne der angedeuteten Tendenz von ganz eigener Natur sind.¹³ Trotz des vielversprechenden Titels des Heidegger'schen Hauptwerkes bringt eine weitere Erörterung der darin enthaltenen Zeitreflexion für unser Anliegen daher keine wesentlichen Einsichten.

Anders steht es mit dem, was Hans Blumenberg (2001, 69 ff.) unter dem Titel »Öffnung der Zeitschere« im zweiten Teil seines Buches über die Zeit beschrieben hat. Sein Begriffspaar lautet »Lebenszeit« und »Weltzeit«, und ihre grundsätzlich gegebene und sich mit jedem neuen Leben wiederholende Divergenz wird durch die beiden Scherenflügel symbolisiert. Alle Geschichtserfahrung, so stellt er fest, vollziehe sich »in der schon weit geöffneten und sich immer noch weiter öffnenden Schere von Lebenszeit und Weltzeit«. So gesehen, lässt sich ihre aus der Perspektive des Individuums entschieden zu kurzfristige Kongruenz als Gelenk der beiden Flügel beschreiben, wobei dieser Konvergenzpunkt nach Blumenberg (ebd. 76 f.) »im unbestimmten Vorfeld nur noch rekonstruierbarer Bewußtseinslagen« und damit jenseits dessen liege, »was noch als Geschichte zugänglich sein« könne. Dieser Auffassung wird man sich als Historiker allerdings nicht uneingeschränkt anschließen wollen.

Blumenberg ist der Zeitthematik und der komplexen Beziehung zwischen Weltzeit und Lebenszeit auf vielfältig verschlungenen Wegen nachgegangen. Sie führten ihn

seine Charakterisierung des genannten Zeitbegriffs: »Die vulgäre Auslegung bestimmt den Zeitfluß als ein *nichtumkehrbares* Nacheinander« (ebd. 426; Hervorhebung im Original).

- 11 Hierzu Heidegger (1977, 414): »Die veröffentlichte Zeit hat als ›Zeit zu ...‹ wesenhaft Weltcharakter. Daher nennen wir die in der Zeitigung der Zeitlichkeit sich veröffentlichende Zeit die Weltzeit« (innere Anführungszeichen von mir; Auslassungspunkte und Hervorhebung im Original).
- 12 Hierzu aus sozialetnologischer Perspektive treffend Gell (1992, 264): »Any interested sociologist or anthropologist, on first opening Heidegger's *Being and Time* (1962) could be forgiven for imagining that a work that is devoted to the exploration of ›being-in-the-world‹ (Dasein) must contain, among its many pages, not a few which would be directly relevant to the kind of descriptive and interpretative problems which interest sociologists. But this is not so, nor was it part of Heidegger's intentions that it should be so. Heidegger's book is metaphysical prescription, not psychological description, and everything that constitutes normal human experience is condemned from the start as ›inauthentic«.
- 13 Einen recht guten Überblick über die eng verwobene Struktur bietet das Diagramm »Zusammenhang der Hauptbegriffe in Heideggers ›Sein und Zeit««. <<http://de.wikipedia.org/wiki/Heidegger>> [Zugriff: Februar 2012].

unter anderem von der antiken Astronomie bis an die Schwelle zur Neuzeit. Mit seinen eingehenden Ausführungen über die Geschichte dieser Wissenschaft – von Hipparchs Katalog der Fixsterne bis zu Kopernikus' Umlaufbahnen der Planeten und den Berechnungen anderer Astronomen – wollte er auch demonstrieren, dass die menschliche Lebenszeit »für die auf den Sternenhimmel gerichtete Aufmerksamkeit« nur dann etwas zu bedeuten vermag, »wenn es über Generationen hinweg einen Leistungszusammenhang, ein tradierbares Verfahren und tradierbare Verpflichtungen zur Überlieferung gibt« (Blumenberg 2001, 100). Der damit artikulierte Fortschrittsgedanke zeigt einerseits das Auseinanderklaffen von Lebenszeit und Weltzeit und impliziert andererseits »die Vorgegebenheit von geschichtlichen Prozessen«, in denen die Möglichkeit der »Einsicht in Weltzusammenhänge« an die »Überschreitung lebenszeitlicher Horizonte« gebunden ist (ebd. 163). Insofern mag die Entwicklung der Astronomie allerdings bestenfalls sehr eingeschränkt als Vorbild für jene Entwicklung gelten, die seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert die Weltzeit nicht nur in der Naturzeit der Gestirne, sondern auch in der Tiefe der Erde erkannte (Gould 1987; Nowotny 1989, 82 ff.).

Halten wir mit Blumenberg (2001, 75 f.) fest, dass Weltzeit und Lebenszeit auseinanderklaffen, dass wir über Geburt und Tod nur mittelbar erfahren, dass die Welt da war, »als der Mensch zum ersten Mal erwachte«, dass sie fortbestand, »als er zum ersten Mal einschlief« und dass sie »dieselbe wäre, wenn es uns selbst nie gegeben« sowie sogleich nach unserem Tode auch »dieselbe sein wird, als ob es uns niemals gegeben hätte«.

Mit solchen Überlegungen sind wir längst mitten im Thema. Wie immer das Verhältnis zwischen Lebenszeit und Weltzeit individuell wahrgenommen und ausgestaltet wird, es lenkt unsere Aufmerksamkeit auf einen fundamentalen Unterschied: Während ›Lebenszeit‹ einen Verlaufsprozess zwischen zwei Positionen bezeichnet, bleibt ›Weltzeit‹ als Gegenpol von solchen Implikationen im gängigen Erfahrungsbereich letztlich frei. Auf das ›Positionelle‹ im Sinne der Beziehung zwischen ›A‹ und ›B‹ oder von ›B‹ zu ›C‹ werden wir zurückzukommen haben. Hingegen erscheint ›Weltzeit‹ in dieser Konstellation als ein Konzept, das sich gegen eine gleichermaßen weiterführende kulturwissenschaftliche Interpretation sperrt.¹⁴

Die bisherigen Betrachtungen legen es nahe, sich der Zeitthematik weder über populäre noch über fachbezogene Spezialkonzepte, sondern auf allgemeinerem Wege zu nähern. Dafür bildet die Eingangsfrage *Was ist ›Zeit‹?* immer noch den besten Ausgangspunkt. Mit Blumenberg (2001, 89) sind wir uns dabei im Klaren, dass uns eine Uhr zwar lehrt, »wie spät es sei oder wie lange es gedauert habe«, aber eben nicht darüber, »was Zeit ist«. Burckhard Dücker (2008, 782) charakterisiert ›Zeit‹ negativ als ein »der unmittelbaren Anschauung« nicht zugängliches Naturphänomen. Ähnlich formuliert es Gerhard Schmied (1985, 5): »Sich auf das Thema ›Zeit‹ einzulassen«, schreibt er, »bedeutet Konfrontation mit einem rätselhaften Phänomen«: Zeit sei in mehrfacher Hinsicht unfassbar. So könnten wir zwar den Raum mit unseren Sinnen erfassen, nicht

14 Wenngleich von Blumenberg (2001, 96) im Zusammenhang mit »Heideggers Seinsgeschichte« und den Vorsokratikern geäußert, erscheint die folgende Beobachtung auch in unserem spezifischen Zusammenhang relevant: »Von der Weltzeit her gesehen, haben wir einen Begriff von Welt, der uns zu sagen zwingt, daß die Rede von einer Welt, die gewesen ist und nicht mehr besteht, keinerlei Unterschied ausmacht zu der anderen Aussage, es habe so etwas wie eine Welt vor dieser niemals gegeben«.

jedoch die Zeit. Das gelte auch für unsere eigene Zeit als biotische Wesen: Sie erweise sich als flüchtig und zerrinne mit unserem Leben. Mehr noch, der Mediziner und Psychiater Theo Rudolf Payk (1989, 69) meint, dass Zeitauffassungen und Zeitdefinitionen »eher Ausdruck von Weltanschauung und Kulturform als klärende Begriffe« seien – im Übrigen gebe es ›die Zeit‹ nicht.¹⁵ Er verweist beispielhaft auf die Tatsache, dass sich die Erde mit einer gewissen Regelmäßigkeit um die Sonne bewege oder dass ein Blatt welke und sich vom Ast löse: Dergleichen markiere lediglich eine mehr oder weniger regelmäßige Abfolge von Ereignissen und symbolisiere »allenfalls einen ›Zeitfluß‹, der indessen nicht zu objektivieren« sei. Und er fährt fort: »Der Schritt von hier zu einer Vorstellung, es gäbe eine konstante dahinfließende Zeit, ist vielleicht naheliegend und dennoch bereits zu weit; ein ›tempus absolutum‹ existiert nicht« (ebd. 77).¹⁶

Zum Zeitkonzept aus komparativer Sicht

Die Schwierigkeit, das Phänomen der Zeit zu bestimmen, ist wohl am anschaulichsten von Augustinus von Hippo (354–430) zum Ausdruck gebracht worden. Im 11. Buch seiner *Bekenntnisse* lesen wir sein vielzitiertes Diktum: »Was also ist die Zeit? Wenn niemand mich danach fragt, weiß ich's, will ich's aber einem Fragenden erklären, weiß ich's nicht. Doch ich sage getrost: Das weiß ich, wenn nichts verginge, gäbe es keine vergangene Zeit, und wenn nichts käme, kein zukünftige, und wenn nichts wäre, keine gegenwärtige Zeit.«¹⁷ Dass die von Augustinus thematisierte Schwierigkeit bis heute fortbesteht, ist sicherlich bereits deutlich geworden. Daher überrascht es auch nicht, einschlägige Untersuchungen nicht nur in der Philosophie, sondern gerade auch in der Soziologie und Ethnologie zu finden. So hat sich etwa die Soziologin Barbara Adam (1990) in ihrer Dissertation mit der Thematik *Time and Social Theory* auseinandergesetzt. Sie beschränkt sich darin nicht auf ihr eigenes Feld, die Soziologie, sondern sucht die traditionellen Fächer- und Disziplingrenzen durch Berücksichtigung der Zeitkonzepte in den Geistes- und Naturwissenschaften zu überschreiten.¹⁸

Im Zuge ihrer Untersuchung hat Adam mit ihrem disziplinübergreifenden Ansatz die Fragwürdigkeit der traditionellen Dichotomie von ›sozialer‹ und ›natürlicher Zeit‹ aufgezeigt und damit einen wesentlichen Schritt auf dem Wege zu einer einheitlichen Theorie der Zeit vollzogen. Nur wenn man anerkenne – so ihre These – dass »Zeit ein

15 An anderer Stelle (Payk 1989, 77) heißt es: »Je mehr wir uns mit der Zeit beschäftigen, desto deutlicher wird, daß es keine allseits befriedigende Definition des Zeitbegriffes gibt; es läßt sich nicht einmal beantworten, was denn ›Zeit‹ eigentlich sei: eher notwendige Abszisse unseres Lebens oder nur Ausdruck einer bestimmten Denk- und Erlebnisweise oder gar als verzerrte Reflektion [sic] von Veränderungen bloße Täuschung?«

16 Payk (1989, 72) spielt hier auf Newtons Konzept der absoluten Zeit an. Newton postulierte 1686 »die absolute, wahre und mathematische Zeit, die gleichförmig für sich und vermöge ihrer eigenen Natur fließt – ohne Beziehung zum äußeren Geschehen« (zit. nach Eigen 1989, 35).

17 Augustinus, Conf. XI,17; zitiert nach Augustinus 2007, 279.

18 Adam (1990, 6 f.) schreibt: »Social science comprises the whole spectrum of ›times‹ from the most physical, mechanical, and artefactual to the experiential and cultural. This realisation, in conjunction with my conviction that we interact with and modify not only our social but also the physical, living, and artefactual world on a daily basis, convinced me of the importance of understanding the times of physics and biology in addition to those of the human sciences«. – Siehe auch Adam 2002.

Aspekt der Natur« sei und »Natur das symbolische Universum der menschlichen Gesellschaft« mit einschließen, könne die unangemessene Wahrnehmung des naturwissenschaftlichen Zeitkonzeptes in den Sozialwissenschaften überwunden werden.¹⁹ Das in den Geistes- und Sozialwissenschaften tradierte Zeitkonzept der Naturwissenschaften beruhe auf dem längst überholten Naturverständnis des 19. Jahrhunderts.²⁰

Adam hat mit ihrer Monographie eine wichtige Analyse des Zeitkonzeptes vorgelegt. Ihre Ergebnisse schärfen den Blick für bisher nicht gesehene Verbindungen, für nicht thematisierte Zusammenhänge zwischen Wissenschaften, die man auch in Bezug auf das Zeitverständnis gemeinhin für wesensverschieden gehalten hatte. Selbstverständlich gibt es – so räumt auch Adam (1990, 154) ein – Zeitaspekte, die ausschließlich menschliche Gemeinschaften betreffen. Dabei geht es um die symbolische Konstituierung von Zeit.²¹ In unserem Kontext hilft ihre Untersuchung dabei, unangebrachte Dichotomien wie die von der sozialen und der natürlichen Zeit von vornherein zu vermeiden.²²

Zur sozialen Konzeption von Zeit

Der Soziologe Norbert Elias hat 1988 unter dem Titel *Über die Zeit* ein Buch veröffentlicht, das in unserem Zusammenhang von besonderem Interesse ist.²³ Es war aus der Einsicht entstanden, dass es keine konsensfähige Theorie der Zeit gebe (Elias 1988, X). Wenngleich Elias nicht den Anspruch erhebt, sie mit seinem Buch geschaffen zu haben, ist offenkundig, dass er dazu einen wesentlichen Beitrag geliefert hat. Es erscheint nicht allzu weit hergeholt, wenn man seiner Untersuchung die des amerikanischen Kunsthistorikers und Kulturanthropologen George Kubler an die Seite stellt. Kubler hat in seinem Essay *The Shape of Time* (1962) die aus dem Wandel und der Kontinuität materieller Formen indirekt ableitbare Zeiterfahrung untersucht. Dies wird von Elias insofern ergänzt und erweitert, als er den ontologischen Status der Zeit selbst unter die Lupe nimmt.

Auf die eingangs geäußerte Frage *Was ist ›Zeit‹?* antwortet Elias (1988, VII), dass man »die Zeit weder sehen noch fühlen, weder hören noch schmecken, noch riechen« könne – kurz, man vermöge sie »nicht mit Sinnen wahrzunehmen«.²⁴ Diese Grundtat-

19 Hier und im Folgenden stammt die Übersetzung englischer Passagen von mir.

20 Adam 1990, 150 ff.; Zitat auf S. 155; Rüsen 2003, 23; 32; 46 und bes. 52 f.

21 Hierzu Adam (1990, 156): »Yet, once time is constituted symbolically, it is no longer reducible to the communication of organisms or physical signals; [...] For a person to have a past and to recognise and know it entails a representational, symbolically based imagination. Endowed with it, people do not merely undergo their presents and pasts but they shape and reshape them. Symbolic meaning thus makes the past infinitely flexible. With objectified meaning we can not only look back, reflect, and contemplate it but we can reinterpret, restructure, alter, and modify the past irrespective of whether this is done in the light of new knowledge in the present, to suit the present, or for purposes of legitimization«.

22 Es ist in diesem Beitrag nicht möglich und aus systematischen Gründen nicht nötig, hier auf komparativ angelegte ethnologische Untersuchungen zum Zeitkonzept einzugehen – genannt seien zum Beispiel N. Thomas 1989 und Gell 1992. Eine kritische Übersicht über die ethnologisch-soziologische Zeit-Diskussion bietet Munn 1992.

23 Dieser Essay wurde auch von Adam (1990) intensiv herangezogen.

24 Diese sowie alle weiteren zitierten Aussagen hat Elias in seinem Buch an vielen Stellen in man-

sache ist bereits viele Male in unterschiedlichen Variationen geäußert worden – so etwa in den oben zitierten Aussagen von Dücker und Schmied. Bei dem britischen Sozialanthropologen Edmund Leach (1971, 132) findet sich die Elias'sche Formulierung beinahe wörtlich und zudem verknüpft mit der von Leach mehrfach geäußerten, aber letztlich doch nur vorgeschobenen Verwunderung darüber, dass das Konzept als solches überhaupt existiert.²⁵

Für Elias (1988, 11) ist es eine Illusion zu glauben, dass die Zeit in irgendeinem Sinne existent sei, dass es sich dabei »um eine Art von Ding ›in Zeit und Raum‹ handle«. Eben deswegen spricht er vom »Mythos von der dinghaften Zeit« (ebd. 9). In Wirklichkeit hätten wir es bei der Zeit nicht mit etwas selbständig Existierendem (ebd. 98), sondern mit einem begrifflichen Symbol zu tun – einem Symbol, das dazu diene, verschiedenartige Geschehensabläufe zueinander in Beziehung zu setzen (ebd. 14). Deswegen sei ›Zeit‹ als ein »reines Beziehungssymbol« anzusehen, das »für die Beziehung von Positionen im Nacheinander zweier Geschehensabfolgen« stehe. Dabei seien die aufeinander bezogenen Ereignisse austauschbar. »Gleichheit der Beziehungen«, so Elias (ebd. 114), »verträgt sich mit Verschiedenheit des Bezogenen«.

Hier ist eine Differenzierung hilfreich, die der Philosoph Wilhelm Perpeet (1955) vor vielen Jahren veröffentlichte. Er unterschied zwischen der ›Zeit‹ und dem ›Zeitlichen‹ und meinte, dass mit den »Zeit-Nennungen der alltäglichen Lebenspraxis«²⁶ im Grunde »gar nicht *die* Zeit selbst«, sondern immer nur »die vielen und mannigfaltig benennbaren ›Erscheinungen‹ in der Zeit«, also »zeitlich Existierendes« gemeint seien. Es handele sich um »vom Zeitlichen abgelesene Wendungen« (ebd. 531).²⁷ Uns geht es nicht darum, ob Perpeets Antwort auf die Frage nach der Zeit befriedigt – von Interesse ist vielmehr seine begriffliche Unterscheidung, die den Dunstschleier um den Zeitbegriff etwas zu lichten vermag und offenkundig eine gewisse inhaltliche Übereinstimmung mit der Konzeption von Elias aufweist.²⁸

Da ›Zeit‹ nicht ›an sich‹ existent ist, gewinnt sie ihre Bedeutung allein im sozialen Raum, der von Elias in Erweiterung der vierdimensionalen Raumzeit²⁹ immer wieder als »fünfte Dimension des Universums« thematisiert wird.³⁰ In diesem

cherlei Variation wiederholt; ich weise nur ausnahmsweise auf solche Wiederholungen hin.

25 Leach (1971, 132) schreibt: »The oddest thing about time is surely that we have such a concept at all. We experience time, but not with our senses. We don't see it, or touch it, or smell it, or taste it, or hear it«.

26 Perpeet (1955, 531) schreibt unter anderem: »Wir sprechen von einer kurzen, langen, schnellen, langsamen, hohen, leeren, erfüllten, schweren, günstigen, schlechten Zeit usw. [...] So ›hat‹ man beispielsweise Zeit (bzw. nicht). Man braucht, spart, stiehlt, vertreibt, verkürzt sie, preßt sie, etwa zu drei Tagen, zusammen [...], erwartet, mißt, zählt, erzählt sie usw. [...] So verfließt, verstreicht, verrinnt die Zeit. Sie dehnt sich aus, dauert, steht still, nagt, spielt, dreht sich im Kreise, [...] läßt altern, welken, sterben, gebiert, erneuert, bringt hervor, heilt, deckt zu, bindet, richtet, verpflichtet usw.«.

27 Es versteht sich, dass Perpeets Beurteilung auch auf manche Wendungen im vorliegenden Beitrag zutrifft, vor allem auf die Passage »Über die Vielfalt von Zeit«.

28 In diesem Sinne auch Park (1994), der die Frage nach der Zeit so beantwortet: »However time is measured, it is measured by events and not by some property intrinsic to itself. Ordinarily, we estimate the ›passage of time‹ by observing the progress of events, [...] It is events that pass, not time«.

29 Die vierdimensionale Raumzeit besteht aus den drei Dimensionen des Euklidischen Raumes (Länge, Breite, Höhe) und der Dimension der Zeit.

30 So etwa Elias 1988, XLVI f.; 52 f.

fünfdimensionalen sozial-räumlich-zeitlichen Gebilde stelle der Zeitbegriff für den Menschen das zentrale, »in einem langen, generationsübergreifenden Lernprozeß« entwickelte Orientierungsmittel dar (Elias 1988, 2). Nur dort, wo Menschen in allmählichen Schritten »ein relativ gut integriertes Raster von Zeitregulatoren« in Form von Uhren, Jahreskalendern und Ära-Zeitskalen entwickelt haben, könne Zeit als kontinuierlicher, einförmiger, irreversibler Fluss des Geschehens erlebt werden (ebd. 6; 25). Somit dürften wir nicht davon ausgehen, dass Gemeinschaften ohne solche Regulationsmechanismen das Geschehen in ihrer Welt prinzipiell ähnlich wie wir erlebt haben (ebd. 4). Andererseits besteht aber auch kein Zweifel über das immer wieder entstandene Bedürfnis und die Fähigkeit früher Gesellschaften, naturgegebene Abläufe wie etwa die Mondphasen und den Auf- und Niedergang der Sonne zweckmäßig in ihr soziales Handeln zu integrieren.

Dennoch, wenn ›Zeit‹ an sich nicht existent ist, was ist dann der vielzitierte ›Pfeil der Zeit‹? Impliziert er nicht etwas, das in eine bestimmte Richtung jenseits von Vergangenheit und Gegenwart fliegt? Und heißt es nicht bereits bei den Alten: *tempus fugit*? Entflieht uns die Zeit – mit welchem Maß auch immer wir sie gerade bestimmt haben – beständig? Gewiss, der Sekundenzeiger der Uhr, sei es am Handgelenk oder im Bahnhof, symbolisiert das Fliehen des Augenblicks. Und auch der Zeitpfeil flieht im fünfdimensionalen Universum des Hier und Jetzt der ›Gegenwart‹ und fliegt sozusagen der ›Zukunft‹ entgegen. Damit versinnbildlicht er den instrumentellen Charakter der Zeit. Er steht in diesem Sinne für jene Zeit, von der Elias (1988, X) sagt, sie rolle »unerbittlich über die Köpfe der Menschen hin« ab. An dieser Stelle beginnen die Probleme der Archäologie. Denn der eigentliche instrumentelle Charakter der Zeit lag im sozialen Sein jener Gemeinschaften, mit denen wir uns beschäftigen. Er ist unserer Erkenntnis für immer oder jedenfalls weitestgehend entzogen. Auf einem abstrakteren Niveau besitzt die Zeit der Vergangenheit jedoch auch für uns einen instrumentellen Habitus: Wir möchten sie nach dem Vorbild von Elias als Orientierungsmittel nutzen, um jene Prozesse und Ereignisse, die in der Vergangenheit stattgefunden haben, zueinander in Beziehung setzen zu können.

Geschichtswissenschaft und Zeit

Die folgenden Bemerkungen beschränken sich auf einige wenige grundsätzliche Aspekte des Zusammenhangs von Geschichtswissenschaft und Zeit. Dabei soll es um die nezeitliche Erfahrung des in einem gewissen Sinn ›zeitbedingten‹ Charakters historischer ›Wahrheit‹ gehen. Diese Einsicht resultiert unmittelbar aus dem, was mit dem Zeitkonzept verknüpft ist: Ähnlich wie die oben angesprochene biotisch vorgegebene Bahn unserer bereits vergangenen Lebenszeit mit ihren Körperspuren besitzt auch die Zeit des Historikers, wo immer wir sie gleichsam zum Zwecke der Inspektion ›aufhalten‹, ihre charakteristische Signatur. Diese Signatur drückt sich in der zeitspezifischen Sichtweise auf historische Phänomene aus und auch auf die Art unserer Fragen, die wir an diese Phänomene herantragen sowie auf die Wege, die wir zu ihrer Lösung beschreiten.

Dieses besondere Verhältnis, das den Historiker an seine Gegenwart kettet, pflegt man als ›Standortsgebundenheit‹ zu bezeichnen, wobei ›Standort‹ im weitesten Sinn

gemeint ist. Wesentliche Gedanken hat dazu bereits Karl Mannheim (1970) in den zwanziger und frühen dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts geäußert, indem er in seinen wissenssoziologischen Arbeiten immer wieder auf das »Perspektivische« der historischen und philosophischen Erkenntnis zurückkam.³¹ Das damit angesprochene Problem lässt sich treffend mit dem Titel eines Aufsatzes von Reinhart Koselleck (1989e) umschreiben: »Standortbindung und Zeitlichkeit«. In unserem Zusammenhang ist die besondere Bedeutung wichtig, die ›Zeit‹ aufgrund der Verkettung von Vergangenheit und Gegenwart erfährt.³² Diese Verkettung gilt – wie unten noch angesprochen wird – natürlich auch für die Archäologie.

Die »Verzeitlichung der Perspektive« auf die Vergangenheit, die Koselleck (1989e, 203) thematisiert, schiebt sich gewissermaßen zwischen die sogenannten ›Tatsachen der Vergangenheit‹ einschließlich ihrer quellenkritischen Aufbereitung auf der einen und ihre Interpretation auf der anderen Seite.³³ Aber die Verzeitlichung – so darf man über Koselleck hinausgehend hinzufügen – wirkt sich notwendigerweise auch auf die Konstitution der Tatsachen selbst aus. Denn das ›historische Material‹ wird ja – wie Koselleck (ebd. 204) schreibt – erst durch unsere Fragen, die eben der Verzeitlichung unterliegen, zu historischen Quellen.³⁴

31 So etwa Mannheim (1970, 290 f.) im Jahre 1924: »Der Ausdruck ›standortgebunden‹, ›perspektivisch‹ ist selbstverständlich nur analogiehaft von der visuellen Gestalterfassung des Raumdinges auf die historische und philosophische Erkenntnis übertragen [...]. Einer der wesentlichen Unterschiede aber zwischen der ›perspektivischen Beschaffenheit‹ der Geschichtserkenntnis gegenüber der Standortsgebundenheit der Wahrnehmung des Raumdinges besteht darin, daß im ersteren Falle die ›Standorte‹ selbstverständlich nicht räumlich zu nehmen sind und der Gegenstand nicht starr und unbeweglich dem Subjekte gegenübersteht. Bei der Geschichtsbetrachtung bedeutet die Standortsgebundenheit das ›Stehen‹ an einer ›Stelle‹ des geistigen Stromes, der sowohl in jenem Teile, auf den wir uns richten, als auch da, von wo aus wir ihn selbst betrachten, ein gewordener und werdender, ein stets beweglicher ist«.

32 Hierzu Koselleck (1989e, 176): »Denn wer wollte leugnen, daß Geschichte aus verschiedenen Perspektiven betrachtet wird, daß sich mit dem Wandel der Geschichte auch die historischen Äußerungen über diese Geschichte wandeln? Die alte Dreiheit: Ort, Zeit und Person geht offenbar in das Werk eines historischen Autors ein. Ändern sich Ort und Zeit und Person, so entstehen neue Werke, auch wenn sie von demselben Gegenstand handeln oder zu handeln scheinen. [...] Neue Erfahrungen kommen hinzu, alte werden überholt, neue Erwartungen tun sich auf; und schon stellen sich neue Fragen an die Vergangenheit, die die Geschichte neu zu überdenken, neu zu betrachten, neu zu untersuchen fordern«.

33 Die historische Methode mit ihrem »Kanon an methodischer Akkuratess« nimmt Koselleck (1989e, 204) von dieser Verzeitlichung aus. Die Regeln der Quellenkritik seien so rigoros, dass ihre »Ergebnisse unbeschadet des Standorts eines Historikers universal kommunikabel und kontrollierbar« seien.

34 Es erscheint angebracht, hierbei auf einen weiteren Punkt hinzuweisen, den Koselleck (1989e, 204) anspricht. Jede Quelle, so stellt er fest, verweise uns »auf eine Geschichte, die mehr ist oder weniger, jedenfalls etwas anderes als der Überrest selber«. Und ferner: »Eine Geschichte ist nie identisch mit der Quelle, die von dieser Geschichte zeugt«. Aus solchen Überlegungen leitet er schließlich sein bekanntes Wort vom »Vetorecht« der Quellen ab: Eine Quelle könne uns letztlich nie sagen, was wir als Historiker darüber schreiben sollen; wohl aber hindere sie uns, »Aussagen zu machen, die wir nicht machen dürfen« (ebd. 206). Um jedoch überhaupt »eine Geschichte zur Geschichte« zu machen, die die Quellen notwendigerweise transzendieren müsse, bedürfe es einer »Theorie möglicher Geschichten« (ebd.). Zu dieser Thematik auch Koselleck 2010.

Archäologie und Zeit

Nach dieser knappen Betrachtung eines zentralen Aspektes von ›Zeit‹ in der Geschichtswissenschaft müssen wir uns mit ihrer Rolle in der Archäologie beschäftigen. Dabei wird es letztlich um drei Fragen gehen: Wie und bis zu welchem Grade spiegelt sich ›vergangene Zeit‹ archäologisch? Lässt sich diese Spiegelung näher beschreiben? Und schließlich: Wie verhält sich diese archäologisch erfassbare Spiegelung zur historischen ›Realität‹? Bevor wir uns dieser Fragen annehmen, müssen wir uns aber einigen Autoren widmen, deren Stellungnahme zu ›Fragen der Zeit‹ als repräsentativ für die gegenwärtige Archäologie gelten kann.

Die Archäologie als sachgutgestützte Wissenschaft von der Vergangenheit huldigt – sieht man von der im Folgenden zu erörternden Post-Prozessualen Archäologie und einigen weiteren Ausnahmen ab – einem extrem technizistischen Verständnis von ›Zeit‹. In dieser und auch in manch anderer Hinsicht strebt sie einem naturwissenschaftlichen ›Ideal‹ nach, das aus kulturwissenschaftlicher Sicht längst obsolet ist. Auf der anderen Seite hält sie in aller Regel das systematische Nachdenken über den Zeitbegriff und damit über seine Bedeutung für die Archäologie nicht für lohnenswert. Dies ist einleitend an einem Beispiel demonstriert worden.

Post-prozessualistisch inspirierte Archäologie und Zeit

Diese Kurzcharakteristik des archäologischen Zeitverständnisses muss jedoch relativiert werden. Ich hatte oben auf Heideggers Reflexionen zum Zeitbegriff hingewiesen und sie als unfruchtbar für die Archäologie bezeichnet. Diese Feststellung mag insofern verwundern, als Heidegger und gerade seine Überlegungen zur Zeit – ebenso wie die seines Freiburger Lehrers Edmund Husserl – in der englischsprachigen Archäologie eine gewisse Rolle spielen. Beide Philosophen werden zum Beispiel sehr ausführlich von Christopher Gosden in seinem Buch *Social Being and Time* (1994) berücksichtigt.³⁵ Er ist dabei durchaus kein Einzelfall. Es ist offenkundig, dass eine gewisse ›philosophische Vielfalt‹ in der anglophonen Archäologie untrennbar mit der Postmoderne, konkret mit der Herausbildung der Post-Prozessualen Archäologie, zusammenhängt.³⁶

Für Gosden (1994, 1) ist Zeit keine abstrakte Größe, sondern »eine Qualität«, die aus dem »Sich-Einlassen des Menschen auf die Welt« resultiert.³⁷ So sehr man der ersten Aussage zustimmt, so fragwürdig ist die besondere Auslegung jener allgegenwärtigen sozialen Praxis, die er als *human involvement with the world* bezeichnet. Er spielt

35 Die Reihe der darüber hinaus angeführten, aber bisweilen nur ganz beiläufig erwähnten Philosophen ist lang. Sie reicht von Sokrates über Platon, Aristoteles, Augustinus und Descartes bis zu Kant, Hegel, Marx, Dilthey, Nietzsche, Lukács, Wittgenstein, H. Marcuse, Gadamer, Sartre, Ricœur, Barthes, Baudrillard, Foucault, Habermas, Rorty und Derrida.

36 Damit möchte ich Gosden keineswegs zu den Post-Prozessualisten rechnen, sondern lediglich auf den wissenschaftsgeschichtlichen Hintergrund verweisen, vor dem solche Werke entstehen.

37 Wörtlich heißt es: »However, one of my central contentions is that time is not an abstract entity, but a quality of human involvement with the world [...] we cannot understand time by looking at time alone, but rather through considering the nature of involvement people have with the world«.

diese Praxis gegen »theoretisches Denken« aus und huldigt damit zugleich dem »alltäglichen Leben«, das angeblich Ausgangs- und Zielpunkt der Beschäftigung mit Zeit zu sein hat (ebd. 6). In diesem Sinne ist der Titel seines Buches programmatisch zu verstehen: Er spiegelt nicht zufällig jenen Titel wider, den Heidegger seinem Hauptwerk gab. In Gosdens Konzept der sozialen Praxis, dem »Sich-Einlassen auf die Welt«, sieht er sich dem Heidegger'schen Verständnis von *Sein* beziehungsweise *Dasein* verpflichtet.³⁸

Angesichts dieser Ausgangslage stellt sich die Frage, inwieweit die in Gosdens Monographie aufgebotene Phalanx bedeutender Philosophen von der Antike bis in die Gegenwart einen Gewinn für die Archäologie gebracht hat. Die in den Text eingestreuten archäologischen Beispiele beziehen sich einerseits auf die Ur- und Frühgeschichte des südwestlichen Pazifiks und andererseits auf England. Soweit ich sehe, vermögen sie aber Gosdens Zielsetzung nicht gerecht zu werden, so dass letztendlich unklar bleibt, inwiefern sein *human involvement with the world* einen archäologisch nutzbaren Beitrag zur Theorie der Zeit oder auch nur zur Theorie der Zeit in der Archäologie geleistet hat.

In seinem Versuch, die Thematik *Social Being and Time* zum Nutzen der archäologischen Erforschung der Vergangenheit zusammenzubringen, hat Gosden uns zwar einen Gang durch die abendländische Philosophie beschert, ist aber mit seinem Anliegen gescheitert. Betrachtet man das philosophische Potpourri, das den Kern seiner Untersuchung bildet, dann überrascht es nicht, wenn die Archäologie der Zukunft im letzten Absatz gleich zweimal als »philosophische Disziplin« apostrophiert wird. Angesichts dieser Tatsache beginnt man zu begreifen, warum die reichhaltige komparative kulturanthropologische und soziologische Literatur zum Zeitverständnis in diesem Buch weitgehend unbeachtet geblieben ist.

Das Problem von Gosdens Untersuchung liegt auch in einer unzureichenden Differenzierung zwischen »gemessener Zeit« (*measured time*) und »erfahrener« oder »menschlicher Zeit« (*experienced* oder *human time*) begründet.³⁹ Er hat nicht berücksichtigt, dass wir als Archäologen zwar analytisch kategorisieren, aber damit nicht zugleich die Zugänglichkeit unserer Kategorien garantieren oder gar erzwingen können. Zwar können wir »Zeit« in mancherlei Weise messen, aber wir müssen – wie unten zu zeigen sein wird – an der Aufgabe scheitern, sie in ihrer einstigen sozialen Präsenz erfassen zu können.

Der Versuch von Gosden, Philosophen vor allem des 20. Jahrhunderts für die Archäologie fruchtbar zu machen, steht – wie angedeutet – keineswegs singulär da; er ist dabei nur besonders umfassend zu Werke gegangen.⁴⁰ Neben anderen hat sich damit auch Julian Thomas in seinem Buch *Time, Culture and Identity: An Interpretive Archaeology* (1996b) intensiv beschäftigt. Er zielt nicht nur auf eine »phänomenologische

38 Diese Verbindung stellt Gosden (1994) an verschiedenen Stellen seines Buches her, z. B. ebd. 6 f.; 42 ff.; 107 ff., bes. 110 ff.

39 Hierzu Gosden 1994, 2 ff. et pass. (siehe Index).

40 Mir geht es hier nicht generell um entsprechende Versuche – die gibt es in der englischsprachigen Archäologie tatsächlich in für kontinentale Verhältnisse beträchtlicher Zahl –, sondern nur um solche, die das Problem der Zeit betreffen.

Archäologie«,⁴¹ sondern darüber hinaus auf eine ›Heideggerian archaeology‹ (ebd. 2). Kurz vor dem Erscheinen seiner Studie hat er eine Kurzfassung in den *Archaeological Dialogues* veröffentlicht und zur Diskussion gestellt (Thomas 1996a). Es erscheint müßig, hier auf das Eine oder das Andere näher einzugehen. Das Ergebnis würde zwar im Einzelnen abweichen, in der Gesamttendenz aber doch ähnlich ausfallen wie bei Gosden.⁴² Ähnlich extrem – allerdings entschieden knapper formuliert – ist die Kluft zwischen dem allgegenwärtigen Heidegger und der daraus abgeleiteten archäologischen Nutzenanwendung in einem Aufsatz von Håkan Karlsson (2001). Dieser Aufsatz ist dermaßen ›philosophisch‹, dass Heidegger selbst in Karlssons archäologischen Schlussfolgerungen mehrfach zitiert wird (ebd. 55 ff.). Man könnte weitere Beispiele anführen. Ich beschränke mich auf Gavin Lucas, der zwar in seiner Monographie *The Archaeology of Time* (2005) Heidegger nur einmal zitiert, sich dafür aber – wengleich relativ knapp – mit Husserl beschäftigt (ebd. 22 ff.). Ich habe auch hier nicht den Eindruck, dass dies für den Gang seiner weiteren Ausführungen und für seine generellen Schlussfolgerungen von grundsätzlicher Bedeutung ist.

Angesichts der beschriebenen Lage muss man fragen, warum ein philosophischer Autor wie Heidegger, dessen Verständnis gerade für nicht-philosophisch vorgebildete, aber deutschsprachige Leserinnen und Leser erhebliche Schwierigkeiten bereitet, in einem so hohen Maße in der britischen Archäologie rezipiert worden ist. In unserem Kontext lässt sich darüber nur spekulieren. Da statt des deutschen Originals ausnahmslos englische Übersetzungen zitiert werden, erscheint es nicht ausgeschlossen, dass sie verständlicher als das Original sind – wobei zu prüfen wäre, inwieweit sie das Original und seine vielen Tücken adäquat wiedergeben (siehe auch Sommer 2000). Unabhängig davon meine ich, dass Heidegger in archäologischem Kontext keine oder so gut wie keine Rolle spielte, wenn er nicht in einem derart hohen Maße von französischen Philosophen rezipiert worden wäre – nicht zuletzt von solchen, die der Postmoderne zugeordnet werden. Die Rolle, die er in der britischen Archäologie spielt, ist offenbar – wie oben bereits angedeutet – über die Postmoderne und damit über die Post-Prozessuale Archäologie erfolgt.

Über ur- und frühgeschichtliche Zeiterfahrung

Aus den weiter oben thematisierten komparativen Arbeiten zum Zeitkonzept folgt, dass ›Zeit‹ höchst unterschiedlich in menschlichen Gemeinschaften erfahren und reflektiert wird. Das Zeitverständnis gehört zu jenen Phänomenen, die in soziale Zusammenhänge eingebettet und damit sozial konstruiert sind. Wir dürfen unterstellen, dass dies auch für ur- und frühgeschichtliche Gemeinschaften zutraf. Auf dieser Ebene hätten wir es mit Zeiterfahrungen zu tun, die in den Bereich einer subjektiv – oder, in diesem Falle richtiger, kollektiv – erlebten Zeit fallen. Dazu gehört auch die Frage, wie jene Gemeinschaften ihre eigene gruppenspezifische Vergangenheit wahrgenommen haben,

41 Thomas (1996b, 9) versieht den gesamten ersten Teil seines Buches mit der Überschrift »A Phenomenological Archaeology«, wobei er allerdings ein Fragezeichen hinzufügt.

42 Zu beiden siehe die knappe Einschätzung von Bradley (2002, 14), die sich im Grundsatz mit der deckt, die hier am Beispiel Gosdens skizziert wurde.

wobei vor allem interessant wäre, ob und in welcher Form materielle Zeugnisse dieser Vergangenheit wie beispielsweise Artefakte des täglichen Lebens oder monumentale Grabbauten ihre Vorstellungen beeinflusst haben mögen. Richard Bradley (2002) hat die verschiedenen archäologische Zugangsweisen anhand von gut gewählten Beispielen umfassend auszuloten versucht. Dabei zog er etwa die potentielle Spiegelung der Siedlungstradition der Linienbandkeramik im nordwestlichen Mitteleuropa mit ihren Langhäusern in darauf folgenden monumentalen Grabanlagen ebenso heran wie Metallhorte in Südengland, die aufgrund der in ihnen enthaltenen Objekte eine Zeitspanne von rund 1200 bis 2000 Jahren verkörpern.

Bradleys Beispiele sowie die anderer Autoren – sei es über »Memoriallandschaften« (*memorial landscapes*) (Bradley 2002, 33) oder »Opferlandschaften« (*sacrificial landscapes*) (Fontijn 2002) – und die daran geknüpften Überlegungen sind überaus lehrreich, aber sie vermögen naturgemäß nicht mehr zu demonstrieren, als die Entfaltung des in ihnen enthaltenen Potentials durch einen klugen Archäologen: Die Interpretationen sind einleuchtend und vage genug, um sie als Zeichen dessen zu nehmen, was gewesen sein könnte. Schaut man näher hin, dann zeigt sich, dass das Kernargument auf mehr oder weniger impliziten ethnographischen Analogien beruht.⁴³ Ob diese Deutungen dann einleuchtend erscheinen oder nicht, ist eine gänzlich andere Sache. Im Prinzip geht es hier darum, festzuhalten, dass wir als Archäologen von solchen kollektiven Zeit- und Vergangenheitserfahrungen in ur- und frühgeschichtlicher Zeit ausgehen müssen, ihr Nachweis jedoch weitgehend hypothetisch bleibt.

Besonderen Widerhall in den Kulturwissenschaften haben Arbeiten von Jan und Aleida Assmann zum *Kulturellen Gedächtnis* gefunden. Sie beziehen sich dabei auf Untersuchungen des deutschen Kunsthistorikers und Kulturwissenschaftlers Aby Warburg zum »sozialen Gedächtnis« und des französischen Soziologen Maurice Halbwachs zum »kollektiven Gedächtnis« (*mémoire collective*).⁴⁴

Der sicherlich anspruchvollste Versuch, das Konzept des Kulturellen Gedächtnisses auf die Archäologie zu übertragen, stammt von Ulrich Veit (2005). Er versucht, dessen Potential am Beispiel der früheisenzeitlichen »Fürsten«- oder »Prunkgräber« zu erläutern – Bestattungen, deren öffentlicher Vollzug als »rituelle Inszenierungen« die Gruppenidentität stabilisiert und perpetuiert hätte. Die entsprechenden Zeremonien begreift Veit als Ausdruck des Kulturellen Gedächtnisses, das in schriftlosen Gesellschaften als Medium der sozialen Erinnerung anzusehen sei (ebd. 31 f.). Er bezieht sich in diesem Aufsatz immer wieder auf Schriften von Jan und Aleida Assmann und stimmt mit ihnen darin überein, dass das gruppenspezifische Wissen auf diese Weise von Generation zu Generation weitergegeben und memoriert worden sei (etwa ebd. 24). Darüber hinaus ist hier für Veit nicht nur die Ebene von Zeremonien von Bedeutung. Vielmehr habe auch die sogenannte »materielle Kultur«, mit ihrer für die Archäologie ohnehin fundamentalen Rolle, »durchaus einen gewissen Anteil am Identitätsdiskurs der betreffenden Gemeinschaften« gehabt (ebd. 25). Er verweist dabei (ebd. 26) auf Jan Assmanns Begriff »Gedächtnis der Dinge«, mit dem Assmann auf einen den Dingen

43 Zwar meint »ethnographisch« generell den Bezug auf dokumentierte Einzelfälle, aber ich schließe hier ausdrücklich die auf komparativem Wege gewonnenen Analogie mit ein.

44 Hierzu unter vielen anderen A. Assmann 1993; Assmann/Assmann 1988; J. Assmann 1997.

innewohnenden »Zeitindex« abzielt, »der mit der Gegenwart zugleich auch auf verschiedene Vergangenheitsschichten deutet« (Assmann 1997, 20).

Halten wir also fest, dass die gegenwärtige Archäologie in ›historischen Dimensionen‹ denkt, die noch vor wenigen Jahrzehnten für vollkommen abwegig gehalten worden wären. Diese Entwicklung ist höchst positiv, denn sie zeigt, wie sehr sich das Fach den Vergleichenden Kulturwissenschaften besonders im englischsprachigen Bereich geöffnet hat. Allerdings sollte man sich darüber im Klaren sein, dass die Archäologie hier trotz aller gegenteiligen Beteuerungen keinen genuinen Beitrag zum einstigen Zeit- und Vergangenheitsverständnis zu liefern vermag.⁴⁵ Vielmehr steuert sie dazu anhand ihrer Quellen lediglich mehr oder minder hypothetische Einsichten bei, deren inhaltliche Basis auf bestimmten Funden und Befunden sowie externen – eben individuellen oder kulturvergleichend generierten analogen – Erkenntnissen beruht. Es fällt auf, dass bei den oben angeführten englischsprachigen Archäologen nicht oder jedenfalls nicht hinreichend zwischen den zur Diskussion stehenden Ebenen differenziert wird.

Über die Zeit der Archäologie

Aus meiner Sicht ist es unumgänglich, zwischen der Ur- und Frühgeschichte als einem bestimmten fachspezifisch benannten und definierten Teil der Vergangenheit auf der einen Seite und der Wissenschaft, die sich damit beschäftigt, auf der anderen zu unterscheiden.⁴⁶ Diese Unterscheidung würde sich in das traditionelle Muster der Subjekt-/Objektdifferenzierung einordnen, so dass die ur- und frühgeschichtliche Vergangenheit der Forschungsgegenstand und der Archäologe das forschende Subjekt wäre. Gegen diese Trennung von ›Objekt‹ und ›Subjekt der Forschung‹ würden sich die zitierten britischen Archäologen gewiss wehren. Und selbstverständlich wäre auch Elias damit nicht einverstanden, fällt sie doch in die von ihm vielfach angeprangerte Aufspaltung des Universums in Antagonismen, die sich begrifflich in Gegensatzpaaren artikuliert. Dazu gehören etwa ›Natur und Kultur‹, ›Materie und Geist‹, ›physikalische Zeit und soziale Zeit‹ (siehe Elias 1988, bes. 57 ff.). Es ist auch einsichtig, dass der Forschungsgegenstand nicht als solcher besteht, sondern erst durch das forschende Subjekt konstituiert wird. Aber Elias würde die hier vorgenommene Differenzierung wohl doch durchgehen lassen, wenn man ihm versicherte, dass sie nur aus analytischen Gründen vorgenommen werde. Denn natürlich ist uns mit ihm klar, dass sich Erkenntnis – in diesem Falle archäologische Erkenntnis – nur in einer Art dialektischer Interaktion zwischen dem zu Erforschenden und dem Forscher, anders ausgedrückt zwischen Vergangenheit und Gegenwart, vollzieht.

45 Dies trifft über das Zeit- und Vergangenheitsverständnis hinaus letztlich für alles Emische urgeschichtlicher Gemeinschaften zu; hierzu vor allem am Beispiel der Befunde des Göbekli Tepe Eggert 2010.

46 Hier geht es mithin um ein analoges Phänomen zu jener Differenzierung seit dem späten 18. Jahrhundert, die R. Koselleck mehrfach als Herausbildung des »Kollektivsingulars« des Begriffs ›Geschichte‹ beschrieben hat (z. B. Koselleck 1975, bes. 647 ff.; 1989c, 47 ff.; 1989d, 130 f.). Damit sei – so stellt er fest – Geschichte gleichsam als »Bewußtseinsraum« und als »Handlungsraum« etabliert worden (Koselleck 1989d, 130).

Mir geht es im Folgenden nicht um die naturwissenschaftlich gegründete absolute Zeitbestimmung, wie sie in der Radiokohlenstoffmethode und in der Dendrodatierung sowie in deren Kombination von so entscheidender Bedeutung ist (siehe Eggert 1988; Eggert/Samida 2013, 80 ff.). Die kulturwissenschaftlich relevante Zeit wird man damit bestenfalls punktuell und als ein den vergangenen Abläufen und Ereignissen äußerliches Phänomen erfassen können. Die naturwissenschaftlich bestimmte Zeit nützt mit anderen Worten wenig, wenn wir der Frage nachgehen wollen, wie beziehungsweise inwieweit die Zeitdimension vergangenen Lebens archäologisch gespiegelt werden kann.

In gleichem Maße wie wir ›unsere‹ Zeit nur über – wie Elias (1988, XII) es nennt – das »Wandlungskontinuum« des Seienden erfassen können, vermögen wir die Zeit der ur- und frühgeschichtlichen Vergangenheit allein über die Veränderung ihrer materiellen Formen zu bestimmen. Hier ist Kublers *shape of time* von entscheidender Bedeutung, denn der Archäologe nimmt Zeit über Konstanz und Wandel der menschengemachten Welt der Dinge wahr. Kublers Überlegungen über die »Gestalt der Zeit« bezogen sich auf die Kunst, aber sie gelten darüber hinaus für alle Artefakte. Daher trifft seine Definition von Kunst – Kunst sei ein »System formspezifischer Relationen« – auch auf die Dingwelt der Vergangenheit zu.⁴⁷ Die Veränderung dieser Relationen unter Einschluss des eigenen Lebens ist das, was wir ›Zeit‹ nennen, und die mit zunehmendem Alter immer drückendere Aussage ›Wie schnell doch die Zeit vergeht!‹ findet hier ihren subjektiven und zugleich – wenn man so will – objektiven Ausdruck. In diesem Wandel findet Kublers (1962, 85) Ansatz seine Begründung: »If we wish to explore the nature of change, we must examine the sequence of forms«. Allerdings liegt hierin für den Archäologen auch eine Gefahr: Nicht jede Sequenz von Formveränderungen zeigt notwendigerweise einen sich entlang der Zeitachse von A nach B vollziehenden Wandel an. Vielmehr mag dahinter auch eine durch sozial-kommunikative Faktoren ausgelöste Veränderung stecken, die gleichsam ›quer‹ zur Zeitachse verläuft und lediglich in der archäologischen Spiegelung als wesentlich zeitgebunden erscheint.

Dennoch dürfen wir prinzipiell festhalten, dass sich ›Zeit‹ archäologisch im und als Wandel von Formen und anderen materiell erfassbaren Phänomenen spiegelt. Mit dieser Einsicht haben wir zugleich ihren wesentlichen Charakter erkannt: Die Archäologie ist aufgrund ihrer Quellen auf einen gewissermaßen reduktionistischen Zeitbegriff aufgebaut. Aus diesem besonderen Charakter des Zeitbegriffs der Archäologie folgt die Antwort auf die oben gestellte dritte Frage. Sie bezog sich auf das Verhältnis der archäologisch gespiegelten Zeit zur historischen ›Realität‹. Wir können festhalten, dass die ›archäologische‹ Zeit eine hohe Abstraktionsebene des historischen Seins der ur- und frühgeschichtlichen Vergangenheit repräsentiert. Mit Elias könnte man auch von einem hohen Syntheseniveau sprechen.⁴⁸ In diesem Zusammenhang muss grundsätzlich gefragt werden, inwiefern und inwieweit der Wandel materieller Formen überhaupt die ur- und frühgeschichtliche ›Wirklichkeit‹ zu spiegeln vermag. Offenkundig ist so etwas nicht nur sehr bedingt, sondern in letzter Konsequenz gar nicht möglich. Zum einen ist ein »Wandlungskontinuum«, um mit Elias zu reden, ja lediglich Mittel zum Zweck, das es uns erlauben soll, in die uns *a priori* entgegnetretende ›Zeitlosigkeit‹ eine wie

47 Kubler (1962, VII) spricht von »art as form« oder »art as a system of formal relations« und kontrastiert diese Definition mit Ernst Cassirers »art as symbolic language«.

48 Elias (1988, VIII) verwendet die Bezeichnung »niedrige« und »hohe Synthese-Ebene«.

unvollkommen auch immer beschaffene temporale Struktur zu bringen. Es hat jedenfalls aus sich selbst heraus noch gar nichts mit dem ur- und frühgeschichtlichen ›Sein‹ oder – weniger philosophisch-abstrakt formuliert – ›Leben‹ zu tun. Für dieses ur- und frühgeschichtliche Leben gibt es höchst vielfältige eigene Quellen. Sie treten uns als solche in der ersten Annäherung ausnahmslos in materiellem Gewande entgegen, bergen darunter aber ein weites Spektrum an kultur- oder traditionsspezifischer Bedeutung. Zum anderen stellt der Begriff »die ur- und frühgeschichtliche Wirklichkeit« zwar eine Art sprachlicher Chiffre für eine mehr oder weniger weit gefasste Vergangenheit dar; dahinter steht jedoch keineswegs etwas einst tatsächlich Existentes, das in seiner jeweiligen Besonderheit und Fülle rekonstruiert werden könnte. Die Vergangenheit ist eben vergangen und als solche nur über die Gegenwart zugänglich. Dieser Zugang aber impliziert – wie oben im Abschnitt »Geschichtswissenschaft und Zeit« ausgeführt –, dass das Interesse der Gegenwart die Fragen an die Vergangenheit bestimmt. Dieses Interesse wiederum ist in hohem Grade vom jeweiligen Stand der theoretischen und methodologischen Reflexion abhängig.⁴⁹

Das Hier und Jetzt kann in der Archäologie – wie jeder Praktiker weiß – aber auch ganz handfest sein. So etwa, wenn es darum geht, ob eine bestimmte Formensequenz, beispielsweise Keramikgefäße, eine kontinuierliche Entwicklung oder mehr oder weniger deutliche Diskontinuitäten aufweisen. Nicht nur die Beurteilung mag schwierig und unter mehreren Archäologen strittig sein, sondern auch die Interpretation des einen wie des anderen. Sie ist ja keineswegs von vornherein – wie schon angesprochen – zeitlich zu deuten, und selbst bei umfassender Berücksichtigung des Kontextes der einzelnen Glieder der Sequenz können Zweifel bleiben.

Der Zusammenhang zwischen der zu erforschenden Vergangenheit und der Gegenwart des forschenden Archäologen verdient einen weiteren Kommentar. Wie bereits angedeutet, tritt uns die ur- und frühgeschichtliche Vergangenheit in einer meist sehr handfesten Materialität entgegen, die wir als ›archäologische Quellenbasis‹ oder mit ähnlichen Begriffen bezeichnen.⁵⁰ Wenn wir dabei die in der deutschsprachigen Archäologie gängige Unterscheidung von ›Fund‹ und ›Befund‹ zugrunde legen (Eggert 2012, 49 ff.), dann interessiert uns hier vor allem die Kategorie der Befunde als Inbegriff konkreter Grabungskontexte. Ihre Erfassung und Interpretation stellt höchste Ansprüche an den Feldarchäologen. Darüber hinaus präsentieren sich Befunde auf Grabungen einzelnen Archäologen bei und trotz intensiver Diskussion oft sehr unterschiedlich (Eggert 2002, 24 f.). Generell folgt aus der Komplexität vieler *in situ*-Kontexte, dass sie theoretisch und interpretatorisch erheblich aufgeladen sind (ebd. 25 ff.). Letztendlich zeigt sich darin etwas Grundlegendes für die ›Spiegelung‹ der ur- und frühgeschichtlichen Vergangenheit: Der Einfluss der Gegenwart beginnt bereits bei der Wahrnehmung und Beurteilung der Quellenbasis dieser Vergangenheit. Aber damit nicht genug: Es dürfte Rober Ascher (1961) gewesen sein, der erstmals darauf hingewiesen hat, dass die materielle Welt einer Siedlungsgemeinschaft in einem ständigen Prozess der Auflösung und Erneuerung begriffen ist. Daher sei das, was der Archäologe ausgräbt, keineswegs die direkte Überlieferung einer längst vergangenen Situation, wie

49 Es versteht sich daher, dass dies für alle historisch orientierten Wissenschaften gilt.

50 In der englischsprachigen Archäologie hat sich dafür die Bezeichnung *the archaeological record* eingebürgert.

man sie gemeinhin mit dem im Jahre 79 n. Chr. durch den Ausbruch des Vesuvus verschütteten Pompeji verbinde.⁵¹ Auf diese später von Lewis R. Binford (1981) und Michael B. Schiffer (1985) aufgegriffene »Pompeji-Prämisse« und ihre generellen Konsequenzen für die Beurteilung archäologischer Befunde bezieht sich auch Tim Murray (1999). Völlig zu Recht stellt er dabei die zeitgebundene, das heißt die von den professionellen archäologischen Standards der Gegenwart abhängige Wahrnehmung und Interpretation von Befunden heraus.⁵²

Zeitraffer: Zum Schluss

Wenn der Begriff ›Zeit‹ einer positivistisch gesinnten Archäologie keinerlei grundlegende Schwierigkeiten bereitet, dann hängt das mit seiner Einengung auf die relative und absolute Datierung zusammen. Denn wie komplex die damit verbundenen Probleme im Einzelnen auch sein mögen, sie werden ausschließlich als technische Phänomene wahrgenommen. Und alles, was sich auf der Ebene der Technik abspielt, lässt sich – so die implizite Wahrnehmung – verbessern. Aus diesem Grunde hat es bis vor wenigen Jahren in der Archäologie so gut wie keine Versuche gegeben, die Zeit jenseits von Verfahren zur Gewinnung von relativen und absoluten Datierungen in den Blick zu nehmen, geschweige denn, das Phänomen der Zeit aus vergleichender Perspektive zu betrachten und zu fragen, wie sich denn die ›Zeit der Archäologie‹ in dieser Perspektive ausnimmt. Und auch auf dem Gebiet der Datierung hat sich die Reflexion im Wesentlichen in technizistischen Bahnen bewegt.

In diesem Beitrag ist der Versuch einer Sichtung und Bilanz unternommen worden. Dabei wurde deutlich, dass das archäologische Nachdenken über ›Zeit‹ längst überaus differenziert ist, es sich allerdings beinahe ausnahmslos in der englischsprachigen Archäologie findet. Bei aller Sympathie für die Bemühungen, die traditionell engen Grenzen des archäologischen Zeitverständnisses auf der Grundlage von philosophischen und ethnologisch-soziologischen Untersuchungen zu überschreiten, vermochte das Gesamtergebnis nicht zu überzeugen. So verbleiben wir auf diesem weiten Felde einstweilen mit einer Fülle von inspirierenden Überlegungen, ohne dabei jedoch über den Schlüssel zu verfügen, mit dem wir die Tür zur ›Zeit‹ der uns interessierenden Gemeinschaften öffnen könnten.

51 Ascher (1961, 324) schreibt: »In a certain sense a part of every community is becoming, but is not yet, archaeological data. The community becomes archaeological data when replacement ceases. What the archaeologist disturbs is not the remains of a once living community, stopped as it were, at a point in time; [...] what he does interrupt is the process of decomposition«. Anstelle meiner Auslassung steht im Original eine Anmerkung (Anm. 21): »This erroneous notion, often implicit in archaeological literature, might be called the Pompeii Premise«.

52 Murray (1999, 20) kommentiert die Auseinandersetzung zwischen Binford und Schiffer mit diesen Worten: »[...] both accept the notion of archaeological record as a record of the attitudes of archaeologists to what is at any time during the history of archaeology considered to be archaeological phenomena«. Er weist (ebd. 21) in diesem Zusammenhang überdies auf Schiffers (1996) Theorie der »Formationsprozesse«, die die Entstehung archäologischer Befunde erklären soll, hin und betont dabei, dass derartige Prozesse bis in die Gegenwart fortwirken können (zu unserem Problem siehe speziell Schiffer ebd. 339 f.; ferner Patrik 1985 und Lucas 2005, 32 ff.).

Damit sind wir ein letztes Mal auf unsere Eingangsfrage zurückgeworfen, die wir nun allerdings präzisieren müssen: *Was ist ›Zeit‹ für eine theoriebewusste Archäologie?* Die Antwort ist einfach und schwierig zugleich. Sie ist einfach, weil es weiterhin darum gehen muss, das Zeitproblem nicht allein von der Archäologie, sondern vergleichend anzugehen. Die Antwort ist aber auch schwierig, weil dieser Vergleich uns zum einen mit einer erdrückenden Fülle von Zeiterfahrungen und Zeitreflexionen konfrontiert. Zum anderen aber ist sie schwierig, weil die Vermittlung solcher vergleichend gewonnenen Zeitkonzepte mit der Archäologie das eigentliche Problem darstellt. Mit anderen Worten: Wie gelangen wir zu einer strukturellen Theorie der Zeit, in der das archäologische Potential eine Rolle zu spielen vermag? Wenn ich diese Frage aus dem Blickwinkel der gängigen Perspektive von ›emischer‹ Zeit und ›etischer‹ Zeit beurteile, dann glaube ich nicht, dass wir mit ausschließlich fachspezifischen Mitteln jemals wesentlich über das etische – also das archäologische – Verständnis hinauskommen werden. Allerdings wird dieses Verständnis aufgrund seiner komparativen Einbettung viele einleuchtende Hypothesen über die Zeit- und Vergangenheitsvorstellungen jener Gemeinschaften gestatten, mit denen wir uns beschäftigen. Und über diese Hypothesen vermögen wir den recht rigiden etischen Rahmen mit gelebter, emischer Zeiterfahrung anzureichern. Diese Zeiterfahrung kann nach Lage der Dinge nur analogisch gewonnen sein. Kurz, nach intensiver Beschäftigung mit der für diesen Beitrag zu Rate gezogenen Literatur scheint mir die Lösung der eben gestellten Frage unter diesen Bedingungen durchaus erreichbar zu sein. Die vorstehenden Ausführungen sollten einige Marken auf dem Wege dahin abstecken.

Literatur

- Adam 1990: B. Adam, *Time and Social Theory*. Cambridge: Polity Press.
- Adam 2002: Dies., *Perceptions of Time*. In: T. Ingold (Hrsg.), *Companion Encyclopedia of Anthropology*. London u. a.: Routledge 2002, 503–526. [Erstauflage 1994.]
- Adorno 1964: T. W. Adorno, *Jargon der Eigentlichkeit: Zur deutschen Ideologie*. Edition Suhrkamp 91. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1964.
- Ascher 1961: R. Ascher, *Analogy in Archaeological Interpretation*. *Southwestern Journal Anthr.* 17/4, 1961, 317–325.
- A. Assmann 1993: A. Assmann, *Zur Metaphorik der Erinnerung*. In: Dies./D. Harth (Hrsg.), *Mnemosyne: Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung*. Fischer Wissenschaft 10724. Frankfurt am Main: Fischer 1993, 13–35.
- J. Assmann 1997: J. Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis: Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München: C. H. Beck ²1997. [Erstauflage 1992.]
- Assmann/Assmann 1988: A. Assmann/J. Assmann, *Schrift, Tradition und Kultur*. In: W. Raible (Hrsg.), *Zwischen Festtag und Alltag: Zehn Beiträge zum Thema »Mündlichkeit und Schriftlichkeit«*. *ScriptOralia* 6. Tübingen: Narr 1988, 25–49.
- Augustinus 2007: Aurelius Augustinus, *Bekenntnisse*. Übersetzt von W. Thimme. Bibliothek der Alten Welt. Düsseldorf: Padmos; Artemis & Winkler 2007.
- Binford 1981: L. R. Binford, *Behavioral Archaeology and the »Pompeii Premise«*. *Journal Anthr. Research* 37/3, 1981, 195–208.
- Blaser 1989: J.-P. Blaser, *Die Zeit in der Physik*. In: *Die Zeit: Dauer und Augenblick*. Veröff. Carl Friedrich von Siemens-Stiftung 2. München u. a.: Piper 1989, 1–15. [Erstauflage 1983.]

- Blumenberg 2001: H. Blumenberg, *Lebenzeit und Weltzeit*. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 1514. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2001. [Erstauflage 1986.]
- Bradley 2002: R. Bradley, *The Past in Prehistoric Societies*. London u. a.: Routledge 2002.
- Dücker 2008: B. Dücker, Stichwort ›Zeit‹. In: A. Nünning (Hrsg.), *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie: Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Stuttgart u. a.: Metzler 2008. [Erstauflage 1998.]
- Eggert 1988: M. K. H. Eggert, *Die fremdbestimmte Zeit: Überlegungen zu einigen Aspekten von Archäologie und Naturwissenschaft*. *Hephaistos* 9, 1988, 43–59.
- Eggert 2002: Ders., *Über Feldarchäologie*. In: R. Aslan/S. Blum/G. Kastl/F. Schweizer/D. Thumm (Hrsg.), *Mauerschau: Festschrift für Manfred Korfmann*, 1. Remshalden-Grunbach: Greiner 2002, 13–34.
- Eggert 2010: Ders., *Hermetik, Semiotik und Kommunikationstheorie in der Prähistorischen Archäologie: Quellenkritische Erwägungen*. In: C. Juwig/C. Kost (Hrsg.), *Bilder in der Archäologie – eine Archäologie der Bilder?* *Tübinger Arch. Taschenbücher* 8. Münster u. a.: Waxmann 2010, 49–74.
- Eggert 2012: Ders., *Prähistorische Archäologie: Konzepte und Methoden*. UTB 2092. Tübingen u. a.: Francke 2012. [Erstauflage 2001].
- Eggert/Samida 2013: Ders./S. Samida, *Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie*. UTB basics 3254. Tübingen u. a.: Francke 2013. [Erstauflage 2009.]
- Eigen 1989: M. Eigen, *Evolution und Zeitlichkeit*. In: *Die Zeit: Dauer und Augenblick*. Veröff. Carl Friedrich von Siemens-Stiftung 2. München u. a.: Piper 1989, 35–57. [Erstauflage 1983.]
- Elias 1988: N. Elias, *Über die Zeit*. *Arbeiten zur Wissenssoziologie II*, hrsg. von Michael Schröter. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 756. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1988.
- Fontijn 2002: D. R. Fontijn, *Sacrificial Landscapes: Cultural Biographies of Persons, Objects and ›Natural‹ Places in the Bronze Age of the Southern Netherlands, c. 2300–600 BC*. *Analecta Praehist. Leidensia* 33/34. Leiden: University of Leiden; University of Leiden Faculty of Archaeology 2002.
- Gell 1992: A. Gell, *The Anthropology of Time: Cultural Constructions of Temporal Maps and Images*. *Explorations in Anthropology*. Oxford u. a.: Berg 1992.
- Gosden 1994: C. Gosden, *Social Being and Time*. *Social Archaeology*. Oxford u. a.: Blackwell 1994.
- Gould 1987: S. J. Gould, *Time's Arrow, Time's Cycle: Myth and Metaphor in the Discovery of Geological Time*. *The Jerusalem-Harvard Lectures*. Cambridge, MA u. a.: Harvard University Press 1987.
- Gould 1990: Ders., *Die Entdeckung der Tiefenzeit: Zeitpfeil und Zeitzyklus in der Geschichte unserer Erde*. München u. a.: Hanser 1990. [Dt. Übers. von »Time's Arrow, Time's Cycle: Myth and Metaphor in the Discovery of Geological Time« (1987).]
- Heidegger 1977: M. Heidegger, *Sein und Zeit*. Tübingen: Niemeyer 1977. [Erstauflage 1927.]
- Karlsson 2001: H. Karlsson, *Time for an Archaeological »Time-out«?* In: Ders. (Hrsg.), *It's about Time. The Concept of Time in Archaeology*. Göteborg: Bricoleur Press 2001.
- Koselleck 1975: R. Koselleck, *Geschichte, Historie*. In: O. Brunner/W. Conze/R. Koselleck (Hrsg.), *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 2. Stuttgart: Klett 1975, 593–717.
- Koselleck 1989a: Ders., *Vergangene Zukunft: Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1989. [Erstauflage 1979.]
- Koselleck 1989b: Ders., *Vorwort*. In: Koselleck 1989a, 9–14.
- Koselleck 1989c: Ders., *Historia Magistra Vitae: Über die Auflösung des Topos im Horizont neuzeitlich bewegter Geschichte*. In: Koselleck 1989a, 38–66.
- Koselleck 1989d: Ders., *Geschichte, Geschichten und formale Zeitstrukturen*. In: Koselleck 1989a, 130–143.
- Koselleck 1989e: Ders., *Standortbindung und Zeitlichkeit: Ein Beitrag zur historiographischen Erschließung der geschichtlichen Welt*. In: Koselleck 1989a, 176–207.

- Koselleck 2003: Ders., Gibt es eine Beschleunigung der Geschichte? In: Ders., Zeitschichten: Studien zur Historik. Mit einem Beitrag von H.-G. Gadamer. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2003, 150–176. [Erstauflage 2000.]
- Koselleck 2010: Ders., Archivalen – Quellen – Geschichten. In: Ders., Vom Sinn und Unsinn der Geschichte: Aufsätze und Vorträge aus vier Jahrzehnten. Herausgegeben und mit einem Nachwort von C. Dutt. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2010, 68–79.
- Kubler 1962: G. Kubler, *The Shape of Time: Remarks on the History of Things*. New Haven u. a.: Yale University Press 1962.
- Leach 1971: E. R. Leach, Two Essays Concerning the Symbolic Representation of Time. In: Ders., *Rethinking Anthropology*. London School of Economics Monogr. Soc. Anthr. 22. London: Athlone Press – University of London 1971, 124–136. [Erstauflage 1961.]
- Lucas 2005: G. Lucas, *The Archaeology of Time*. Themes in Archaeology. London u. a.: Routledge 2005.
- Mannheim 1970: K. Mannheim, Historismus. In: Ders., *Wissenssoziologie: Auswahl aus dem Werk*. Eingeleitet und herausgegeben von K. H. Wolff. Soziol. Texte 28. Neuwied am Rhein u. a.: Luchterhand 1970, 246–307. [Ursprünglich in: *Archiv Sozialwiss. u. Sozialpol.* 52, 1924, 1–60.]
- Munn 1992: N. D. Munn, *The Cultural Anthropology of Time: A Critical Essay*. *Ann. Rev. Anthr.* 21, 1992, 93–123.
- Murray 1999: T. Murray, A Return to the »Pompeii Premise«. In: Ders. (Hrsg.), *Time and Archaeology*. *One World Arch.* 37. London u. a.: Routledge 1999, 8–27.
- Nowotny 1989: H. Nowotny, *Eigenzeit: Entstehung und Strukturierung eines Zeitgefühls*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1989.
- Park 1994: D. A. Park, Stichwort »Passage of Time«. In: S. L. Macey (Hrsg.), *Encyclopedia of Time*. New York u. a.: Garland 1994, 444.
- Patrik 1985: L. E. Patrik, Is There an Archaeological Record? *Advances Arch. Method and Theory* 8, 1985, 27–62.
- Payk 1989: T. R. Payk, Zeit – Lebensbedingung, Anschauungsweise oder Täuschung? In: R. Wendorff (Hrsg.), *Im Netz der Zeit: Menschliches Zeiterleben interdisziplinär*. Edition UNIVERSITAS. Stuttgart: Hirzel 1989, 69–77.
- Perpeet 1955: W. Perpeet, Was ist Zeit? *Stud. Gen.* 8/9, 1955, 531–545.
- Rüsen 2003: J. Rüsen, *Die Kultur der Zeit: Versuch einer Typologie temporaler Sinnbildungen*. In: Ders. (Hrsg.), *Zeit deuten: Perspektiven – Epochen – Paradigmen*. Bielefeld: transcript 2003, 23–53.
- Schiffer 1985: M. B. Schiffer, Is There a »Pompeii Premise« in Archaeology? *Journal Anthr. Research* 41/1, 1985, 18–41.
- Schiffer 1996: Ders., *Formations Processes of the Archaeological Record*. Salt Lake City: University of Utah Press 1996. [Erstauflage Albuquerque, NM: University of New Mexico Press 1987.]
- Schmied 1985: G. Schmied, *Soziale Zeit. Umfang, »Geschwindigkeit« und Evolution*. *Sozialwiss. Schr.* 11. Berlin: Duncker & Humblot 1985.
- Sommer 2000: U. Sommer, Rezension zu H. Karlsson, *Re-thinking Archaeology*. *Gotarc Ser. B, Gothenborg Archaeological Theses* 8. Göteborg: University Department of Archaeology 1998. *Ethnogr.-Arch. Zeitschr.* 41, 2000, 285–289.
- Steinmann 2010: M. Steinmann, *Martin Heideggers »Sein und Zeit«*. *Werkinterpretationen*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2010.
- Thomas 1996a: J. Thomas, A Précis of *Time, Culture and Identity*. *Archaeological Dialogues* 3/1, 1996, 6–21. [Mit Diskussionsbeiträgen von C. Gosden, S. Küchler, T. C. W. Oudemans, M. Patton, J. F. Weiner und einer Antwort von J. Thomas, S. 22–46]
- Thomas 1996b: Ders., *Time, Culture and Identity: An Interpretive Archaeology*. *Material Cultures*. London u. a.: Routledge 1996.
- N. Thomas 1989: N. Thomas, *Out of Time. History and Evolution in Anthropological Discourse*. *Cambridge Stud. Soc. Anthr.* 67. Cambridge u. a.: University Press.

- Veit 2005: U. Veit, Kulturelles Gedächtnis und materielle Kultur in schriftlosen Gesellschaften: Anthropologische Grundlagen und Perspektiven für die Urgeschichtsforschung. In: T. L. Kienlin (Hrsg.), *Die Dinge als Zeichen: Kulturelles Wissen und materielle Kultur. Internationale Fachtagung an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main*, 3.–5. April 2003. *Universitätsforsch. Prähist. Arch.* 127. Bonn: Habelt 2005, 23–40.
- Wendorff 1980: R. Wendorff, *Zeit und Kultur: Geschichte des Zeitbewußtseins in Europa*. Opladen u. a.: Westdeutscher Verlag 1980.

Manfred K. H. Eggert

Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters, Eberhard-Karls-Universität Tübingen, Schloss Hohentübingen, D-72070 Tübingen
manfred.eggert@uni-tuebingen.de

Kerstin Pannhorst

Jenseits der Chronologie? Zeit im Museum

Zusammenfassung:

Museen sind auf das Engste mit der Dimension Zeit verbunden. In der Ausstellungspraxis stellt das Darstellen von Zeit und von Zeitspannen eine Herausforderung dar. Dies gilt insbesondere bei Ausstellungen, die sich mit großen Zeitspannen auseinandersetzen. Bei archäologischen, menscheitsgeschichtlichen oder evolutionären Inhalten liegen die dargestellten Zeitspannen fern der Alltagserfahrung des Besuchers und sind daher nicht leicht zu begreifen, wie eine Besucherbefragung veranschaulicht. Um sich dem Thema der Zeitdarstellung zu nähern, wird von der Frage ausgegangen, wie Menschen Zeit wahrnehmen. Ein Modell aus der Kognitionswissenschaft geht davon aus, dass unser Verständnis abstrakter Begriffe wie der Zeit metaphorisch strukturiert ist. Unser Gehirn überträgt eigene, körperliche Erfahrungen auf das, was wir nicht direkt erfahren können. So sind Zeit und Raum in unserem Gehirn nicht zu trennen. Drei kognitive Metaphern der Zeit werden vorgestellt: Zeit als bestimmte Richtung, Zeit als bewegte Entität und Zeit als unbewegte Landschaft. Der Kulturvergleich veranschaulicht die Funktionsweise dieser Metaphorik. Anschließend zeigen Beispiele aus verschiedenen Ausstellungen, wie diese gedanklichen Metaphern angewandt werden. Die Beschäftigung mit diesem kognitiven Modell kann Ausstellungsmachern eine neue Perspektive auf bestehende Ausstellungen ermöglichen und hoffentlich Impulse für zukünftige Ausstellungen geben.

Schlüsselwörter: Zeit; Museum; Ausstellung; Metaphorik; Kognitionswissenschaft; Evolution; Ethnolinguistik

Beyond Chronology? Time in the Museum

Abstract:

Museums as a form of »Time Machine« are deeply connected with the dimension of time. Yet the question of how to display time and time spans poses a challenge in designing exhibitions, especially exhibitions pertaining to large time spans such as those involved in evolution. In search of an approach to this topic, the visitor makes a good point of reference, i.e. the question of how humans perceive and process time. Research in cognitive linguistics has shown that our understanding of abstract notions such as time is metaphorically structured. Our mind uses what we can experience ourselves as a model for understanding what we cannot experience directly. In this way, time and space are inseparable in our mind. Three models are presented: time as having a certain direction, time as a moving entity, and time as a landscape featuring a moving ego. These models allow

exhibition makers a new perspective on existing exhibitions, and will hopefully also provide impulses for future exhibitions. In exhibitions showing objects of (pre)historic times, time is usually the main structuring element. It is argued that this does not necessarily have to be restricted to chronological presentations, as time can be used more creatively in exhibition design in order to better engage visitors.

Keywords: time; museum; exhibition; metaphor; cognitive science; evolution; Linguistic Anthropology

1. Museum und Zeit

Es gibt viele Zusammenhänge zwischen der Institution Museum und dem Begriff der Zeit. Zunächst ganz konkrete, den Museumsbesuch betreffende: Ein Ausstellungsbesuch benötigt Zeit, es gibt Öffnungszeiten, an die sich Besucher halten müssen, Sonderausstellungen sind auf bestimmte Zeiträume begrenzt. Aber auch auf einer grundlegenden Ebene sind Museum und Zeit kaum zu trennen. Museen ermöglichen über Repräsentationen einen Blick in andere Räume und Zeiten, in vergangene Lebenswelten – oder manchmal auch in zukünftige. Der Begriff der *Zeitreise* wird häufig zur Beschreibung von Museen und Ausstellungen verwendet. Auch in Museumsnamen oder Ausstellungstiteln ist der Begriff des Öfteren zu finden.¹ Um einen solchen Blick durch die Zeit zu ermöglichen, bemühen sich Museen, Objekte und Wissen über die Zeit hinweg zu erhalten. Daher gehört das Bewahren zu den zentralen Aufgaben von Museen, neben dem Sammeln und Forschen, dem Ausstellen und Vermitteln. Für das Ausstellen und Vermitteln stellt das Phänomen Zeit eine besondere Herausforderung dar. Einzelne Objekte oder Ereignisse müssen zeitlich verortet werden, und die Ausstellung als Ganzes braucht eine zeitliche Struktur. Bei der Darstellung größerer zeitlicher Abschnitte müssen dabei nicht nur die Sequenz einzelner Ereignisse, sondern auch die Zeiträume selbst für den Besucher erfahrbar und begreifbar gestaltet werden. Zu guter Letzt kann Zeit als Phänomen auch selbst zum Ausstellungsobjekt werden. Ausstellungen, in denen die Zeit an sich thematisiert wird, stellen sich der Herausforderung, Zeit in ihrer ganzen Komplexität und Abstraktheit für den Besucher fassbar zu machen.²

Im Folgenden soll es weder um Öffnungszeiten noch um Ausstellungen zur Zeit selbst gehen. Vielmehr wird der Frage nachgegangen, wie die Dimension Zeit in Ausstellungen genutzt und veranschaulicht werden kann. Das bedeutet zum einen, dem Besucher Hilfsmittel für das Begreifen von Zeitspannen an die Hand zu geben. Auf der anderen Seite schließt es die Reflektion über die Verwendung von Chronologie als strukturierendes Element einer Ausstellung ein. Dabei wird ein Schwerpunkt auf jene

1 Zum Beispiel das *DDR-Museum Zeitreise* in Radebeul, das *Museum Zeitreise Mensch* in Südtirol, die Sonderausstellung *Dresden 8000: Eine archäologische Zeitreise* im Landesmuseum für Vorgeschichte Dresden 2006–2007 oder verwandte Bezeichnungen wie z. B. das *Museum Zeittunnel Wülfrath*.

2 So zum Beispiel die Ausstellung *Nonstop* im *Stäferhaus* im schweizerischen Lenzburg (2009–2010), die Ausstellung *De temps en temps*, gemeinsam von dem *Espace des Invention* in Lausanne und dem *Musée d'Histoire des Sciences* in Genf entwickelt und in beiden Häusern gezeigt (2008–2009) oder auch die Ausstellung *Zeit – Expedition in die vierte Dimension* in der *Experimenta* Heilbronn (2011–2012).

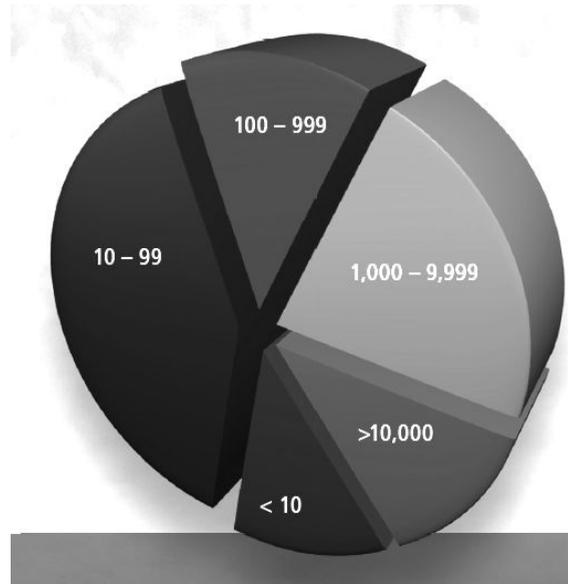


Abb. 1: Ergebnisse einer Besucherbefragung im Neanderthal Museum, Frühjahr 2012, »Welchen Zeitraum umfasst das Museum?« [Antworten in Tausenden von Jahren] (Abbildungsnachweis: Neanderthal Museum).

Ausstellungen gesetzt, die sich mit archäologischen und menscheitsgeschichtlichen Themen oder mit der Evolution im Allgemeinen beschäftigen. Dies ist vor allem eine Frage der Zeiträume. Für Ausstellungen, die Objekte aus den letzten 2, 20 oder 200 Jahren präsentieren, stellen sich andere Fragen zum Thema Zeit als für Ausstellungen, die sich mit länger zurückliegenden Zeiträumen beschäftigen oder größere Zeitspannen umfassen. Gerade bei solchen Zeitspannen, die fern des Erfahrungshorizonts des Besuchers liegen, besteht eine Herausforderung für Ausstellungsmacher darin, dem Besucher ein Gefühl für diese zu vermitteln. Ein Verständnis der relativen Länge evolutionärer Zeiträume kann zum Verständnis langfristiger historischer Entwicklungen wie auch der Prozesse der biologischen Evolution beitragen.

Dass diese Zeiträume nicht leicht zu erfassen sind, zeigt auch eine Besucherbefragung, die im Frühjahr 2012 im *Neanderthal Museum* durchgeführt wurde. Nach dem Museumsbesuch wurden 30 zufällig ausgewählte Besucher unter anderem gefragt, welchen Zeitraum das Museum darstelle. Die Antworten zeigten, dass die meisten Besucher mit den ausgestellten Zeiträumen wenig anzufangen wussten (Abb. 1). Gefragt wurde »Wenn Sie anderen Menschen erklären würden, welchen Zeitraum das Museum präsentiert, was würden Sie sagen?« und »Was würden Sie schätzen, wie viele Jahre dieser Zeitraum umfasst?«. Dabei waren keine Antwortmöglichkeiten vorgegeben. Die Antworten der Besucher waren auf einer Spanne zwischen 500 Jahren und 200.000.000 Jahren relativ gleichmäßig verteilt. Dabei wurde kaum eine Zahl zweimal genannt, mit Ausnahme von fünf Nennungen der Zahl 10.000. Da solch großen Zeiträume fern unserer alltäglichen Zeiterfahrung sind, bedürfen sie einer Anbindung an die eigene Erfahrung, an das eigene Erleben, um verständlich zu werden.

Wie jedoch kann diese Verbindung geschaffen werden? Wie können Zeiträume konkret dargestellt werden? Nach dem Ausstellungsbesuch müssen Besucher nicht unbedingt genaue Jahreszahlen im Kopf haben. Allerdings ist ein Verständnis der gezeigten Zeitspannen auch von inhaltlicher Bedeutung. Um sich der Frage zu nähern, wie solch ein Verständnis durch das Medium der Ausstellung ermöglicht werden kann, soll hier zunächst der grundlegenden Frage nachgegangen werden, wie Menschen Zeit wahrnehmen und verstehen. Aufgebaut wird im Folgenden auf einem Modell der Zeitwahrnehmung aus den Kognitionswissenschaften, welches für die folgenden Ausführungen den Leitfaden darstellen wird. Beispiele aus Ausstellungen der letzten Jahre dienen der Veranschaulichung.

2. Zeit und Kognition

Wir haben ein intuitives Verständnis von Zeit, schließlich macht jeder Mensch täglich Zeiterfahrungen. Wie Norbert Elias in seinem grundlegenden Werk *Über die Zeit* (Elias 1984) sehr plastisch beschrieben hat, ist Zeit eine elementare Ordnungskategorie, die allen Menschen Orientierung bietet im Wandlungskontinuum, welches wir *Welt* oder *Leben* nennen. Diese Kategorie zu nutzen bedeutet allerdings noch lange nicht, sie zu begreifen. Schon Augustinus beschrieb Zeit vor nicht ganz 2.000 Jahren als einen Gegenstand, der leicht zu verstehen sei, solange keiner danach frage und man ihn nicht erklären müsse (Augustinus 1989, XI 14, 17). Zeit ist ein facettenreicher Begriff, dessen Konturen sich ändern, je nachdem von welcher Perspektive aus wir ihn betrachten. Selbst konkrete Zeiträume sind häufig schwer zu fassen. Wie lange dauern 100 Jahre wirklich? Wie lange 1.000 oder gar 10.000 Jahre? Wie lange braucht die Evolution? Spätestens wenn ein Geologe davon schwärmt, wie genau man mit Ammoniten datieren könne, wo es doch nur wenige Millionen Jahre Abweichung gebe, stößt der individuelle Zeithorizont an seine Grenzen. Dies stellt eine Herausforderung in der Gestaltung von Ausstellungen dar. Wenn Daten in Ausstellungen für Besucher bedeutungslos bleiben, kann dadurch auch das inhaltliche Verständnis erschwert sein.

Um sich der Frage zu nähern, wie Zeit dargestellt werden kann, soll hier zunächst gefragt werden, wie Menschen Zeit wahrnehmen. Zeit können wir nicht direkt erfahren, wir verfügen über keinen eigentlichen Zeitsinn. Wir nehmen Zeit indirekt wahr über Bewegung oder Veränderung. Diese können sowohl in unserer Umgebung als auch in uns selbst stattfinden. Auf einer großen Skala ist das beispielsweise der Wechsel der Jahreszeiten. Auf kleinster Skala ist das zum Beispiel die Taktung unseres Körpers, unter anderem über das regelmäßige Feuern von Neuronen, welches letztlich auch Bewegung und Veränderung ist.

Die amerikanischen Linguisten George Lakoff and Mark Johnson (1999) erklären die menschliche Zeitwahrnehmung anhand *kognitiver Metaphern*. Sie verstehen Metaphern nicht nur als ein grundlegendes Ordnungsprinzip menschlicher Sprache, sondern auch des menschlichen Denkens. »We have found [...] that metaphor is pervasive in everyday life, not just in language but in thought and action. Our ordinary conceptual system, in terms of which we both think and act, is fundamentally metaphorical in nature« (Lakoff/Johnson 1980, 3). Metaphorisch zu denken heißt dabei grundsätzlich,

einen Gegenstand in den Begriffen eines anderen Gegenstands zu verstehen. Metaphern sind in diesem Modell eine Art Werkzeug unseres Gehirns, welches das Begreifen abstrakter Konzepte ermöglicht. Dazu werden alltägliche Erfahrungen auf Konzepte übertragen, die wir nicht direkt sinnlich wahrnehmen können, wie z. B. die Zeit. Lakoff und Johnson geben dem menschlichen Körper dabei einen großen Stellenwert, sie betonen: »The mind is inherently embodied« (Lakoff/Johnson 1999, 3). Unser Körper als unser einziges Instrument im direkten Umgang mit der Welt ist der Ausgangspunkt aller Erfahrungen. Damit ist der menschliche Körper auch die Grundlage für das Verständnis der uns umgebenden Welt, einschließlich abstrakter Konzepte. Unser Zeitverständnis basiert nach Lakoff und Johnson auf unserem Verständnis von Bewegung und Raum, welches auf Erfahrungen unseres eigenen Körpers zurückgeht (ebd. 137).

Kulturvergleichende Studien zeigen verschiedene Möglichkeiten, Zeit als Raum zu konzeptualisieren. Evans (2004) unterscheidet drei grundsätzliche Modelle. Im ersten Modell wird Zeit eine Richtung zugeschrieben bzw. Ereignissen eine bestimmte Sequenz. Zweitens kann Zeit als etwas Bewegtes wahrgenommen werden. Hier kann unterschieden werden zwischen zum einen der Metaphorisierung von Zeit als diskrete Einheiten und zum anderen von Zeit als einheitlicher, fließender Substanz. Drittens kann Zeit als eine statische Landschaft konzeptualisiert werden, über die sich ein Beobachter bewegt und auf der dieser verschiedenen Ereignissen ›begegnet‹.

Alle drei dieser räumlichen Metaphorierungen von Zeit finden sich als Darstellungsformen in Museen und Ausstellungen wieder. Sich der Metaphorik bewusst zu werden, die hinter diesen Darstellungsformen steht, kann die Ausstellungskonzeption befruchten.

3. Zeitdarstellung im Museum

Die einfachste und offensichtlichste Weise, ein Exponat in einer Ausstellung in der Zeit zu verorten, ist die Angabe einer Jahreszahl auf einem Objektschildchen. Einen Schritt weiter geht die ebenfalls sehr verbreitete Angabe von Epochen. Epochenangaben sind inhaltlich angereicherte Zeitangaben, die eine Kontextualisierung von Exponaten vereinfachen – zumindest für diejenigen Besucher, die entsprechendes Vorwissen mitbringen. In chinesischen Museen wird beispielsweise für Exponate stets die jeweilige Herkunfts-Dynastie angegeben, da diese in der chinesischen Historiographie und Geschichtsrezeption eine große Rolle spielen. Die Beschränkung von zeitlichen Bezügen auf reine Jahreszahl- oder Epochenangaben kann in manchen Ausstellungskontexten wirkungsvoll sein. Für Ausstellungen, die einen archäologischen, menschenheitsgeschichtlichen oder evolutionshistorischen Schwerpunkt haben und sich mit weiter zurückliegenden oder größeren Zeiträumen beschäftigen, erscheint es jedoch nicht genug, den Besucher mit nackten Zahlen alleine zu lassen. In ihrem Standardwerk zum Lernen im Museum betonen Falk und Dierking (2000, 59 ff.), dass unsere Kognition und damit die Aufnahme von Informationen stark an unsere physische Umgebung und damit an den Raum gebunden ist. Im musealen Kontext bietet sich daher die bewusste Nutzung der kognitiven Verknüpfung von Zeit und Raum besonders an. Im Folgenden werden zunächst die drei oben genannten, metaphorischen Modelle von Zeit näher

beschrieben. Dann wird anhand von Beispielen gezeigt, wie diese auf das Medium Ausstellung übertragen werden können.

3a. Richtung der Zeit

In der menschlichen Vorstellung hat Zeit im Allgemeinen eine bestimmte Richtung. Kognitiv gesehen liegt in unserer Kultur die Zukunft vor uns und die Vergangenheit hinter uns. In einem zweidimensionalen Raum zieht sich die Zeitachse im Allgemeinen in Leserichtung, d. h. bei uns von links nach rechts. Die entsprechende Darstellungsform ist der klassische Zeitpfeil, versehen entweder mit absoluten (z. B. 1732) oder relativen (z. B. *vor 280 Jahren*) Zeitangaben.

Diese Form der Darstellung scheint intuitiv zugänglich. Anderswo auf der Welt könnte der Zeitstrahl jedoch ganz anders aussehen. So beeinflusst die Schreibrichtung auch die kognitive Repräsentation von Zeit, weswegen zum Beispiel Sprecher des Hebräischen Sequenzen eher von rechts nach links anordnen (Boroditsky 2011, 336). Die räumliche Durchdringung unserer Zeitwahrnehmung geht jedoch weit über die Schreibrichtung hinaus. Bei den südamerikanischen Aymara beispielsweise liegt die Zukunft sprachlich und konzeptuell hinter dem Sprecher – was sich auch in der Gestik zeigt (Núñez/Sweetser 2006). Dies zeugt mitnichten von einer Rückwärtsgewandtheit der Aymara, stattdessen spielt in ihrer Sprache und Kultur das Prinzip der Evidentialität eine große Rolle. Das heißt, es ist von großer Bedeutung, woher eine Information stammt. So wird in Aussagen grammatikalisch markiert, ob man etwas selbst gesehen, dasselbe geschlussfolgert oder es nur von anderen gehört hat (Evans/Green 2006, 93). Da man die Vergangenheit im Gegensatz zur Zukunft bis zu einem gewissen Grad mit eigenen Augen sehen kann, liegt diese in dieser Logik vorne, d. h. im Blickfeld der Menschen.

In China findet sich neben dem ebenfalls vorhandenen horizontalen Zeitkonzept zusätzlich ein ausgeprägtes vertikales Konzept (Yu 1998, 110). So ist in der chinesischen Sprache die nächste Woche die *untere Woche* während die vorangegangene Woche die *obere Woche* ist. Dieses Konzept ist nicht rein sprachlich, sondern ist auf einer tieferen Ebene der Kognition verwurzelt (Boroditsky 2000). So bestätigen beispielsweise Sprecher des Chinesischen schneller, dass März vor April kommt, wenn sie davor ein vertikales Arrangement von Objekten gesehen haben. Bei Menschen, deren Muttersprache Englisch ist, ist im Experiment das Gegenteil zu beobachten (Boroditsky 2001). Der Blick über den kulturellen Tellerrand zeigt die enge Verbindung von Raum- und Zeitverständnis. Die Anordnung von Objekten im (Ausstellungs)raum kann die Wahrnehmung zeitlicher Relationen also direkt beeinflussen.

Wie unterschiedliche kulturelle Konzepte von Zeit Auswirkungen auf die museale Praxis haben können, zeigt ein Beispiel. Claus Deimel, Direktor der Staatlichen Ethnographischen Sammlungen Sachsen, berichtete im September 2011 auf einem Museumstreffen in Düsseldorf von einem aktuellen Ausstellungsprojekt. Die Ausstellung »Die Macht des Schenkens« zeigte 2011 prunkvolle Geschenke des sächsischen Herrscherhofs neben traditionellen Geschenken der Kwakwaka'wakw First Nation, die im Nordwesten Kanadas beheimatet sind (Staatliche Kunstsammlung Dresden 2011). Die Ausstellung wurde in enger Zusammenarbeit zwischen Museumsmitarbeitern aus

Dresden und Angehörigen der First Nations in Kanada zusammengestellt und fand parallel in Kanada und Dresden statt.³ Dabei zeigten sich laut Deimel sehr große Unterschiede zwischen den Gestaltungswünschen der First Nations und der Dresdner in Sachen Chronologie. Die Dresdner wollten die Objekte linear chronologisch anordnen. Die zeitliche Vorstellungswelt der Kwakwaka'wakw dagegen ist eher zyklisch geprägt, so dass die Kanadier mit der linearen Chronologie, die die Dresdner bevorzugten, nicht sehr viel anzufangen wussten. Dadurch ergaben sich in der gemeinsamen Ausstellungsplanung zahlreiche Diskussionspunkte.

3b. Bewegte Zeit

Im zweiten Modell der Zeitwahrnehmung ziehen Ereignisse metaphorisch gesehen an einem unbewegten Beobachter vorüber. Die vergegenständlichte Zeit kann dabei sowohl aus diskreten Einheiten bestehen als auch eine fließende Substanz sein. Sprachliche Beispiele für ersteres sind etwa *das Ende des Jahres rückt näher* oder *der Sommer ist vorbei geflogen*. Das Fließende wird in den Bildern *Fluss der Zeit* oder auch *Wind der Zeit* evident, ebenso wenn vom *Lauf der Zeit* gesprochen wird. Dass sich solche Bilder aus der Grundverfasstheit unserer Wahrnehmung ergeben, wird auch daran ersichtlich, dass sie weltweite Verbreitung finden. Der sprachliche Ausdruck mag kulturspezifisch sein, der dahinter stehende metaphorische Grundgedanke ist universell (Alverson 1994).

Das Bild von Zeit als bewegtes Etwas lässt sich ganz konkret in der Ausstellungsgestaltung einsetzen. Denkbar sind dabei sowohl multimediale als auch plastische Darstellungsformen. Ein Beispiel für die museale Repräsentation der bewegten Zeit findet sich im *Neanderthal Museum* in Mettmann bei Düsseldorf. Dort stimmt eine raumfüllende Sanduhr den Besucher auf den nachfolgenden Abschnitt zur Evolution des Menschen ein (Abb. 2). Über den begleitenden Audiotext können Besucher erfahren, dass ein Sandkorn gedanklich einem Jahr entspricht. In einer Sekunde vergehen so gesehen 100 Jahre. Um bis zum Aussterben des Neanderthalers in der Zeit zurück zu reisen, müsste der Besucher immerhin fünf Minuten vor der Sanduhr verharren, bis zum Auftreten der ersten Zellen sogar ein ganzes Jahr. In dieser Veranschaulichung bewegt sich metaphorisch gesehen die Zeit, in der Wahrnehmung changierend zwischen einem Strom der Zeit und einzelnen Zeitkörnern. Der Besucher bekommt mit der Sanduhr oder mit ähnlichen metaphorisierten Darstellungsformen ein Werkzeug an die Hand, mit dem die großen Zeiträume, in denen die menschliche Evolution stattfindet, in die eigene Erfahrungswelt übersetzt werden können.

3c. Die Zeitlandschaft

Zeit kann schließlich auch als Pfad oder Landschaft konzeptualisiert werden. In diesem Fall ist die Zeit unbeweglich. Es ist stattdessen der Beobachter, der sich in einer

3 Im *U'mista Cultural Centre*, Alert Bay, British Columbia, Kanada und in der *Kunsthalle im Lipsiusbau*, Dresden.



Abb. 2: Sanduhr als Mittel zur Veranschaulichung evolutionärer Zeitspannen.
Exponat im Neanderthal Museum, Mettmann
(Abbildungsnachweis: Neanderthal Museum).

Zeitlandschaft bewegt und den Zeitpunkten oder Ereignissen darauf entgegen kommt. Sprachliche Beispiele für diese Metaphorik sind *wir sind schon im Oktober angekommen* oder *wir nähern uns Weihnachten*. Von den drei vorgestellten Metaphorisierungen ist diese Form diejenige, die im musealen Bereich am stärksten verbreitet ist. Die einfachste Form einer solchen Zeitlandschaft ist die klassische Zeitleiste, also eine räumlich angeordnete Chronologie, in der Objekte und Ereignisse in ein deutliches Vorher-Nachher-Verhältnis gegliedert sind. Zum einen ist die Folge der Ereignisse so auf einen Blick zu erfassen, zum anderen hilft die grafische Visualisierung von Zeitabständen dabei, unterschiedlich lange Zeitspannen kognitiv einzuordnen.

Aufschlussreicher als eine reine Zeitleiste ist eine Chronologie mit inhaltlichen Verknüpfungen zu anderen Bereichen. So können Ereignisse leichter in einen bedeutungsgebenden Kontext eingeordnet werden. Dies kann sprachlich über Beschriftungen und Kommentare geschehen, genauso aber auch über eine klare Symbolik. In der Ausstellung »Safari zum Urmenschen« im *Senckenberg Naturmuseum Frankfurt* 2009–2010

wurde beispielsweise für jede dargestellte Menschenart eine schlichte Zeitskala in Pfeilform erstellt (Hardt u. a. 2009). Ein roter Punkt markierte auf jeder Skala die zeitliche Verortung der jeweiligen Menschenart. Auf jeder dieser Skalen waren zusätzlich die dieser Art vorangegangenen Meilensteine der Menschheitsentwicklung, wie beispielsweise aufrechter Gang, Feuer- oder Werkzeugnutzung, in Form einfacher Piktogramme markiert. So konnten Besucher bei jeder Menschenform auf einen Blick erfassen, an welcher Stelle diese in der Entwicklung der Menschheit einzuordnen ist und welche Kulturtechniken ihr zur Verfügung standen.

Nicht nur einzelne Ereignisse oder Entwicklungsschritte, auch das Aufzeigen parallel verlaufender Entwicklungen kann eine Zeitleiste bereichern. Bei längeren Zeiträumen bieten sich beispielsweise klimatische Veränderungen an. Ein Fall, bei dem dies realisiert wurde, war die Ausstellung »Eiszeit. Kunst und Kultur«, die 2009–2010 im *Archäologischen Landesmuseum Baden-Württemberg* gezeigt wurde (Rau u. a. 2009). Neben ähnlichen Piktogrammen wie im vorigen Beispiel aus Frankfurt begleitete hier eine Klimakurve die Zeitleiste. Diese ordnete auf einfache und anschauliche Weise die biologische und kulturelle Entwicklung des Menschen in einen umweltspezifischen Kontext ein.

Alle bisher genannten Beispiele der Zeitlandschaft sind zweidimensional und finden sich in ähnlicher Form auch in anderen Medien wieder, nicht zuletzt in Lehrbüchern. Das Museum als ein Medium, das eng mit dem Raum verknüpft ist, bietet jedoch gerade die Möglichkeit, die dritte Dimension mit einzubeziehen. So erlaubt ein großer Zeitstrahl, der sich am Boden oder an der Wand befindet, dem Besucher, Zeit als Raum zu erleben. Das Begreifen kann so von der eigenen körperlichen Erfahrung des Besuchers ausgehen, eine gedankliche »Zeitreise« ist möglich. Ein weiteres Beispiel aus dem *Neanderthal Museum* befindet sich außerhalb des Museumsgebäudes. Auf dem Weg zur Fundstelle des Namen gebenden Neanderthalers wandelt der Besucher über eine begehbare Zeitleiste der Evolution. Das Bewegen des eigenen Körpers entlang des Zeitstrahls soll es dem Besucher erleichtern, ein Verständnis für die (immer kleiner werdenden) zeitlichen Abstände zwischen verschiedenen Abschnitten der Evolution und der Menschheitsgeschichte zu entwickeln.

Eine Form von begehrter Zeitleiste, in der Vorher-Nachher-Beziehungen deutlich werden, Zeiträume und -abstände im Allgemeinen jedoch nicht wieder zu finden sind, ergibt sich durch die Anordnung von Exponaten. Bei Ausstellungen historischer Themen dominiert Zeit als zentrales strukturierendes Element gegenüber typologischen oder thematischen Aspekten. Die einfachste und am stärksten verbreitete Form, Zeit als Ordnungsprinzip einer Ausstellung zu nutzen, ist die chronologische Anordnung von Exponaten. Besucher laufen dabei von der Vergangenheit, die sie Schritt für Schritt hinter sich lassen, in Richtung Gegenwart und der vor ihnen liegenden Zukunft (die in den meisten Ausstellungen nicht erreicht wird). Bei den häufig regionalgeschichtlich geprägten ur- und frühgeschichtlichen Ausstellungen in Deutschland ist diese Form der rein chronologischen Darstellung sehr verbreitet (Aydin 2010). In anderen Museumsformen kann dagegen eine rein chronologische Darstellung bisweilen noch überraschen: Das *Städel Museum* in Frankfurt 2010–2011 erregte mit der Ausstellung »Die Chronologie der Bilder« dadurch Aufmerksamkeit, dass sie 700 Jahre Kunstgeschichte Bild für Bild streng chronologisch geordnet zeigte (Burlage o. J.).

Wird eine chronologische Darstellung gewählt, kann auch eine solche begehbare Chronik zusätzlich inhaltlich ergänzt werden. So führte beispielsweise eine riesige Klimakurve auf dem Boden durch die Ausstellung »Klima und Mensch«, die 2006–2007 im *LWL-Museum für Archäologie* in Herne gezeigt wurde (Westfälisches Museum für Archäologie/Landesmuseum und Amt für Bodendenkmalpflege 2006).

Zeit als strukturierendes Element einer Ausstellung zu nutzen, muss nicht zwangsläufig zu einer strikten Chronologie führen. Auch wenn die chronologische eine nahe liegende und weit verbreitete zeitbasierte Ordnung ist, sind durchaus auch andere Modelle denkbar. Michael Fehr benutzt den Begriff der »Zeitmaschine« als kritischen Begriff, um solche Museen zu bezeichnen, die eine einfache, lineare Chronologie aufweisen (Fehr 2010).

Nicht nur im Museum gilt, dass Interesse und Motivation Grundvoraussetzungen für Informationsaufnahme sind (Falk/Dierking 2000, 16 ff.). Ausstellungen sollten daher die Aufmerksamkeit des Besuchers erregen, dessen Neugier wecken, indem sie beispielsweise Erwartungen zuwider laufen oder Wahrnehmungsmuster irritieren. Das kann auch über die zeitliche Struktur der Ausstellung selbst geschehen. Michael Parmentier fragte 2003 »History is bunk. Gibt es Alternativen zur Chronologie in historischen Museen?« (Parmentier 2003). Er plädiert für mehr Kreativität im Umgang mit zeitlicher Ordnung im Museum. Das Spielen mit der Darstellung sei auch in der Chronologie möglich. Auch eine zeitorientierte Präsentation erlaube zeitliche Vor- und Rückgriffe, Parallelhandlungen und ähnliche Kunstgriffe. Eine zeitliche Struktur bietet dem Besucher Orientierung, gerade bei der Darstellung größerer Zeiträume. Chronologie muss aber kein Korsett sein, in das die Ausstellung gepresst wird, sondern kann im Gegenteil, wenn sie nicht absolut gesetzt wird, eine kreative Gestaltungs- und Erzählhilfe sein. Das Pariser Museum *Cité des Sciences* bleibt bei seiner Darstellung der Geschichte des Universums beispielsweise bei einer zeitlich sortierten Darstellungsform, weicht aber von gewohnten Mustern etwas ab, indem hier die Chronologie rückwärts aufgezogen wird. Die Ausstellung erzählt eine Geschichte, die den heutigen Menschen als Ausgangspunkt nimmt und beim Urknall endet (Botbol 2008). Andere Ausstellungen versuchen, einen sinnlichen Zugang zur Darstellung von Zeit herzustellen. Sie ordnen beispielsweise Zeiträumen charakteristische Farbkodierungen oder Klangräume zu. Im *LWL-Museum für Archäologie* in Herne regt ein *Wald der Geschichte*, bestehend aus echten Baumstämmen im Alter von 5.000–14.000 Jahren, zur gedanklichen Beschäftigung mit den entsprechenden Zeiträumen an (Landschaftsverband Westfalen-Lippe u. a. 2004, 20). Ein solch sinnlich zentrierter Zugang ist zwar an sich keine Erklärungshilfe, vermag aber gegebenenfalls die Aufmerksamkeit des Besuchers auf das Thema Zeit zu lenken. Einige Ausstellungen aus den letzten Jahren brechen die übliche allumfassende, chronologische Darstellungsform auf, indem sie den Fokus auf einen Zeitpunkt, ein Ereignis legen. Ein Beispiel hierfür ist das *Museum und Park Kalkriese*, dessen Dauerausstellung um das Jahr 9, das Jahr der Varus-Schlacht, kreist (Museum und Park Kalkriese 2009). Auch die Ausstellung »AufRuhr 1225! Ritter, Burgen und Intrigen« im oben bereits erwähnten *LWL-Museum für Archäologie* in Herne 2010 (LWL-Museum für Archäologie 2010) konzentrierte sich auf einen Zeitpunkt: das Jahr 1225, in dem Erzbischof Engelbert von Köln ermordet wurde. Der historische Kriminalfall wurde als Aufhänger genutzt, um das mittelalterliche Leben im Ruhrgebiet darzustellen.

Die genannten Beispiele zeigen zwar Abweichungen von der gängigen Darstellungsform einer stringenten Chronologie von A bis Z, dennoch zeigen sie noch kein wirkliches Aufbrechen derselben. Dabei kann dieses nicht nur der Spannungssteigerung dienen, sondern durchaus auch eine inhaltliche Aussage tragen. Gerade bei Museen, die sich mit längerfristigen historischen Entwicklungen oder evolutionären Prozessen wie der Menschheitsgeschichte beschäftigen, kann eine rein chronologische Anordnung – gleich ob vorwärts oder rückwärts – schnell zur Wahrnehmung eines Determinismus führen. Durch das Aufbrechen von gewohnten zeitlichen Strukturen kann dem Besucher die Chance gegeben werden, aus gedanklichen Mustern auszubrechen. Die Darstellung von Geschichte wie auch von Evolution als zwar in der Zeit verwurzelt, aber dennoch nicht linear voranschreitend, kann ein bedeutungstragender Teil der Ausstellung sein. So betont Michèle Antoine vom *Muséum des Sciences Naturelles de Belgique* in Brüssel »when an exhibition deals with such a topic as evolution, time is not only a structuring component of the exhibition, but is also its core« (Antoine 2008, 206). In einer Neukonzipierung der dortigen Dauerausstellung wurde versucht, eine enge Verbindung zwischen verschiedenen Zeitcharakteristiken der Evolution und Eigenheiten des vorhandenen Raums zu schaffen. Ziel war es dabei, den Raum als zentrale Erzählhilfe für zeitliche Strukturen und damit für Evolution an sich zu nutzen. Dennoch bleibt auch hier der durch einen Rundgang vorgegebene Hauptstrang der Ausstellung chronologisch, auch wenn verschiedene räumliche Ebenen in der Ausstellung die Heterogenität evolutionärer Zeit zeigen sollen.

4. Schluss

Erkenntnisse über den Menschen aus Disziplinen wie der Kognitionswissenschaft oder der Psychologie zu Themen wie Wahrnehmung, Aufmerksamkeit oder Lernen können einen Ausgangspunkt für die nähere Beschäftigung mit Ausstellungskonzeptionen und Darstellungsformen im Museum bieten. Sie ermöglichen, gängige Ausstellungspraxen aus einem neuen Blickwinkel zu betrachten. Des Weiteren können sie Impulse setzen für die Entwicklung neuer Ausstellungsformen. Hier wurden Modelle aus der kognitiven Linguistik, welche die im menschlichen Hirn verankerte Metaphorik hinter der menschlichen Wahrnehmung von Zeit veranschaulichen, verknüpft mit musealen Darstellungsformen von Zeit. Alle drei vorgestellten metaphorischen Wahrnehmungsmuster von Zeit – als gerichtete Zeit, als sich bewegende Zeit oder aber als Zeitlandschaft – finden entsprechende Umsetzungen in Ausstellungen. Einige Beispiele aus aktuellen Ausstellungen wurden vorgestellt. Zum einen wurde die Darstellung von Zeiträumen und von zeitlicher Tiefe thematisiert, die insbesondere bei der Präsentation von größeren oder länger zurückliegenden Zeitspannen von Bedeutung ist. So kann die tief im menschlichen Hirn verankerte Verbindung von Zeit mit räumlichen Denkstrukturen, wie sie die Kognitionswissenschaft und Psychologie zeigen, fruchtbar gemacht werden, um das abstrakte Thema Zeit zu veranschaulichen. Zum anderen wurde Zeit als ordnender Faktor einer Ausstellung betrachtet. Zeit kann als strukturierendes Element und als grundlegendes Erzählmittel dienen, ohne auf Chronologie beschränkt sein zu müssen. In der Umsetzung ist dies jedoch alles andere als einfach. Zeit stellt

für Ausstellungsmacher eine Herausforderung dar, ganz gleich ob als Erklärungsdesiderat oder als Erzählfilfe. Die Einbeziehung von Erkenntnissen anderer Disziplinen kann hier als Denkanstoß dienen, vielleicht lassen sich so neue museale Präsentationsformen finden.

Literatur

- Alverson 1994: H. Alverson, *Semantics and Experience. Universal Metaphors of Time in English, Mandarin, Hindi and Sesotho*. Baltimore u.a.: John Hopkins University Press 1994.
- Antoine 2008: M. Antoine, *Combining Heterogenous Times in a Gallery of Evolution*. In: G. Kilger/W. Müller-Kuhlmann (Hrsg.), *Szenografie in Ausstellungen und Museen 03: Raumerfahrung oder Erlebnispark. Raum – Zeit/Zeit – Raum*. Essen: Klartext Verlag 2008, 206–213.
- Augustinus 1989: A. Augustinus, *Bekenntnisse*. Stuttgart: Reclam 1989.
- Aydin 2010: K. Aydin, *Archäologische Museen zwischen Tradition und Innovation*. In: K. Dröge/D. Hoffmann, *Museum revisited. Transdisziplinäre Perspektiven auf eine Institution im Wandel*. Bielefeld: transcript 2010, 63–72.
- Boroditsky 2000: L. Boroditsky, *Metaphoric Structuring: Understanding Time through Spatial Metaphors*. *Cognition* 75, 2000, 1–28.
- Boroditsky 2001: Dies., *Does Language Shape Thought? Mandarin and English Speakers' Conceptions of Time*. *Cognitive Psychology* 43, 2001, 1–22.
- Boroditsky 2011: Dies., *How Languages Construct Time*. In: S. Dehaene/E. M. Brannon (Hrsg.), *Space, Time and Number in the Brain: Searching for the Foundations of Mathematical Thought*. London: Academic Press 2011, 333–341.
- Botbol 2008: D. Botbol, *Time as the Structuring Element in the New Permanent Exhibitions at the Cité des Sciences*. In: G. Kilger/W. Müller-Kuhlmann (Hrsg.), *Szenografie in Ausstellungen und Museen 03: Raumerfahrung oder Erlebnispark. Raum – Zeit/Zeit – Raum*. Essen: Klartext Verlag 2008, 214–221.
- Burlage o. J.: M. Burlage, *Die Chronologie der Bilder. Städel-Werke vom 14. bis 21. Jahrhundert*.
<<http://www.historischeausstellungen.de/pdf/Die%20Chronologie%20der%20Bilder.pdf>>
[abgerufen am 20.01.2012]
- Elias 1984: N. Elias, *Über die Zeit*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1984.
- Evans 2004: V. Evans, *The Structure of Time. Language, Meaning and Temporal Cognition*. Amsterdam: John Benjamins 2004.
- Evans/Green 2006: Ders./ M. Green, *Cognitive Linguistics. An Introduction*. Edinburgh: University Press 2006.
- Falk/Dierking 2000: J. H. Falk/L. D. Dierking, *Learning from Museums. Visitor Experiences and the Making of Meaning*. Lanham: AltaMira Press 2000.
- Fehr 2010: M. Fehr, *Zur Konstruktion von Geschichte mit dem Museum – fünf Thesen*. In: M. Padberg/M. Schmidt (Hrsg.), *Die Magie der Geschichte. Geschichtskultur und Museum*. Schriften des Bundesverbands freiberuflicher Kulturwissenschaftler 3. Bielefeld: transcript 2010, 39–51.
- Hardt u. a. 2009: T. Hardt/B. Herkner/U. Menz, *Safari zum Urmenschen: Die Geschichte der Menschheit entdecken – erforschen – erleben*. Stuttgart: Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung 2009.
- Lakoff/Johnson 1980: G. Lakoff/M. Johnson, *Metaphors we Live by*. Chicago: University of Chicago Press 1980.
- Lakoff/Johnson 1999: Dies., *Philosophy in the Flesh. The Embodied Mind and its Challenge to Western Thought*. New York: Basic Books 1999.

- Landschaftsverband Westfalen-Lippe u. a. 2004: Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Westfälisches Museum für Archäologie, Landesmuseum und Amt für Bodendenkmalpflege, Das Museum. Wma, Westfälisches Museum für Archäologie, Landesmuseum. Münster: Westfälisches Museum für Archäologie 2004.
- LWL-Museum für Archäologie 2010: LWL-Museum für Archäologie, AufRuhr 1225! Ritter, Burgen und Intrigen – Das Mittelalter an Rhein und Ruhr. Mainz: Philipp von Zabern 2010.
- Museum und Park Kalkriese 2009: Museum und Park Kalkriese, Varusschlacht im Osnabrücker Land: Museum und Park Kalkriese. Mainz: Philipp von Zabern 2009.
- Núñez/Sweetser 2006: R. Núñez/E. Sweetser, With the Future Behind Them: Convergent Evidence From Aymara Language and Gesture in the Crosslinguistic Comparison of Spatial Construals of Time. *Cognitive Science* 30, 2006, 1–49.
- Parmentier 2003: M. Parmentier, History is bunk. Gibt es Alternativen zur Chronologie in historischen Museen? *Standbein/Spielbein. Museumspädagogik Aktuell* 67, 2003, 4–8.
- Rau u. a. 2009: S. Rau/D. Raumann/M. Barth, Eiszeit: Kunst und Kultur. Ostfildern: Thorbecke 2009.
- Staatliche Kunstsammlung Dresden 2011: Staatliche Kunstsammlung Dresden, The Power of Giving / Die Macht des Schenkens: Gifts in the Kwakwaka'wakw Big House from the Canadian Northwest Coast and the Saxon Rulers' Court in Dresden / Gaben im Großen Haus der Kwakwaka'wakw an der kanadischen Nordwestküste und am Sächsischen Herrscherhaus in Dresden. Berlin: Deutscher Kunstverlag 2011.
- Westfälisches Museum für Archäologie/Landesmuseum und Amt für Bodendenkmalpflege 2006: Westfälisches Museum für Archäologie/Landesmuseum und Amt für Bodendenkmalpflege (Hrsg.), Begleitbuch zur Ausstellung Klima und Mensch. Leben in Extremen. Münster: Westfälisches Museum für Archäologie 2006.
- Yu 1998: N. Yu, The Contemporary Theory of Metaphor. A Perspective from Chinese. Amsterdam u. a.: Benjamins 1998.

Kerstin Pannhorst

Stiftung Neanderthal Museum, Talstraße 300, D-40822 Mettmann
pannhorst@neanderthal.de

Georg Schifko & Manouchehr Moshtagh Khorasani

Zur funktionellen Analogie zwischen der altpersischen *aršti/arštay* und der *taiaha* der Maori aus waffentechnischer Sicht

Wenn man die Waffe eines Kriegers versteht, versteht man den Krieger.
(Aus: The Immortal – Der Unsterbliche. Folge: »Der Exorzist«)

Zusammenfassung:

Im achämenidischen Persien war eine lanzenförmige Waffe (aršti/arštay) in Gebrauch, die durch eine kugelige Kappe am hinteren Ende der Lanze gekennzeichnet ist, welche aller Wahrscheinlichkeit nach als Keule zum Schlagen verwendet wurde. Diese persische aršti/arštay erinnert in dieser Hinsicht an die taiaha-Langkeule der Maori Neuseelands, die ebenfalls an einer Seite eine Spitze zum Zustecken und am gegenüberliegenden Ende einen Schlagteil aufweist. Bei einer Gegenüberstellung der aršti/arštay und der taiaha werden Gemeinsamkeiten und Unterschiede aufgezeigt und besprochen.

Schlüsselwörter: Maori, taiaha, Persien, achämenidische Periode, aršti/arštay, Waffen, interkultureller Vergleich

Functional Similarities between the Old Persian *aršti/arštay* and the Maori *taiaha*: An Analysis of Weapons' Techniques

Abstract:

A distinctive weapon of Achaemenid Persia was a lance (aršti/arštay) whose butt was encased by a spherical metal ferrule. The most probable purpose of this enhancement seems to be for the lance to serve also as a sort of club for striking at the opponent. In this respect this form of the Persian aršti/arštay resembles the taiaha of the Māori of New Zealand, a staff weapon which consists of a spiked end used to thrust and stab, whereas the other end is shaped into a flat blade and used as a blunt weapon. The aršti/arštay and the taiaha are compared and the similarities and differences between the two weapons are discussed.

Keywords: Maori, taiaha, Persia, Achaemenid period, aršti/arštay, weapons, intercultural comparison

Waffen weisen in der Geschichte Persiens eine große Tradition auf, die sich unter anderem auch in einer beträchtlichen Vielfalt dieser Artefakte widerspiegelt. Ihre immanente Bedeutung ist anhand der Entwicklung, der Sprache und der Kultur des iranischen Volkes ersichtlich, welches nicht zuletzt von seiner kriegerischen Tradition bestimmt ist. Die kriegerische Betätigung Persiens hat zahllose Artefakte hervorgebracht, welche von den bronze- und eisenzeitlichen Kulturen in Luristan und Marlik, der Klassischen Periode (Achämeniden, Parther und Sassaniden), über das Mittelalter (Samaniden) bis in die frühe und späte Neuzeit (Safaviden, Afschariden, Zand und Qajar-Epoche) reichen und ein eindrucksvolles Zeugnis von der Kunstfertigkeit und Kultur dieses Volkes ablegen. Bedauerlicherweise sind die Informationen bezüglich der Handhabung, Anwendung und Funktionsweise dieser Waffen z.T. recht lückenhaft. Dies gilt vor allem für die Bronze- und Eisenperioden und die Klassische Periode, wo man im Gegensatz zu späteren Epochen – aus denen eine Vielzahl von Schriftquellen erhalten geblieben sind – bei der Erörterung der Handhabung von Waffen verstärkt auf Bildquellen wie die Steinreliefs in Persepolis und Naqsh-Rostam sowie Münzen zurückgreifen muss. Obwohl diese Bildquellen interessante Darstellungen der Handhabung einiger Waffen zeigen, muss man bei genauerer Untersuchung dennoch rasch feststellen, dass sich aus diesen Quellen nicht alles erschließt und es daher ratsam ist, sich auch mit Kulturvergleichen zu behelfen. Obwohl es prinzipiell naheliegender wäre, altpersische Waffen mit jenen anderer antiker Kulturen zu vergleichen, soll hier allerdings eine ganz spezielle achämenidische Waffe aufgrund einer mangelnden Entsprechung aus der Antike mit einem indigenen, aus Neuseeland stammenden Kriegsgerät in Beziehung gesetzt werden.

Auf persischen Reliefs der achämenidischen Periode (559 v. Chr.–330 v. Chr.) sind bisweilen Soldaten mit besonderen Lanzen/Speeren¹ (*aršti/arštay*) abgebildet, die eine kugelförmige Kappe² am hinteren Ende des Schaftes aufweisen (Abb. 1 und 2). Die Form besagter Kappen wurde mit Äpfeln verglichen, weshalb man die mit einer solchen Lanze bewaffneten Soldaten als »Apfel-Träger« (Zokā 1971, 64; Sekunda 1992, 6 f.) bezeichnet. Innerhalb der aus zehntausend Soldaten bestehenden Leibgarde des Königs, die als die »Unsterblichen«³ berühmt wurde, führte eine mit dem Schutz des königlichen Streitwagens beauftragte, tausend Mann zählende Elite Lanzen mit einer runden goldenen Kappe mit sich. Weitere tausend Soldaten der Garde trugen solche mit einer runden silbernen Kappe (Sekunda 1992, 6).

Die Lanzen mit den silbernen und goldenen Kappen waren allerdings nicht für den Kriegseinsatz gedacht. Im Kampf verwendeten nämlich allgemein die mit diesem Waffentyp ausgerüsteten Fußtruppen, ebenso wie die berittenen Soldaten, ausschließlich Lanzen mit einer Kappe aus Bronze. Solch eine bronzene Kappe aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. hat man im Friedhof von Deve Hüyük im Norden Syriens gefunden

- 1 Die *aršti/arštay* wurde zwar hauptsächlich als Lanze verwendet, aber auch bisweilen wie ein Speer geworfen. Der Einfachheit wegen wird die *aršti/arštay* im weiteren Textverlauf ausschließlich als Lanze angesprochen.
- 2 Die Kappe wird auch als »Lanzenschuh« bezeichnet.
- 3 Die »Unsterbliche Garde« war eine militärische Eliteeinheit des achämenidischen Perserreiches. Herodot bezeichnete diese Garde als schwere Infanterie, die dem König als Leibgarde diente, aber auch an Feldzügen teilnahm. Die Einheit wurde als Ganzes als unsterblich betrachtet, da Verluste durch Tod oder Verwundung der Mitglieder sofort durch Ersatz kompensiert wurden und die Zahl von zehntausend Kämpfern konstant blieb.



Abb. 1:
Ein Felsrelief aus Persepolis,
in dem mehrere Soldaten
zumindest eine *aršti/arštay* halten
(Foto: Mahsa Azarinezhad).



Abb. 2: Detail eines Felsreliefs aus Persepolis, in dem die als Schlagteil fungierende Kappe einer achämenidischen *aršti/arštay* gezeigt wird (Foto: Mahsa Azarinezhad).

(Sekunda 1992, 6 f.). Diese Lanzenkappe ähnelt jenen sehr, die auf den Reliefs von Persepolis und Susa abgebildet sind. Die kugelförmigen Kappen hatten keineswegs nur eine ornamentale Funktion, sondern bildeten auch im Kampf einen funktionell wichtigen Bestandteil der Waffe. Leider kann man diesbezüglich den altpersischen Inschriften nichts Genaueres entnehmen und man ist daher auf neupersische Quellen angewiesen, die aber ihrerseits auf ältere, mittelpersische Quellen rekurrieren.

Hakim Abolqāsem Ferdowsī⁴, der das monumentale Buch *Šāh-nāma* [Buch der Könige] verfasst hat, verwendet für diese Waffe den Terminus *neyze* (Ferdowsī 1995, 432).⁵ Die Speer- oder Lanzenspitze wird als *nok-e senān* (ebd. 504) und die metallene runde Kappe am Schaftende als *bon-e neyze* (ebd. 190) angesprochen. Im Neupersischen wird die Lanzenkappe auch als *tah-e neyze* bezeichnet.

Die Lanzenkappe am Ende des Schaftes der *aršti/arštay* hätte Ferdowsī zufolge eine wichtige Funktion, da man sie als Keule zum Schlagen und Stoßen einsetzen konnte, wie das folgende Beispiel zeigt: »Sohrāb, der Löwe, wehrte die Lanzenspitze des Gegners ab und schlug ihn mit seiner eigenen Lanzenkappe« (Ferdowsī 1995, 190). Die hier angedeutete Verwendung der *aršti/arštay* als Schlagwaffe wäre insofern nicht ungewöhnlich, als im Laufe der persischen Militärgeschichte viele Keulen zum Einsatz kamen (Moshtagh Khorasani 2009, 30–32).⁶ Die Form der im Friedhof von Deve Hüyük aufgefundenen Bronzekappe erinnert sogar sehr an Bronzekeulen, die in Marlik, im Norden Irans, ausgegraben wurden.⁷ Dennoch ist eine derartige Vereinigung einer Stich- und einer Schlagfunktion an den gegenüberliegenden Enden ein und derselben Waffe eine seltene und hervorhebenswerte Besonderheit. Ein – mehr oder weniger – analoges Gegenstück findet man rezent in der neuseeländischen *taiaha* (Abb. 3) der Maori vor.

Die auf Neuseeland herrschende Vielfalt an Keulen⁸ kann man in zweihändig geführte Lang- und in einhändig verwendete Kurzkeulen⁹ unterteilen (Te Awekotuko 1996, 37; Schifko/Schwaha 2010/2011, 359). Die *taiaha* gehört zu den zweihändig geführten Lang- bzw. Stabkeulen, und sie war unter diesen sogar die bedeutendste Waffe, da sie zusätzlich eines kriegerischen Gebrauchs auch noch als Würdezeichen Verwendung fand. Augustus Hamilton bestätigt ihr sogar, vielleicht »the most characteristic weapon of old New Zealand« (Hamilton 1896, 176) gewesen zu sein.

Die aus verschiedensten Harthölzern geschnitzte *taiaha* ähnelt insofern der oben beschriebenen *aršti/arštay*, als sich an einem Ende des langen Schaftes ein abgeflachter Schlagteil (*rau*) befindet, während das gegenüberliegende Ende eine Spitze aufweist,

4 Ferdowsī ist um 941–942 n. Chr. in Tus geboren (Yāhaqi 1990, 18). Er beschreibt im größten Teil des *Šāh-nāma* die zoroastrische Denkkultur und gibt sogar Auskunft über die Kriegsführung, Taktiken und Techniken im Kampf der Helden des antiken Irans.

5 Bisweilen verwendet er auch den Begriff *kutāhneyze*.

6 Die meisten der im Kampf eingesetzten Bronzekeulen aus dem Iran sind – genauso wie die Kappen der *aršti/arštay* – innen hohl (Moshtagh Khorasani 2006, Kat. 320–321).

7 Für Beispiele siehe Moshtagh Khorasani 2006, Kat. 319–320. Manche Beispiele aus dieser Region wurden aus Kalkstein (ebd. Kat. 327–329) und sogar aus Hämatit (ebd. 330) hergestellt. Gleiche Beispiele wurden in Luristan im Südwesten vom Iran gefunden (ebd. Kat. 333).

8 Die Maori gebrauchten im Kampf hauptsächlich Keulen als Waffen. Distanzwaffen wurden seltener verwendet, und Pfeil und Bogen waren ihnen sogar gänzlich unbekannt (Best 1952, 173).

9 Unter den Kurzkeulen war die aus Nephrit bestehende *mere pounamu* die mit Abstand bedeutendste (Te Awekotuko 1996, 38; Schifko im Druck).

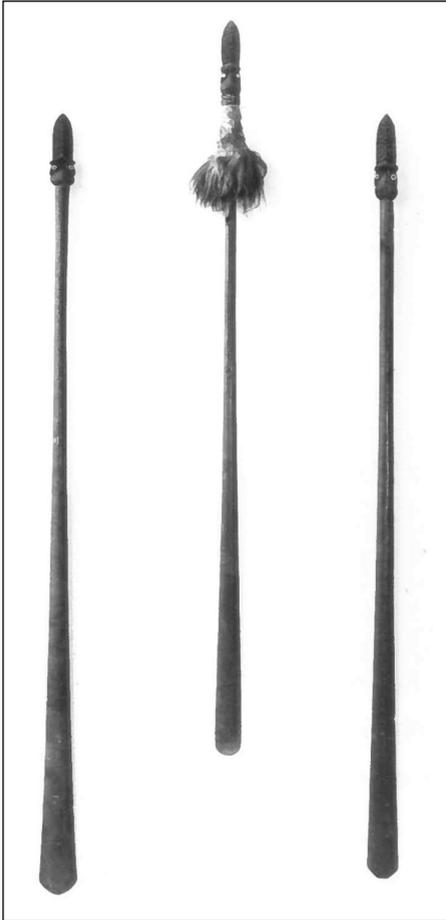


Abb. 3: Mehrere *taiaha* aus Neuseeland (nach Evans 2004, 20).



Abb. 4: Die zungenförmige Spitze einer *taiaha* (nach Peter o. J., 23).

die in Form einer ausgestreckten Zunge (*aero*) gestaltet ist (Abb. 4). Im Gegensatz zum schmucklosen Schlagteil ist diese Spitze reich verziert. Die von einem geschnitzten Kopf (*upoko*) ausgehende Zunge weist mäanderartig geschnitzte Verzierungen auf. Am Kopf befinden sich zwei Augen, die aus irisierenden Schalentteilen einer *Haliotis (paua)*¹⁰ gefertigt sind. Unterhalb besagten Kopfes wurden bisweilen auch rote Federn des *kaka (Nestor meridionalis)* wie auch weiße Hundehaare appliziert. Die Verwendung der Waffe als Keule und Lanze erforderte hinsichtlich ihrer Handhabung ein intensives Training, bei dem die unterschiedlichen Posen, die mit der *taiaha* eingenommen werden, jeweils einen eigenen Namen aufweisen.¹¹ In den Händen erfahrener Krieger konnte die *taiaha* auch sehr effektheischend herumgewirbelt werden. Der oberösterreichische Neuseelandforscher Andreas Reischek berichtet von solch einer beeindruckenden Performance: »Ich war aber nicht wenig überrascht, als der greise Häuptling in die Hütte

¹⁰ Die Schnecken der Gattung *Haliotis* dienten den Maori auch als Nahrungsmittel (Best 1941, 417).

¹¹ Für einen Überblick zu den Posen und den dazugehörigen Namen siehe Best 1941, 249.

ging und wieder herauskam ..., [mit] eine[r] *Taiaha* in der Hand. Er trat auf mich zu und führte seine Fechtübungen gegen mich. So flink und sicher waren seine Stöße und Schläge mit der Waffe, daß ich den Wind davon verspürte, ohne berührt oder verletzt zu werden. Ich bewunderte die Schnelligkeit und Elastizität dieses alten Mannes, ...« (Reischek 1924, 206).

Obgleich die beiden, in vollkommen unterschiedlichen Kulturen verwendeten Waffen durchaus augenfällige Parallelen aufweisen, kann man hinsichtlich ihrer Funktion und ihrer Handhabung sehr wohl auch einige Unterschiede zwischen ihnen festmachen. Dies betrifft schon die Herstellung der Waffen, denn während die *taiaha* aus einem Stück Holz gearbeitet wurde, bestand die *aršti/arštay* aus einer Kombination von Metallen, oder falls der Schaft aus Holz war, aus Holz und Metallen (Zokā 1971, 64). Auffallend ist auch, dass bei der *taiaha* der Schlagteil in Form einer Flachkeule ausgebildet war, während jener der *aršti/arštay* eher dem einer Kugelkopfkeule entspricht. Auch in der direkten Anwendung im Kampf sind Unterschiede erkennbar. Die *taiaha* wurde immer zweihändig geführt, während man die *aršti/arštay* zumeist unter der Achsel hielt und auf den Gegner zustach. Allerdings dürfte man, wie anhand eines Siegels aus der achämenidischen Periode ersichtlich, die *aršti/arštay* auch über der Schulter gehalten und von »oben« zugestoßen haben (ebd. 64–65). Natürlich hat man die *aršti/arštay* dabei einhändig geführt und dürfte sie nur beim Angriff mit dem Schlagteil beidhändig verwendet haben. Die *taiaha* wurde hauptsächlich als Keule benützt (Barrow 1986, 94) und man hat nur selten wirklich mit ihr zugestochen. Vielmehr hat man als Finte einen Angriff mit der zungenförmigen Spitze angedeutet, um anschließend mit dem *rau* zuzuschlagen (Best 1941, 239). Bei der *aršti/arštay* hingegen überwog eindeutig ihre Funktion als Stichwaffe. Bisweilen wurden sie sogar geworfen (Zokā 1971, 66), was bei der *taiaha* keineswegs der Fall ist. Aber nicht nur bei der Anwendung als Kriegsgerät kommen Gemeinsamkeiten wie auch Unterschiede zum Vorschein. Bei den Maori kam dieser speziellen, oftmals sogar einen individuellen Eigennamen führenden Langkeule auch eine soziale Funktion zu. Sie war nämlich die Waffe der Aristokraten (Barrow 1986, 90), die nicht nur im Kampf, sondern auch bei öffentlichen Reden eingesetzt wurde (Best 1941, 249). Mehreren Quellen zufolge schrieb man der einen oder anderen *taiaha* auch magische Funktionen zu (Hamilton 1896, 178). Einige von ihnen hätten nämlich Vorzeichen über den Ausgang einer Schlacht geben können (Tregear 1926, 318 f.). Bei den Persern wies die *aršti/arštay* keinerlei magische Funktion auf, doch konnte man zumindest bei jenen mit goldenen und silbernen Kappen (siehe oben) auch Schlüsse auf die soziale Stellung bzw. Funktion des Besitzers ziehen.

Als Fazit bleibt festzuhalten, dass in zwei verschiedenen Weltteilen zu unterschiedlichen Zeitepochen zwei funktionell sehr ähnliche Waffen gleichen Typs unabhängig voneinander verwendet wurden, für die es ansonsten so gut wie keine Parallelen gibt.¹² Es handelt sich dabei um Waffen, die sowohl zum Stechen als auch zum Schlagen verwendet werden konnten. Bei näherer Betrachtung fallen jedoch sowohl in der Handhabung wie in ihrer sozialen Funktion gewisse Unterschiede auf (siehe oben). Die *taiaha*

12 Die beiden weniger bekannten Langkeulen Neuseelands *pouwhenua* und *tewhatewha* funktionierten ebenso als Keule und Stichwaffe. Der Maori-Anthropologe Te Hiroa (1962, 276) weist darauf hin, dass europäische Gewehre, denen ein Bajonett aufgesetzt wurde, gleichfalls als Stichwaffe und als Keule eingesetzt wurden.

stellt zudem damals wie heute geradezu ein Sinnbild der Maorikultur dar und im neuseeländischen Wappen hält bezeichnenderweise sogar ein als Wappenträger fungierender Maori eine *taiaha* in der Hand (Schifko 2008, 519).¹³ Während man heutzutage die *aršti/arštay* meist nur noch auf antiken persischen Felsreliefs betrachten kann, wird hingegen in Neuseeland im Zuge eines *cultural revival* der Umgang mit der *taiaha* auch gegenwärtig noch gelehrt und gepflegt (Makoare 2004, 5).

Zum Abschluss soll noch darauf hingewiesen werden, dass neben der Auswertung von Bild- und Schriftquellen sowie der Suche nach Parallelen in anderen Kulturen noch eine weitere Möglichkeit existiert, die Funktion der *aršti/arštay* zu erschließen. So beschäftigt sich im Sinne der experimentellen Archäologie einer der Verfasser (M. M. K.) mit historischen persischen Waffen und übt sich in persischer Kampfkunst. Aus eigener Praxis kann er bestätigen, dass der kurze, bei Ferdowsī aufscheinende Hinweis eines Gebrauchs der *aršti/arštay* als Schlagwaffe durchaus plausibel erscheint. Während in Europa die Untersuchung der Handhabung historischer Waffen etabliert ist und bereits eine gewisse Tradition aufweist¹⁴, setzt man sich in der Iranistik erst seit relativ kurzer Zeit mit dieser Thematik auseinander (siehe Moshtagh Khorasani 2013; Moshtagh Khorasani/Shafeian/Singh 2013; Moshtagh Khorasani/Dwyer 2012). Der hier erfolgte ethno-archäologische Vergleich zwischen der *aršti/arštay* und einer *taiaha* der Maori soll einen weiteren Baustein in der Erforschung altpersischer Waffen liefern.

Danksagung

Wir danken Frau Mahsa Azarinezhad für das Überlassen zweier Photographien. Ebenso danken wir Frau Mag. Veronika Knoll und Herrn Dr. Thomas Schwaha für ihre Unterstützung beim Verfassen des Manuskripts.

Literatur

- Barrow 1986: T. Barrow, *An illustrated Guide to Maori Art*. Honolulu: University of Hawaii Press 1986.
- Best 1941: E. Best, *The Maori Vol. II*. Wellington: Polynesian Society 1941.
- Best 1952: Ders., *The Maori As He Was. A Brief Account of Maori Life as it was in Pre-European Days*. Wellington: R. E Owen, Government Printer 1952.
- Coulston 2007: J. C. N. Coulston, *By the Sword United: Roman Fighting Styles on the Battlefield*. In: Molloy 2007a, 34–51.
- Evans 2004: J. Evans, *Maori Weapons in Pre-European New Zealand*. Auckland: Reed 2004.
- Ferdowsī 1995: H. A. Ferdowsī, *Šāh-nāma Ferdowsī (bar Asās-e Nosxeje Mašhur-e be Čap-pe Mosko) [Šāh-nāma Ferdowsī (based on the Manuscript Known as Published in Moscow)]*. Tehrān: Enteshārāt-e Alam 1995.
- Hamilton 1896: A. Hamilton, *The Art Workmanship of the Maori Race in New Zealand*. Wellington: Govenors of the New Zealand Institute 1896.
- Makoare 2004: B. Makoare, *Foreword*. In: Evans 2004, 5–6.

13 Selbst im bikulturellen Neuseeland wird der *taiaha* noch insofern Reverenz erwiesen, als man sie auf einer, allerdings nicht mehr im Umlauf befindlichen, Münze und auch als Briefmarkenmotiv sehen kann.

14 Siehe Coulston 2007; Molloy 2007b; Peatfield 2007; Uckelmann/Mödlinger 2011.

- Molloy 2007a: B. P. C. Molloy (Hrsg.), *The Cutting Edge: Studies in Ancient and Medieval Combat*. Stroud: Tempus 2007.
- Molloy 2007b: Ders., What is the Bloody Point? Bronze Age Swordsmanship in Ireland and Britain. In: Molloy 2007a, 90–111.
- Moshtagh Khorasani 2006: M. Moshtagh Khorasani, *Arms and Armor from Iran: Bronze Age to the End of the Qajar Period*. Tübingen: Legat Verlag 2006.
- Moshtagh Khorasani 2009: Ders., La Maza y el Hacha en la Tradición Marcial Iraní. *Revista de Artes Marciales Asiáticas* 4/3, 2009, 28–43.
- Moshtagh Khorasani 2013: Ders., *Persian Archery and Swordsmanship: Historical Martial Arts of Iran*. Frankfurt a. M.: Niloufar Books 2013.
- Moshtagh Khorasani/Dwyer 2012: Ders./B. Dwyer, A Persian Manuscript on Archery, Spear Fighting, Sword Tempering and Lance Fighting and Horsemanship by Šarīf Mohammad the Son of Ahmad Mehdi. *Pan-Asian Journal of Sports & Physical Education* Vol. 4, No 1, March 2012, 1–17.
- Moshtagh Khorasani/Shafeian/Singh 2013: Ders./H. Shafeian/A. Singh, Tactics, Weapons and Techniques of Persian Warriors in *The Book of Kings*. Tehrān: Enteshārāt-e Dāfus Ājā 2013.
- Peatfield 2007: A. Peatfield, Reviving Greek Personal Combat – Boxing and Pankration. In: Molloy 2007a, 20–33.
- Peter o. J.: H. Peter, Zur Geschichte der Wiener Polynesiensammlung. In: Ders. (Hrsg.), *Polynesier. Vikinger der Südsee. Die Polynesiensammlung des Museums für Völkerkunde Wien*. Wien: Museum für Völkerkunde o. J., 11–52.
- Reischek 1924: A. Reischek, *Sterbende Welt. Zwölf Jahre Forscherleben auf Neuseeland*. Leipzig: Brockhaus 1924.
- Schifko 2008: G. Schifko, Anmerkungen zu der angeblichen Verwendung von traditionellen Maori-Keulen zur Sterilisation. *Ethnogr.-Arch. Zeitschr.* 49/4, 2008, 519–522.
- Schifko im Druck: Ders., Zu einer neuseeländischen und drei fidschianischen Keulen aus Gustav Klemms Sammlung – Eine Untersuchung zu Klemms Beschreibung seiner Keulen. *Jahrb. Staatl. Ethnogr. Slg. Sachsen* 46 (im Druck).
- Schifko/Schwaha 2010/2011: Ders./T. Schwaha, Betrachtungen zu einer ursprünglichen Maori-Keule im Lichte Gustav Klemms Theorie von der Vorbildwirkung natürlicher Formen in der materiellen Kultur. *Münchener Beitr. Völkerkde.* 14, 2010/2011, 357–362.
- Sekunda 1992: N. N. Sekunda, *The Persian Army: 560–330 BC*. Oxford: Osprey Publishing 1992.
- Te Awekotuko 1996: N. Te Awekotuko, *Maori: People and Culture*. In: D. C. Starzecka (Hrsg.), *Maori. Art and Culture*. Chicago: Art Media Resources, Ltd. 1996, 26–49.
- Te Hiroa 1962: R. Te Hiroa, *The Coming of the Maori*. Wellington: Whitcombe and Tombs Ltd. 1962.
- Tregear 1926: E. Tregear, *The Maori Race*. Wanganui: A. D. Willis Ltd. 1926.
- Uckelmann/Mödlinger 2011: M. Uckelmann/M. Mödlinger (Hrsg.), *Bronze Age Warfare: Manufacture and Use of Weaponry*. BAR Internat. Ser. 2255. Oxford: Archaeopress 2011.
- Yāhaqi 1990: M. J. Yāhaqi, *Behinnāme-ye Bāstān: Xolāse-ye Šāhnāme-ye Ferdowsī* [Behinnāme-ye Bāstān: A Concise Version of Shahname Ferdowsī]. Mašhad: Moasese-ye Ćāp va Enteshārāt-e Āstān-e Qods-e Razavi 1990.
- Zokā 1971: Y. Zokā, *Arteše Šāhanšāhi-y Irān Az Kuroš Tā Pahlavi* [The Royal Army of Iran from Kurosh to Phalavi]. Tehrān: Ćāpxāne-ye Vezārate Farhang Va Honar 1971.

Georg Schifko

Institut für Kultur- und Sozialanthropologie an der Universität Wien, Universitätsstraße 7/4, 1010 Wien, Österreich

Manouchehr Moshtagh Khorasani

Bertha Bagge-Straße 58, D-60438 Frankfurt am Main

Nachruf



Liesedore Langhammer (1920–2012)

Am 05.04.2012 verschied in Münster Frau Dr. Liesedore Langhammer, geb. Neubert. In Leipzig am 23.05.1920 geboren, zählte sie zu den ersten Studenten des am 01.09.1949 an der Alma mater Lipsiensis neu gegründeten Lehrstuhls für Vor- und Frühgeschichte. Ungeachtet ihrer nur kurzen Dazugehörigkeit hat sie es, gemessen an ihrer Wirksamkeit, nicht verdient, vergessen zu werden.

Als die Leipziger Universität auf Beschluss der Sowjetischen Militäradministration (SMAD) den Lehrbetrieb wieder aufnahm, hatte sich die zuständige Fakultät für den Erhalt des Faches Vor- und Frühgeschichte entschieden. Es erwies sich jedoch als sehr schwierig, für eine Neuausrichtung politisch unbelastete Kandidaten zu finden. Erst mit Friedrich Behn (1883–1970) stand ein geeigneter Bewerber zur Verfügung, der bereit war, in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) wissenschaftlich Verantwortung zu übernehmen. Behn war zum Zeitpunkt seiner Berufung am 01.03.1949 schon emeritiert. Mit der Einrichtung seines Institutes warb er auch um Studenten, so auch bei Liesedore, damals verheiratete Barthel. Sie hatte 1943 einen Offizier geheiratet, der schon 1944 an der Ostfront als vermisst gemeldet, aber erst 1954 für tot erklärt wurde. Bis Kriegsende war sie in einer Marinedienststelle verpflichtet und arbeitete anschließend in der Landwirtschaft. Sie kehrte aber ihrer Eltern wegen nach Leipzig zurück und ging eine zweite Ehe mit Walter Langhammer ein, dessen Namen sie seitdem trug. Auf der Suche nach einer beruflichen Perspektive folgte sie dem damals dringenden Ruf nach der Gewinnung von Neulehrern, zumal ihr Vater auch noch in der SBZ Lehrer war, erhielt eine Delegation zum Studium und studierte folgerichtig zunächst Pädagogik und dazu Geschichte und Kunstgeschichte. Als sie von Kommilitonen, die gleichfalls

Neulehrer werden sollten/wollten, wie Heinz Grünert und Gerhard Billig, von den interessanten Vorlesungen des neuen Professors Friedrich Behn hörte, wandte sie sich wie diese der Vor- und Frühgeschichte zu. Das war in der gelenkten Studienplatzplanwirtschaft kein leichtes Unterfangen und sicher nur mit Unterstützung durch Behn möglich.

Sie begann 1948 das Lehrerstudium an der Pädagogischen Fakultät der Universität Leipzig und legte am 15.07.1951 die Abschlussprüfung für das Lehramt an Grundschulen ab. Ihre Leistungen wurden in Deutsch mit »sehr gut«, in Geschichte mit »gut«, in den Erziehungswissenschaften sowie den allgemeinbildenden Fächern (Dialektischer Materialismus, Psychologie, Geschichte der Pädagogik, allgemeine Didaktik und Methodik beider Fächer) mit »befriedigend« benotet. Für eine Hausarbeit »Wirtschaft und Gesellschaft in der Jungsteinzeit Mitteldeutschlands« erhielt sie das Prädikat »sehr gut«. Ihre Lehrbefähigung wurde mit »gut« bewertet. Insgesamt hat sie diese Prüfung mit »gut« bestanden (damals noch als Liesedore Barthel).

Kurz darauf bestand sie am 31.08.1951 an der Philosophischen Fakultät eine Erweiterungsprüfung in Kunstgeschichte als Lehramt an der Oberstufe der DDR als Nebenfach mit »gut«, was ihr später noch zugute kommen sollte. Am 18.10.1955 absolvierte sie noch eine Erweiterungsprüfung zu Vor- und Frühgeschichte im Hauptfach, die mit »gut« benotet wurde. Ihre Hausarbeit wurde als Diplomarbeit anerkannt. Vorher hatte sie das Fach zwei Semester lang mit Gasthörerschein studiert. Damit wurde der Weg frei für ein ordentliches Promotionsverfahren unter dem Dekanat des Anglisten Walther Martin mit einer Dissertation zum Thema: »Die mittelalterliche Keramik im Bereich des Matthäikirchhofes in Leipzig als Zeugnis der Besiedlungsfolge um die Jahrtausendwende« sowie mit einer mündlichen Prüfung, womit sie 1957 ihre wissenschaftliche Befähigung bewiesen und das Gesamturteil »sehr gut« erhalten hatte. Darüber hinaus war sie von September 1951 bis August 1952 als Dozentin an der Buchhändlerlehranstalt Leipzig tätig für Kunstgeschichte, Literatur und Stenographie. Die akademische Stenographieprüfung hat sie 1958 abgelegt.

Da Friedrich Behn sie 1952/53 als Assistentin einstellte, muss sie ihre Umorientierung erfolgreich vollzogen haben. Für das Institut hatten sich neue Anforderungen ergeben, für deren Realisierung »Liedo«, wie sie im Umgang miteinander genannt wurde, dringend gebraucht wurde. Behn war bestrebt, nicht nur in der Lehre präsent zu sein, sondern in Anknüpfung an seine Tätigkeit als Denkmalpfleger in Hessen auch in der Forschung aktiv tätig zu werden, wozu sich in Leipzig bald Gelegenheit ergeben sollte. Waren dem langjährigen Stadtarchivar Ernst Müller, dem Kunsthistoriker und Archäologen Herbert Küas und anderen auch erste Erkenntnisse zur Stadtentwicklung zu verdanken, blieben doch viele Fragen offen, da es sich um ein dicht bebautes Gebiet handelte, wo sich nur selten Einblicke in tiefere Schichten gewinnen ließen. Erst nach den Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg war es möglich, die älteren Hypothesen über die Stadtentwicklung durch Ausgrabungen auf dem Gelände der Matthäikirche und des dazugehörigen Friedhofs auf ihre Richtig- bzw. Gültigkeit zu überprüfen. Nach 1949 waren dafür die Voraussetzungen wie auch in vielen anderen Städten vor dem Wiederaufbau geschaffen. Von 1950 bis 1956 fand unter der Oberleitung Behns die Leipziger Stadtkerngrabung statt. Das war nur möglich, da mit Liesedore Langhammer (damals zunächst noch Barthel) eine einsatzbereite junge Wissenschaftlerin zur

Verfügung stand, was damals keineswegs selbstverständlich war. Sie hatte mit Wirkung vom 01.05.1952 am Institut eine Assistentenstelle erhalten, zunächst befristet bis 1955. Die Fortführung der Ausgrabung bis zum Abschluss 1956 und die Aufarbeitung der Keramikfunde in ihrer Doktorarbeit bewirkten eine Verlängerung der Assistentenstelle bis zum 31.08.1959.

Vor Ort teilten sich Herbert Küas und die junge Assistentin Liesedore Langhammer die Grabungsleitung, für die das bei ihrem bisherigen Entwicklungsweg eine große Herausforderung bedeutete. Während sich Küas den Bauphasen von Burg und Kloster widmete, war Langhammer für die Keramikfunde zuständig, für die sich erstmalig stratigraphisch gesicherte Entwicklungsstufen abzeichneten. Die Auswertung der Funde und Befunde versprach interessante Ergebnisse, und so konnte Liesedore Langhammer 1957 die oben genannte Doktorarbeit vorlegen, deren Extrakt auch 1960 gedruckt wurde.

In dem neugegründeten Leipziger Institut herrschte in den 50er Jahren Aufbruchstimmung. Friedrich Behn hatte binnen kurzem Vertrauen gewonnen und damit viel erreicht. Aus Beständen der Leipziger Antiquariate und Leihgaben des Völkerkundemuseums konnte wieder eine Bibliothek zusammengestellt werden. Neue Stellen wurden außer für Liesedore Langhammer geschaffen, z. B. 1949 für Gerhard Mildenerberger, 1952 für Hans Quitta, 1953 für den Grabungstechniker Rolf Dunkel, für den Zeichner Hans Günther und die Sekretärin Hildegard Wohn-Machowski, 1954 für Edith Hoffmann, 1955 für Brigitte Schmidt und 1959 für Helga Döriges. Auch für Ausgrabungen, für Exkursionen, Gastvorlesungen und öffentliche Vorträge sowie eine eigene Veröffentlichungsreihe standen Mittel bereit. Keiner musste sich Sorgen um seine Zukunft machen angesichts des Fachkräftemangels in der Nachkriegszeit.

Da traf es uns wie ein Blitz aus heiterem Himmel, als Langhammer plötzlich, von den meisten unbemerkt, am 26.01.1959 die DDR verließ, noch im Besitz eines gültigen Arbeitsvertrages. Es gab zunächst keine Hinweise auf unlösbare interne Probleme. Sie wurde von Behn geschätzt und gefördert, der ihr die Stadtkerngrabung anvertraut hatte. Von uns Studenten wurde sie trotz des Altersunterschiedes als eine der Unseren empfunden, sie war sehr beliebt. Es stellte sich schließlich heraus, dass ihr zweiter Ehemann, der Althistoriker Walter Langhammer, unter den Historikern politische Schwierigkeiten hatte und für sich in der DDR im Gegensatz zu seiner Frau keine Perspektive sah. Schweren Herzens, wie sie später bekannte, folgte sie ihm und verließ mit ihrer Heimatstadt und dem Institut auch ihre alten Eltern. Würde es mit ihnen ein Wiedersehen geben?

Zurück blieben bei uns Ratlosigkeit, bei Friedrich Behn wohl auch etwas Enttäuschung. Es fiel ihm schwer, diesen bis zu einem gewissen Grade menschlich verständlichen Schritt vor der Fakultät, die ihm bisher nahezu alle Wünsche erfüllt hatte, zu rechtfertigen.

Obwohl der Weggang von Liesedore Langhammer nicht in den Institutsverhältnissen begründet lag, war eine tiefe Kluft entstanden, die nicht zu überbrücken war. Über weiterhin bestehende Beziehungen wurde nicht gesprochen; es muss sie aber gegeben haben, denn es sickerte durch, dass Langhammer in Münster wie ihr Mann an der Universität tätig war, wo Kurt Tackenberg das Lehramt innehatte. Er war 1934 auf den ersten Lehrstuhl für Vor- und Frühgeschichte an der Universität Leipzig berufen worden,

folgte jedoch schon 1936 einem Ruf an die Universität Bonn. Trotzdem hielt er nicht nur bis Kriegsende, sondern darüber hinaus Beziehungen zu dem Leipziger Institut sowie der Sächsischen Akademie der Wissenschaften aufrecht und besuchte Friedrich Behn, wobei er auch dessen Mitarbeiter und Studenten kennen lernte. War es da ein Zufall, dass das Ehepaar Langhammer Münster mit der Westfälischen Wilhelms-Universität als Exil wählte?

Dank der Informationen aus dem Universitätsarchiv Münster, dem wir auch das lebensnahe Foto der damals knapp 40jährigen Liesedore Langhammer verdanken, wissen wir inzwischen zu diesem Lebensabschnitt mehr. Unwahrscheinlich ist, dass Kurt Tackenberg sie bei seinen Kontakten in Leipzig abgeworben hat, dafür war sie damals noch viel zu fest im Institut eingebunden und Friedrich Behn verpflichtet. Doch als sie dann in Münster plötzlich (hilfesuchend?) vor ihm stand, setzte er sich für sie ein. Überliefert ist folgender Brief vom 30.01.1959 an den Herrn Kurator der Universität Münster/Westfalen, Schloss (Personalakte, Universitätsarchiv, Bestand 10 Nr. 4313, 31. Jan. 1959):

»Betr.: Beschäftigung von Frau Dr. Liesedore Langhammer, Leipzig, aus Mitteln für Bearbeitung gesamtdeutscher Fragen.

... Sie ist ausgebildete Prähistorikerin und führt den Dr.-Titel. Sie war bis jetzt Assistentin am Seminar für Vor- und Frühgeschichte der Universität Leipzig. Hervorgetreten ist sie in den letzten Jahren durch einige fachwissenschaftliche Aufsätze und insbesondere durch die Leitung der großzügig geplanten Stadtkernforschung in Leipzig. Aus politischen Gründen sah sie sich genötigt, die von den Russen besetzte mitteldeutsche Zone zu verlassen. Um ihr die Möglichkeit zu geben, sich nach einer Betätigung in Westdeutschland umzusehen, die ihren Fähigkeiten und ihrer Ausbildung entspricht, würde ich Frau Langhammer gern die Monate Februar und März in meinem Seminar beschäftigen. Aufgaben, die man ihr anvertrauen könnte, gibt es bei mir in Hülle und Fülle ... Dankbar wäre ich, wenn Frau Dr. Langhammer aus den oben genannten Mitteln zwei Monate lang besoldet werden könnte. Von April an kann dann sicher Frau Langhammer irgendwo im Werkvertrag an einem westdeutschen Landesmuseum beschäftigt werden, zumal von diesem Termin an überall große Plangrabungen laufen, bei denen man eine derartige eingearbeitete Kraft jederzeit gern einsetzen wird. Ich wäre Ihnen verbunden, wenn meine Bitte erfüllt würde. K. Tackenberg«.

Daraufhin erhielt Liesedore Langhammer am 17.02.1959 einen Privat-Dienstvertrag vom Land Nordrhein-Westfalen für die Zeit vom 01.02.1959 bis 31.03.1959 als wissenschaftliche Hilfskraft mit einer monatlichen Pauschalvergütung von 400.- DM aus Mitteln für die Bearbeitung gesamtdeutscher Fragen (Osthilfe). Als im Seminar für Vor- und Frühgeschichte eine Assistentenstelle frei wurde, setzte sich Kurt Tackenberg ein, Liesedore Langhammer dafür zu übernehmen, da sie sich im Februar und März gut bewährt habe und nach Auslaufen ihres ersten Vertrages nichts verdiene. Diesem Antrag wurde stattgegeben und der ausgelaufene Vertrag bis zum 31.03.1961 verlängert,

anschließend nochmals bis zum 31.03.1962 als Verwalterin einer wissenschaftlichen Assistentenstelle, da sie sich laut Tackenberg wiederum außerordentlich bewährt habe. In dieser Stelle verblieb Langhammer bis zum 31.03.1966. Inzwischen war Kurt Tackenberg von seinem Amtsnachfolger Karl Josef Narr abgelöst worden. Dieser war interessiert daran, dass Liesedore Langhammer auch weiterhin die Bibliothek betreute, Übungen abhielt, Exkursionen durchführte und Funde im Städtischen Museum Hamm bearbeitete, weshalb er am 25.01.1966 um deren Weiterbeschäftigung nachsuchte. Die geltenden Bestimmungen der Assistentenordnung legten jedoch die notwendige Beendigung ihrer Tätigkeit fest, einschließlich des Beamtenverhältnisses, mit Ablauf des 30. Juni 1967, da eine Habilitation nicht vorgesehen war. Nach Weisung des Kultusministers war eine Wiederbesetzung ihrer Stelle im Institut wegen der angespannten Haushaltslage nicht möglich, auch nicht die Zuweisung einer Ersatzstelle, womit die Quellen im Universitätsarchiv enden.

Als letztes ist noch eine Nebentätigkeit an der Pädagogischen Hochschule in Dortmund im Wintersemester 1966/67 verzeichnet sowie die Anweisung der Universitätskasse, die Zahlungen mit Ablauf des 30.06.67 einzustellen.

Mit dem Versiegen der Quellen aus dem Universitätsarchiv sind kaum noch Informationen über Langhammer nach Leipzig gelangt. Nach bisher unbestätigten Äußerungen soll sie als Lehrerin für Kunstgeschichte an einer Oberschule tätig gewesen sein, war sie doch noch keine 50 Jahre alt bei ihrem Ausscheiden aus der Universität in Münster, wo sie fast neun Jahre als Prähistorikerin arbeiten konnte. In einem kleinen Bericht in der 113. Ausgabe der Residenzinfo 3/2012 (S. 28) der Residenz am Tibusplatz, in der sie ihren Lebensabend verbrachte, wird bewegend die Situation geschildert, wie sie durch Zufall ein Bild aus ihrem ehemaligen Haushalt in Leipzig, das für sie gemalt worden und dessen Verbleib ihr unbekannt war, wiederentdeckte.

Nach der Wiedervereinigung fanden es einige ehemalige Leipziger Studenten an der Zeit, den Versuch zu unternehmen, die noch erreichbaren und daran interessierten ehemaligen Absolventen zusammenzuführen. Am 12.05.2001 kam in Leipzig ein erstes Treffen zustande aufgrund einer Einladung nach einer Liste, die auch den Namen von Liesedore Langhammer enthielt, die wir noch immer zu den Unseren zählten. Erste zaghafte Annäherungsversuche verliefen erfolgreich – der Bann war gebrochen. Seit nun über zehn Jahren standen wir mit ihr schriftlich und telefonisch in Verbindung. Und eines Tages stand sie plötzlich leibhaftig vor mir, anlässlich eines Verwandtenbesuches in Leipzig in den 1990er Jahren. In einem langen, sehr emotional geführten Gespräch gelang es uns, alles Trennende, Vorurteile und Zweifel zu beseitigen. So fanden wir in letzter Minute doch noch wieder zueinander, zutiefst aufgewühlt und erschüttert. Leider blieb es aus Altersgründen bei dieser einzigen späten persönlichen Begegnung, bei der natürlich auch nicht nach Einzelheiten des Lebensweges gefragt wurde, doch sie erhielt von nun an von allen unseren zur Tradition gewordenen Absolvententreffen einen Kartengruß mit unseren Unterschriften. Es macht uns sehr betroffen, zu erfahren, dass sie unsere letzte Karte vom 06.06.2012 schon nicht mehr erreichte. Nun bleiben uns nur noch die Erinnerungen, aber diese sind unvergesslich.

Danksagung

Verfasserin dankt Herrn Staatsarchivamtmann Robert Giesler, Universitätsarchiv Münster, für die Unterstützung bei der Suche nach Unterlagen zur Person Liesedore Langhammer. Das Foto stammt aus dem Universitätsarchiv Münster, Bestand 10 Nr. 4313. Ebenso ist sie Herrn Günther Görrisch, dem Großneffen von Frau Langhammer, sehr zu Dank verpflichtet, der mit der Zustimmung zur Freigabe der Personalakte die Einsicht zu Forschungszwecken ermöglichte, sowie Herrn Günter Wetzel für Hilfe bei den Recherchen.

Edith Hoffmann

Althenerstr. 8, D-04451 Borsdorf

Publikationen von Liesedore Langhammer

- L. Langhammer, Ausgrabungen auf dem Matthäikirchhof Leipzig. *Germania* 32, 1954, 342–343.
- L. Langhammer, Sechs Gräber der jüngsten Bronzezeit aus Markleeberg-Ost, Kreis Leipzig. *Leipziger Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte. Festschrift zum 70. Geburtstag von Professor Dr. Friedrich Behn. Forschungen zur Vor- und Frühgeschichte 1 (Leipzig 1955)* 67–79.
- L. Langhammer, Die Ausgrabungen am Matthäikirchhof in Leipzig. *Ausgrabungen und Funde* 1, 1956, 88–91.
- L. Langhammer, Die mittelalterliche Keramik im Bereich des Matthäikirchhofes in Leipzig als Zeugnis der Besiedlungsfolge um die Jahrtausendwende. *Ungedruckte Inauguraldissertation Leipzig 1957.*
- L. Langhammer, Grabungen nach der ältesten Burg Leipzigs. *Natur und Heimat* 6, 1957, 284–285.
- L. Langhammer, Die Keramik des 9. bis 12. Jh. im Gelände der Burg Leipzig. In: *Proceedings of the ... International Congress of Prehistoric and Protohistoric Sciences* 5, 1958, 492–498.
- L. Langhammer, Die Keramik des 9. bis 12. Jh. im Gelände der Burg Leipzig. *Stadtkernforschung in Leipzig. Teil 1: Die Ausgrabungen auf dem Matthäikirchhof in Leipzig. Forschungen zur Vor- und Frühgeschichte 4 (Leipzig 1960)* 86–101.
- I. Bauert-Keertman/N. Kattenborn/L. Langhammer/W. Timm/H. Zink, Hamm. *Chronik einer Stadt (Köln 1965).*

Ulrich Veit

Vom schwierigen Umgang mit der Vorgeschichtsforschung im Dritten Reich. Gedanken anlässlich der Publikation zur Bremer Ausstellung »Graben für Germanien. Archäologie unterm Hakenkreuz«

Besprechung zu:

Focke-Museum, Bremer Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte (Hrsg.), Graben für Germanien. Archäologie unterm Hakenkreuz (unter Mitarbeit von Sandra Geringer/Frauke von der Haar/Uta Halle/Dirk Maharski/Karin Walter). Begleitschrift zur gleichnamigen Ausstellung des Focke-Museums. Bremer Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte. 10. März bis 8. September 2013. Stuttgart: Theiss 2013. 216 Seiten. Zahlreiche farbige Abbildungen. ISBN 978-3-8062-2673-7.

Der Titel des zu besprechenden, anlässlich der gleichnamigen Ausstellung des Bremer Focke-Museums erschienenen Bandes lässt aufhorchen, verspricht er doch tiefere Einblicke in eine wichtige Periode der Fachentwicklung der Prähistorischen Archäologie und darüber hinaus Einsichten in das Verhältnis von Archäologie und Politik unter Bedingungen der Diktatur. Archivforschungen v. a. der letzten beiden Jahrzehnte haben für viele der beteiligten Institutionen und Personen zur Aufklärung der nach 1945 in Vergessenheit geratenen bzw. vergessen gemachten Sachverhalte beigetragen und so zu einer differenzierten Einschätzung der Rolle der Archäologie im Nationalsozialismus beigetragen. Eine Gesamtdarstellung, verbunden mit dem Versuch, diese Ergebnisse zugleich einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen, fehlte allerdings bisher. Den weitreichendsten Versuch in dieser Richtung bildete eine Ausstellung des Rheinischen Landesmuseums Trier unter dem Titel »Propaganda. Macht. Geschichte. Archäologie an Rhein und Mosel im Dienst des Nationalsozialismus« (2002).

Die Bremer Ausstellung, der ein von der Volkswagen-Stiftung gefördertes Projekt zur »Vorgeschichtsforschung in Bremen unter dem Hakenkreuz« vorausging, ist hier, was die räumliche Abdeckung und thematische Breite betrifft, deutlich anspruchsvoller. Dies macht neben dem Titel auch das Inhaltsverzeichnis des Bands unmissverständlich klar. Präsentiert werden Grabungsaktivitäten im gesamten Reich unter Einschluss verschiedener, im Zweiten Weltkrieg besetzter Gebiete. Neben Grabungen werden auch die völkische Laienforschung (samt ihrer Anhänger und Förderer in höchsten NS-Parteiämtern), die allgemeinen Forschungsstrukturen, das Museums- und Ausstellungswesen,

die Rolle der Archäologie in einschlägigen Propagandaveranstaltungen, in der Schule und im politischen Schulungswesen sowie im Alltag behandelt. Einleitende Kapitel sind dem Germanenbild Roms, der Wiederentdeckung der Germanen in der Neuzeit sowie der Entstehung und Professionalisierung der Prähistorischen Archäologie gewidmet. Im letzten Teil des Bandes geht es schließlich um die Zeit nach 1945 und die bewussten und unbewussten Ausstrahlungen völkisches Denken bis in die Gegenwart.

Eingeschränkt bleibt der Zugang allerdings insofern, dass, wenn von Archäologie die Rede ist, immer nur die Prähistorische Archäologie (zeitgenössisch sprach man meist von »Vorgeschichtsforschung«) gemeint ist und beispielsweise die Situation in der Klassischen Archäologie nicht mitbehandelt wird. Von der Betrachtung ausgenommen bleiben so etwa die Grabungen des Archäologischen Instituts des deutschen Reiches im Mittelmeerraum, in Nordafrika und im Vorderen Orient zwischen 1933 und 1945, darunter die politisch motivierte Wiederaufnahme der Olympia-Grabungen im Zusammenhang mit den Olympischen Spielen 1936 in Berlin (K. Junker, Das Archäologische Institut des Deutschen Reiches zwischen Forschung und Politik. Die Jahre 1929 bis 1945. Mainz 1997. – St. Altekamp, Klassische Archäologie und Nationalsozialismus. In: J. Elwert/J. Sikora [Hrsg.], Kulturwissenschaften und Archäologie. Stuttgart 2008, 167–209. – Siehe auch M. Vignier, Der »gegebene Ortsgruppenleiter«? – ein Archäologe in der Auslandsorganisation der NSDAP in Rom. Das Altertum 56, 2010, 127–143).

Ebenso wenig wird die Rolle anderer »kleiner Fächer«, wie Volkskunde, Anthropologie/Rassenkunde, Völkerkunde, Ägyptologie, im NS-System angesprochen, obwohl dies die Möglichkeit eröffnet hätte, die Dimensionen des im Band immer wieder beschworenen Versagens der deutschen Prähistoriker besser einzuordnen (z. B. Th. Schneider, Ägyptologen im Dritten Reich: Biographische Notizen anhand der sogenannten »Steindorff-Liste«. *Journal of Egyptian History* 5, 2012, 120–247). So entsteht der irreführende Eindruck, mit der Prähistorischen Archäologie sei nach 1933 ein unscheinbares Fach zu einer tragenden Säule des NS-Herrschaftssystems aufgebaut worden. Dabei war die Prähistorische Archäologie trotz allen Aufschwungs – mit einer substantiellen Aufstockung der Vertretung an den Universitäten von einer Handvoll auf 25 ordentliche und außerordentliche Professuren – ein kleines, im engeren Sinne zweifellos nicht systemrelevantes Fach.

Richtig ist indes, dass es von einigen der damals jüngeren Fachvertreter als Sprungbrett für bemerkenswerte Karrieren, die Leitungsfunktionen im Fach mit hohen Positionen in NS-Institutionen (»Amt-Rosenberg« und »SS-Ahnenerbe«) miteinander verbunden, genutzt wurde. Hans Reinert (1900–1990) und Herbert Jankuhn (1905–1990) stehen paradigmatisch dafür und sind als Multifunktionäre entsprechend an vielen Stellen des Buches präsent. Aber – und auch dies dokumentiert der Band breit – es gab auch die gewöhnlichen Karrieren, im Sinne eines »alltäglichen Nationalsozialismus«.

Allerdings unterscheidet die Prähistorische Archäologie sich im Hinblick auf die (Selbst-)Indienststellung für die Belange des neuen Regimes insgesamt kaum von den anderen Geisteswissenschaften. Selbst die angebliche besondere Relevanz einzelner Fächer für die Behandlung völkischer oder rassenkundlicher Fragestellungen (Prähistorie, Volkskunde, Physische Anthropologie/Rassenkunde) erwies sich letztlich nur als begrenzt hilfreich. Dies zeigt sich etwa daran, dass die traditionell sehr viel besser als die Prähistorie personell ausgestattete Klassische Archäologie ihre institutionelle Position

auch nach 1933 vollumfänglich halten konnte und jedenfalls nicht auf Kosten der »Germanischen« Archäologie abgebaut wurde (Altekamp a. a. O.). Ob dies mehr mit der Antiken-Begeisterung Hitlers und anderer Führungskräfte des neuen Regimes zu tun hat oder eher dem erfolgreichen Taktieren ihrer Vertreter geschuldet ist, die ihre Forschungsperspektiven der neuen politischen Situation anpassen, wäre im Detail zu erörtern.

Diese Frage liegt allerdings jenseits der Absicht der InitiatorInnen des hier zu besprechenden Bands, der kein klassischer Ausstellungskatalog ist, sondern ein Ausstellungsbegleitbuch mit Beiträgen verschiedener AutorInnen, die entsprechend der fünf Ausstellungsschwerpunkte angeordnet sind. Auf die Ausstellung selbst und Fragen der musealen Umsetzung des Themas wird lediglich in einem kurzen Abschlussbeitrag unter dem Titel »Leitgedanken der Ausstellung – ein imaginärer Rundgang« eingegangen (K. Walter, 182–189).

Für Konzeption und Umsetzung von Ausstellung und Begleitschrift zeichnen sich Uta Halle und Dirk Mahsarski verantwortlich, die einzeln, zusammen bzw. unter Mitwirkung anderer AutorInnen auch den überwiegenden Teil der Texte verfasst haben. Eigenständige Beiträge zum Band haben außerdem Tassilo Schmidt (Germanen und römische Politik), Susanne Grunwald (Professionalisierung der Spatenwissenschaft), Judith Schachtmann und Thomas Widera (Zwangsarbeit), Otto Urban (NS-Urgeschichtsforschung in Österreich) sowie Jana Raabe und Dana Schlegemilch (Rezente Rechte und das Germanentum) beige-steuert. Dem Band ist ein umfangreicher Anmerkungsapparat und ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis beigegeben, die den wissenschaftlichen Anspruch bekräftigen (es enthält allerdings erstaunlich viele noch nicht erschienene bzw. erst in Vorbereitung befindliche Beiträge, während man andererseits wichtige Standardreferenzen vermisst. Auf die relativ zahlreichen Ungenauigkeiten bzw. Fehler bei der Referenzierung gehe ich hier nicht ein. Ein sachlicher Fehler findet sich auf S. 188, wo im Bezug auf die Lonetalfunde statt »jungsteinzeitlich« »jungpaläolithisch« [jungaltsteinzeitlich] stehen müsste). Darüber hinaus liegt dem Ausstellungs- und Publikationsprojekt eine klare politische Absicht zugrunde, die im Vorwort des Begleitbands von Frauke von der Haar formuliert wird. Absicht sei es, »über die Ideologisierung im Nationalsozialismus aufzuklären, den Mythos Germanien in unseren Köpfen zu entzaubern und seine Aktualität und Präsenz in der rechten Szene aufzudecken« (S. 13).

Um angesichts des propagandistischen Materials, mit dem man bei der Behandlung eines solchen Themas zwangsweise konfrontiert ist, die Gefahr, falsch verstanden zu werden, von vornherein auszuschalten, ist dem Band folgender Hinweis vorgeschaltet: »Aus Gründen der besseren Lesbarkeit verzichten wir darauf, die Begriffe ›Germanien‹ und ›germanisch‹ in den Texten in Anführungszeichen zu setzen, distanzieren uns aber von deren ideologisch begründeter Verwendung. Eindeutige NS-Institutionen oder Begriffe sind mit Anführungszeichen gekennzeichnet [...]« (S. 4). Dies wird dann allerdings nicht konsequent durchgehalten. So steht »germanisch« allein oder als Kompositum (»germanische Bauernhäuser«: S. 64; 92) teilweise doch in Anführungszeichen, während andere eindeutige Begriffe wie »Hitlerjugend« (S. 102), »Hitlerjunge« (S. 103) oder »Schutzstaffeln der NSDAP« (S. 105) ohne Anführungszeichen verbleiben. Die zitierte Regelung führt aber v. a. deshalb zu Verwirrung, da zahlreiche NS-ideologisch

eher unverdächtige Begriffe ebenfalls in Anführungszeichen stehen (wie z. B. »Nationalheiligtum« [S. 65], »Mammutjäger«, »heiliger Hain« [S. 69], »Heiligtum« [S. 92] oder »bronzene Lanzenspitze« [S. 93]). Gar kurios mutet es an, wenn in einem Atemzug genannte Germanen und Kelten unterschiedlich behandelt werden (»Erst Cäsar hat ›Germanen‹ und Kelten deutlich differenziert«, S. 17). Eine entsprechende ›Kultur der Distanzierung‹ zeigt sich auch darin, dass vor und nach 1945 erschienene Literatur am Ende des Bandes in getrennten Listen aufgeführt wird.

Diese Äußerlichkeiten erwähne ich nur deshalb, da sie Grundsätzliches über den hier gewählten Zugang aussagen: Um nur nicht falsch verstanden zu werden, tragen die VerfasserInnen ihr historisches Urteil immer schon vor sich her und scheuen sich zugleich vor Differenzierungen und Ambivalenzen. Dabei wird die Prähistorische Archäologie insgesamt als systemrelevanter Bestandteil des NS-Unterdrückungs- und Unrechtssystems dargestellt und ihre Protagonisten durchweg als ideologisch verblendete Vertreter des NS-Propagandaapparats. Kategorien, wie ›Wortführer‹ und ›Hauptakteur‹, ›Profiteur‹, ›Mitläufer‹, ›innerer Immigrant‹, die hier Differenzierungen einführen könnten, spielen keine Rolle, und selbst die Opfer bleiben namen- und gesichtslos. So erkennen die AutorInnen im Grunde nur noch ›Täter‹. Allenfalls das technische Niveau der durchgeführten Grabungen nötigt zu einem gewissen Respekt, der sich angesichts des weiteren Kontexts, in dem sie sich vollzogen, schnell relativiert: »Die neuesten, sehr fortschrittlichen wissenschaftlichen Untersuchungsmethoden brachten zwar erstaunliche Ergebnisse, aber die ideologisch fehlgeleitete Interpretation diente vor allem dazu, vermeintlich weitere Belege für das konstruierte Germanienbild zu liefern« (S. 188).

Man mag in dieser Haltung eine nachvollziehbare Gegenreaktion gegen verharmlosende und relativierende Tendenzen in der Nachkriegsdebatte sehen. Der Glaubwürdigkeit der Darstellung schaden solche Pauschalurteile allerdings, zumal viele Elemente der »NS-Ideologie« ja nur älteres, in der Gesellschaft seit längerem fest verankertes Gedankengut fortgeschrieben haben. Dabei ist nicht zu bestreiten, »dass die beteiligten Wissenschaftler« in verschiedenster Hinsicht »als tätige Rädchen zum Funktionieren, zur Stabilisierung und Aufrechterhaltung des NS-Regimes beitrugen« (U. Halle, B. & D. Maharski, S. 108). Dies geschah jedoch in der heterogenen Gruppe der Archäologen entsprechend der jeweiligen Voraussetzungen in durchaus unterschiedlichem Umfang und aus unterschiedlichen Gründen. Soziale Herkunft, Bildungsgrad und v. a. auch die generationelle Zugehörigkeit spielten hier, neben charakterlichen Eigenschaften, eine entscheidende Rolle. Die vorliegende Darstellung versäumt es, diesen Bestimmungsfaktoren nachzuspüren und zu differenzieren. Stattdessen wird die ›NS-Archäologie‹ als ein in den Grundzügen geschlossenes ideologisches System auf der Grundlage eines sich zunehmend verselbständigenden ›Germanien-Mythos‹ präsentiert. Die teilweise heftigen Auseinandersetzungen zwischen Fachvertretern und der völkischen Laienforschung oder zwischen »Ahnenerbe« und »Amt Rosenberg« werden zwar in chronikalischer Form vor dem Leser ausgebreitet, sie erscheinen jedoch in ihrer Bedeutung der oben formulierten Gesamteinschätzung nachgeordnet.

Noch ein anderer Punkt ist hier von Bedeutung. Die Wirksamkeit jüngerer wissenschaftsgeschichtlicher Untersuchungen zu diesem sensiblen Thema war immer eng verbunden mit der direkten Bezugnahme auf konkrete archivalische Quellen. Dies versäumt die vorliegende Darstellung, da in den Texten oftmals nicht auf Originalquellen,

sondern lediglich auf in ihrer Allgemeingültigkeit nicht näher zu beurteilende Einzelergebnisse aus der jüngeren Forschungsliteratur Bezug genommen wird – oder ohne die nötige Erläuterung von den VerfasserInnen selbst Urteile gefällt werden: »[D]er Museumsdirektor bediente sich typisch nationalsozialistischer Klischees« (U. Halle, S. 73); »Die neue Dauerausstellung wurde mit Originalfunden und Nachbildungen ideologisch linientreu konzipiert, ...« (U. Halle, S. 86); »In der heutigen Museumsforschung gelten diese Freilichtmuseen als ›Propaganda‹« (U. Halle, S. 92).

Wo andererseits direkt auf Originalquellen verwiesen wird, wie beispielsweise den Augenzeugenbericht einer Archäologin über den Arbeitseinsatz von Juden im Jahre 1942 in Polen, werden solche Einzelaussagen teilweise in problematischer Weise verallgemeinert: »Schon im besetzten Polen nahmen Archäologen auf vielfältige Weise die Ermordung der europäischen Juden und die Vernichtung der polnischen Nation wahr« (D. Maharski/G. Schöbel, S. 142). Und waren Archäologen in Polen noch bloße Beobachter des Völkermords, so schritten sie in der besetzten Sowjetunion selbst zur Sache. So heißt es im Hinblick auf das sog. »Sonderkommando Jankuhn«: »Wiederholt rückte man gemeinsam [mit der Waffen-SS und den Einsatzgruppen, U. V.] in die Städte ein, um die lokale jüdische Bevölkerung zu ermorden bzw. gleichzeitig die lokalen Museen zu plündern« (ebd. S. 144). Aus der Pauschalität der Vorwürfe und der bewusst (?) mehrdeutigen Formulierung wird deutlich, dass es hier nicht um eine Beweisführung im juristischen Sinne, sondern vor allem um ein moralisches Urteil geht. Die durch solche Verallgemeinerungen in Kauf genommenen Unsicherheiten widersprechen m. E. nicht nur dem wissenschaftlichen Anliegen der VerfasserInnen, sie gefährden letztlich auch ihr legitimes moralisches Anliegen.

Zum eigentlichen Thema des Bandes, dem Verhältnis von Archäologie und (Germanen-)Ideologie, können diese Kriegsberichte ohnehin nichts mehr beitragen, galt in dieser Situation doch nur noch ein Gesetz: das des Totalen Krieges. Hierzu bieten zweifellos die im Fach und darüber hinaus geführten Debatten der 1930er Jahre, die in den vorangegangenen Abschnitten des Bands ausgebreitet werden, mehr. Leider geschieht dies aber in einer Form, die die durchaus vorhandenen Forschungskontroversen hinsichtlich der Beurteilung der politischen und gesellschaftlichen Rolle der Archäologie(n) in der Zeit des Nationalsozialismus nicht sichtbar werden lässt. Der Band führt nicht in eine noch nicht abgeschlossene Debatte ein, sondern »entlarvt« die »verhängnisvolle Annäherung« und die »Verflechtungen« zwischen archäologischer Wissenschaft und der NS-Politik. Er zeigt, »welche Rolle die führenden Wissenschaftler dieser Zeit und Nationalsozialisten wie Hitler, Himmler und Rosenberg spielten« (Umschlagtext).

Man kann die VerfasserInnen um die Selbstsicherheit, mit der sie sich selbst gegen ideologische Vereinnahmungen gefeit sehen, beneiden. Man kann aber auch fragen, ob man sich mit dieser Taktik, die der NS-Ideologie eine sich auf die moderne Wissenschaft berufende ebenso totalitär erscheinende Antiideologie entgegenstellt, nicht selbst ein Stück weit auf die Ebene der Kritisierten stellt. Jedenfalls scheinen die Urteile und Verurteilungen teilweise das Resultat einer aktualistischen Selbsttäuschung im Sinne eines ›Die Fakten sprechen für sich‹ zu sein. So wird beispielsweise an keiner Stelle die kritische Distanz des (Wissenschafts-)Historikers fassbar, der bei seinem historischen Urteil auch zu berücksichtigen hat, dass den Akteuren des Jahres 1933 für ihre Richtungsentscheidungen nur ein begrenztes Wissen zur Verfügung stand und überdies der

weitere Verlauf der Ereignisse nicht bekannt war. Auch wäre zu erwägen gewesen, welche Alternativen ihnen im Einzelfall konkret zur Verfügung standen und welche persönlichen Konsequenzen damit verbunden gewesen wären. Dies würde nichts entschuldigen, aber könnte die Umstände verdeutlichen, die die verhängnisvollen Entwicklungen eingeleitet und vorangetrieben haben.

Was bisher verallgemeinernd gesagt wurde, gilt nun jedoch nicht für den einleitenden Beitrag des Bremer Althistorikers Tassilo Schmitt zum Thema »Germanen« und römische Politik« (S. 16 ff.), der in dem Band in verschiedener Hinsicht wie ein Fremdkörper wirkt. Schmitt legt darin prägnant, sprachlich elegant und kenntnisreich den sich wandelnden Germanenbegriff und die ebenso wandelbare Germanenpolitik Roms seit Cäsar dar. Dabei gelangt er zu dem gut begründeten Schluss, die »Germanen« des Altertums seien »im Wesentlichen eine römische Projektion« (S. 24) – wie sich zeigen sollte, eine Projektion mit einigen langfristigen Nachwirkungen.

Diese Nachwirkungen ihrerseits sind Gegenstand der beiden folgenden Beiträge, die versuchen eine Verbindung zwischen der antiken Sicht auf die Germanen und dem NS-Germanenbild herzustellen. Dies gelingt allerdings nur unzureichend. Vor allem Uta Halle belässt es in ihrem Beitrag zu »Germanien zwischen Renaissance und Moderne« im Wesentlichen bei einer Auflistung von Personen und Publikationen verbunden mit fragwürdigen Verallgemeinerungen (»Der Germanenmythos entstand am Übergang zwischen dem späten Mittelalter und der frühen Neuzeit«, S. 25). Neben anderen Geistesgrößen werden hier auch Leibniz, Kant und Herder bemüht, ohne dass jedoch ihre jeweilige Perspektive hinsichtlich der Germanenfrage angemessen und nachvollziehbar dargelegt würde. Die archäologische Laienforschung des 19. Jahrhunderts wird zwar gewürdigt, aber ihre Leistung einseitig an modernen Standards gemessen (»Ihre Arbeit erreichte aber nur selten eine wissenschaftlichen Standards genügende Professionalität«, S. 28). Kryptisch bleiben schließlich auch die Ausführungen zur Rolle von Ludwig Lindenschmit (1809–1893) und Rudolf Virchow (1821–1902) als den für die Entwicklung der Vorgeschichtsforschung in Deutschland im 19. Jahrhundert bestimmenden Persönlichkeiten.

Handfester ist die folgende Darstellung der Entwicklung der Vorgeschichtsforschung zwischen 1900 und 1933 durch Dirk Mahsarski und Gunter Schöbel (»Von Gustaf Kossinna zur NS-Archäologie«), in deren Mittelpunkt das Werk des Berliner Prähistorikers Gustaf Kossinna (1858–1931) steht, der zur Zeit des Nationalsozialismus als Ahnvater und Vorreiter der neuen Vorgeschichtsforschung gefeiert wurde. Dies geschah zweifellos nicht ohne Grund, doch kann man in Kossinnas Vereinnahmung für die neue Bewegung durchaus auch Züge einer Vulgarisierung und Instrumentalisierung seines Werks sehen. Und dies gilt nicht nur im Hinblick auf seine Beiträge zur archäologischen Methodik, sondern auch im Bezug auf seine Vorstellungen von »Germanentum« überhaupt (siehe z. B. B. Mees, Hitler and Germanentum. *Journal of Contemporary History* 39/2, 2004, 255–270, hier 269: »The image of *Germanentum* refined and promoted by figures like Heusler and Kossinna seemed substantial and sober when contrasted with the more fantastic elements of *völkisch* thought. Based in archaeological and traditional literary-philological studies, the discourse of Germanicness did not envision a Teutonic messiah or millenarian Reich, less still a nihilistic Götterdämmerung or even a pagan revival. *Germanentum* was a narrative that treasured and hoped to revive

the best of the legacy of ancient Germany, one which held that a return to old Germanic values would renew a cultural Germany that had been corrupted by the ills of modernity«).

Von solchen Differenzierungen ist hier allerdings nicht die Rede. Stattdessen wird Kossinnas Mitwirkung bei der Gründung des »Kampfbundes für Deutsche Kultur« im Jahre 1928 hervorgehoben. Außerdem habe er im November 1931 zu den Unterzeichnern eines Wahlaufufes zugunsten Adolf Hitlers anlässlich der Wahl zum Reichspräsidenten gehört (S. 34). Kossinna war zu diesem Zeitpunkt bereits depressiv und körperlich geschwächt. Er starb nur einen Monat später (H. Grünert, Gustaf Kossinna [1858–1931]. Vom Germanisten zum Prähistoriker. Ein Wissenschaftler im Kaiserreich und in der Weimarer Republik [Rahden/Westf. 2002], 326; 331). Vor diesem Hintergrund scheint es unklar, inwieweit er die politische Situation und damit zugleich die möglichen Konsequenzen seines Handelns überhaupt noch übersehen konnte. Abgesehen davon bleibt unklar, auf welche Weise sein Name konkret in die betreffenden Dokumente kam.

Statt die Vereinnahmung Kossinnas durch die NS-Archäologie kritisch zu hinterfragen, machen sich die beiden Verfasser also deren Lesung des fachgeschichtlichen Zusammenhangs zu Eigen. Andererseits übergehen sie die enger fachgeschichtliche Dimension der Debatte. Dazu gehört auch die breite Anerkennung, die Kossinna im Fach auch weit über Deutschland hinaus genoss. Daran wird erkennbar, dass Kossinnas Werk vielschichtiger zu beurteilen ist, als es auf eine bloße Vorstufe zur NS-Archäologie zu reduzieren. Mit Günter Smolla (1919–2006) und Heinz Grünert (1927–2010) haben sich glücklicherweise zwei der klügsten Köpfe der deutschen Nachkriegsprähistorie intensiv mit Kossinnas Werk und Wirkung beschäftigt – und sind dabei bezeichnenderweise in einigen Punkten zu durchaus unterschiedlichen Einschätzungen gekommen. Wer heute Neues zu Kossinna sagen möchte, muss sich zunächst mit diesen Positionen auseinandersetzen.

Der folgende durchaus sehr instruktive Beitrag zur »Professionalisierung der Spatenwissenschaft« aus der Feder von Susanne Grunwald befasst sich ebenfalls mit der Zeit zwischen 1900 und 1933, diesmal jedoch unter dem Gesichtspunkt der wissenschaftlichen Formierung des Faches Ur- und Frühgeschichte. Damit verlässt er allerdings zugleich die Hauptargumentationslinie des Bandes. Wieder »eingefangen« wird der Beitrag nur dadurch, dass die Verfasserin am Ende sehr plakativ, aber eben auch anfechtbar, die Zeit vor und nach 1933 wertend gegeneinander abhebt: »Um jedoch die Institutionalisierung des Faches weiter voranzutreiben und die Unterstützung durch Gesetzgeber und Forschungsförderung zu sichern, überschritten viele Fachvertreter zwischen 1933 und 1945 vielfach und bewusst den Rahmen dessen, was methodisch machbar und moralisch vertretbar war. Sie präsentieren eine politisch opportune Archäologie, die zur Ausformulierung von völkischen Herrschaftsansprüchen beitrug. Das ›herrliche Stadium des Beginns‹ [J. Mestorf] gehörte damit endgültig der Vergangenheit an« (S. 41). Anders ausgedrückt: Auf die ›heiteren‹ kommen die ›dunklen‹ Tage.

Auch diese Stellungnahme beinhaltet eine kaum begründbare Pauschalisierung, gerade wenn man bedenkt, was Kossinna bereits nach 1900 für »methodisch machbar und moralisch« vertretbar hielt. Immerhin wird der Leser auf diese Weise auf den Hauptteil der Darstellung vorbereitet, in dem ausführlich Ideologie und Praxis der

NS-Archäologie ausgebreitet werden. Dies geschieht in drei Themenblöcken, denen jeweils verschiedene Einzelbeiträge zugeordnet sind. Sie behandeln 1. völkische Ideen und zeitgenössische Ausgrabungen (»Germanien – auf der Suche nach Belegen«), 2. archäologische Präsentationsformen als Propaganda (»Germanien – Propagierung einer Idee«) und 3. die Arbeit der Archäologie unter Kriegsbedingungen (»Germanien – Eroberung von Europa und der Welt«).

Im ersten Themenblock geht es um das Germanenbild der nationalsozialistischen Führungsebene (U. Halle), um die abwegigen Theorien der völkischen Laienforschung (D. Mahsarski), die Forschungsstrukturen der NS-Archäologie (U. Halle, D. Mahsarski) sowie wichtige Grabungen der NS-Zeit im Bremer Raum und darüber hinaus (U. Halle bzw. S. Geringer u. D. Mahsarski). Im Mittelpunkt des zweiten Themenblocks stehen archäologische Ausstellungen und sonstige Präsentationsformen archäologischen Wissen zwischen 1933 und 1945 (U. Halle bzw. D. Mahsarski/S. Schütze). Darüber hinaus wird dargelegt, welche Rolle Archäologie und Germanentum in der politischen Schulung und im Alltag spielten (U. Halle, B. & D. Mahsarski). Der dritte Themenblock beschäftigt sich mit der Archäologie in dem Reich angegliederten oder von deutschen Truppen besetzten Gebieten: Österreich (O. H. Urban), die Tschechoslowakei (U. Halle/D. Mahsarski), Osteuropa (D. Mahsarski/G. Schöbel), Skandinavien (D. Mahsarski) und Frankreich (J.-P. Legendre/U. Halle). Ein eigenständiger Beitrag ist dem Thema Zwangsarbeit in der Archäologie gewidmet (J. Schachtmann/Th. Widera), auch wenn man dazu aufgrund des Forschungsstands noch wenig wirklich Konkretes sagen kann. Insgesamt tritt in diesem Teil, wenig überraschend, die Archäologie stark gegenüber einer allgemeinen Kriegsgeschichte zurück.

Es ist hier nicht der Raum, die durchweg sehr faktenreichen Beiträge, die in vielen Fällen durch aussagekräftiges Bildmaterial ergänzt werden, im Einzelnen vorzustellen und zu diskutieren. Es muss vielmehr genügen, an einigen Beispielen zu verdeutlichen, woher die bereits geäußerten grundsätzlichen Bedenken gegenüber dem gewählten Ansatz herrühren.

Einen Ausgangspunkt dafür bieten bereits die Formulierungen, mit denen Uta Halle in die Thematik des Hauptteils einführt, wobei sie verkündet, dass die darzustellende Realität der NS-Archäologie sich erst vor kurzer Zeit zu erkennen gegeben habe. Nach 1945 habe zunächst »die Legende von einer erzwungenen germanischen Forschung im Nationalsozialismus [vorgeherrscht], eine Rechtfertigung, die bis in die 1990er Jahre hervorragend funktionierte. Seitdem hat eine jüngere Forschungsgeneration diese apologetische Legende entlarvt und aufgezeigt, wie sehr die Archäologen zum Funktionieren des NS-Staates beigetragen haben: Sie gaben den Politikern Ausgrabungen und Forschungsideen zu Germanien bzw. ab 1938 für Großgermanien vor« (S. 44). Für ihre Arbeit seien die Archäologen umgekehrt auf die Unterstützung durch Partei und Staat angewiesen gewesen. Letzteres ist zweifellos richtig. Wenn indes der Eindruck erweckt wird, Partei und Staat hätten zur Verwirklichung ihrer Pläne der Unterstützung der Archäologie bedurft, so erscheint dies doch mehr als zweifelhaft. Die »Germanenkunde« (ebenso wie die germanische Archäologie als Teilbereich davon) mag für Teile der NS-Elite die Rolle eines »symbolischen Kapitals« (P. Bourdieu) gespielt haben, mit dem man sich gerne schmückte, um sich zugleich von Anderen – etwa den Humanisten alter

Schule – abzuheben. Die Wertschätzung des Germanischen übertrug sich dabei aber nicht automatisch auf die Germanenforscher.

Halle macht dies an anderer Stelle selbst deutlich mit Hinweis auf eine Geheimrede Heinrich Himmlers vor SS-Gruppenführern im Februar 1936 über prähistorische Moorleichen. Darin habe er die Meinung vertreten, »daß die Herren Professoren, die diese Leichen im Moor finden, [...] sich bestimmt nicht dessen bewusst [wären], daß sie [...] einen Homosexuellen vor sich hätten« (zitiert auf S. 71). Deutlich wird aus dieser Bemerkung nicht nur, dass Himmler »sich rücksichtslos über Ergebnisse hinwegsetzte, wenn sie nicht seinen ideologischen Vorstellungen entsprachen« (Halle, ebd.), fassbar wird insbesondere die Geringschätzung, die er – wie viele andere Repräsentanten des Systems – für Professoren als Repräsentanten der Wissenschaft hegte.

Ein weiteres grundsätzliches Problem der Darstellung liegt m. E. darin, dass die im Text präsentierten Quellen häufig nicht in der Lage sind, die ihnen unterlegten Interpretationen zu stützen und es so für den nicht näher mit den einschlägigen Quellen vertrauten Leser eine Vertrauensfrage wird, ob er die gebotene Deutung für sich übernehmen möchte. Dies zeigt sich beispielsweise an der Bewertung der Positionierung Adolf Hitlers zur Germanenfrage. So muss ein im Text ausführlich wiedergegebenes Hitler-Zitat (S. 48), das – wörtlich genommen – erstaunlich diplomatisch wirkt, von Uta Halle in einer Zusammenfassung erst noch auf Linie mit der bevorzugten Gesamtdeutung gebracht werden: »Mit dieser öffentlichen Bekundung hob Hitler den kulturell angeblich besonders hochstehenden Wert des Volks der Germanen heraus und unterstrich die Bedeutung der germanischen Vorgeschichtsforschung« (S. 48 f.). Unterschlagen wird dabei die explizite Herausstellung der Ebenbürtigkeit der frühen deutschen = germanischen Vergangenheit mit jener anderer europäischer Staaten sowie Hitlers Hinweise auf gemeinsame »indogermanische« Wurzeln ebenso wie auf gemeinsame europäische Forschungsanstrengungen. Dies soll Hitler, der ohnehin eher an seinen Taten als seinen Worten zu messen ist – und der vermutlich ja auch gar nicht der Urheber dieses Redetextes war – natürlich nicht entschuldigen. Es wirft m. E. aber ein bezeichnendes Licht auf die spezifische Argumentationsweise Halles, die auch an anderer Stelle im Band deutlich wird, beispielsweise dann, wenn die bloße Ankündigung einer Veranstaltung mit dem eher schlichten Titel »Germanen in Europa« im Vorlesungsverzeichnis der Universität Tübingen zugleich als Ausdruck »größtenwahnsinnige[r] territoriale[r] Ansprüche« gewertet wird (K. Walter, S. 187). Dazu passt die an anderer Stelle formulierte Vorstellung, das Regime hätte der Theorien von Archäologen bedurft, um seinen Angriffs- und Vernichtungskrieg im Osten zu »legitimieren« (»Die Theorien von den Restgermanen und der germanischen Herrschicht legitimierten nicht nur die Angriffs- und Vernichtungskriege gegen Polen und die Sowjetunion, sie dienten zugleich als wissenschaftliche Begründung für [...] rassenbiologische Untersuchungen«. [D. Mahsarski/G. Schöbel], S. 140). Dies erinnert an Kossinnas bizarren Versuch, mit den Ergebnissen seiner ethnohistorischen Forschungen Einfluss auf die Versailler Friedensverhandlungen nach dem Ende des Ersten Weltkriegs nehmen zu wollen.

Ähnliches wie für den Umgang mit Textquellen gilt für die Kommentierung zeitgenössischer Bildquellen, wie des Schulwandbilds »Jungsteinzeit« des Malers Franz Jungllsenheim (1883–1963) (S. 110). Darauf ist ein blonder Bauer samt Hakenpflug mit vorgespanttem Ochsen gespannt beim Umbrechen des Bodens dargestellt. Im Hintergrund

ist eine Gebäudegruppe mit Eiche zu sehen, davor Frauen bei der Gartenarbeit und spielende Kinder. Dazu heißt es erläuternd: »Hier wird nicht nur auf den Beginn des jungsteinzeitlichen Ackerbaus und der Viehzucht angespielt, sondern auch auf den ideologischen Aspekt der Gebundenheit des Bauern an den Boden, der in der Ideologie des Nationalsozialismus eine bedeutende Rolle spielte. [...] Ein weiteres ideologisches Symbol ist die germanische = deutsche Eiche vor der Gebäudegruppe« (U. Halle, S. 110).

Statt die Bildquelle zunächst einer konsequenten immanenten Analyse zu unterziehen, wird dem Leser also auch hier von vornherein die ›richtige‹ Lesung vorgegeben. Abgesehen davon, dass die Eiche bereits im 19. Jahrhundert als Symbolbaum der Deutschen und Sinnbild für Tapferkeit, Stolz und Größe galt (in der Vorgeschichtsforschung ist sie etwa auf dem Titelblatt der Publikation des frühmittelalterlichen Gräberfeldes von Selzen [Rheinessen] der Gebrüder Lindenschmit [1848] vertreten), müsste man nach diesen Kriterien auch jede aktuelle Darstellung bäuerlichen Wirkens als Ausdruck eines Blut-und-Boden-Denkens deuten. Vergleichbares gilt für die anderen der von Halle kommentierten Schulwandbilder, die allesamt natürlich mehr transportieren als nur antiquarische ›Fakten‹, etwa ein bestimmtes Familienbild und bestimmte Gemeinschaftsvorstellungen, die aber insgesamt doch kaum als unmittelbare Quellen für die teilweise abstrusen Theorien der »Völkischen« oder das politische Versagen der Archäologie geeignet erscheinen. Nicht wenige dieser Vorlagen dürften zudem direkt oder zumindest indirekt auf älteren Bildvorlagen beruhen (vgl. dazu die Bildunterschrift auf S. 112).

Gleichgültig ob ›Bauer auf Scholle‹ oder ›SS-Fahne am Grabungsplatz‹ (S. 71), der Glaube an die Wirksamkeit von Symbolen scheint hier kaum geringer als bei den Nationalsozialisten selbst, wenngleich unter umgekehrtem Vorzeichen: Aus ›Heimatspendern‹ werden ›Zeichen des Bösen‹. Die bekannte Formulierung, die Karl Hermann Jacob-Friesen, NSDAP-Parteimitglied »vor Mai 1933« (S. 51), seinem Buch »Grundfragen der Urgeschichtsforschung. Stand und Kritik der Forschung über Rassen und Kulturen in urgeschichtlicher Zeit« (1928) vorangestellt hat, »Voraussetzung für Wissenschaftlichkeit ist nicht Glaube, sondern Zweifel«, deutet sogar an, dass zumindest bei den theoretisch Reflektierteren unter den Vorgeschichtsforschern der NS-Zeit ein allzu luftiger Bezug auf ›Symbolisches‹ eher als Gefahr begriffen wurde.

Jacob-Friesens klassische Formulierung findet ihre Entsprechung in einem jüngeren Hinweis Günter Smollas: »Zur Illustration von Geschichtsmythen eignet sich die Archäologie um so weniger, je gründlicher und methodenbewußter sie arbeitet« (Archäologie und Nationalbewusstsein. In: Deutsches Historisches Museum [Hrsg.], Zwischen Walhall und Paradies [Berlin 1991], 15). Dieser grundlegende Zusammenhang zwischen Methodik und Mythologisierung bleibt im vorliegenden Band jedoch wesentlich unreflektiert.

Der letzte Teil des Bandes steht unter dem Obertitel »Germanien – Der Mythos lebt weiter«. Darin wird zunächst der weitere Verlauf der akademischen Karrieren der Protagonisten des Hauptteils präsentiert. Damit soll und kann deutlich gemacht werden, wie wenig das Jahr 1945 im Fach Prähistorische Archäologie einen wirklichen Bruch markiert – auch wenn es nicht allen Fachvertretern gelang sich rein zu waschen, was aber nicht nur vom Grad der individuellen Schuld, sondern auch von der

Unterstützung durch funktionierende soziale Netzwerke abhing, die beim Neuanfang behilflich sein konnten (Jankuhn), die genauso Karrieren aber auch beenden konnten (Reinerth).

Darüber hinaus wird in diesem letzten Teil in zwei Beiträgen etwas unbeholfen versucht, einen Gegenwartsbezug herzustellen. Dazu werden zeitgenössische »Germanenbilder« präsentiert. So beschäftigen sich Jana Raabe und Dana Schlegemilch mit der Adoption germanisch-völkischen Gedankenguts in der gegenwärtigen rechten Szene (»Die rezente extreme Rechte und das Germanentum«), und Sandra Geringer präsentiert den Gebrauch »germanischer« Motive in Medien und Werbung (»Alltägliche Germanenbilder«).

Im ersten der beiden Beiträge werden v. a. »Fundstücke« aus dem neonazistischen Milieu – neben Büchern und Zeitschriften mit programmatischen Texten der »Neuen Rechten« auch Musik-CDs (mit entsprechenden Coverbildern) aus dem Bereich rechter Jugendkultur sowie einschlägig konnotierte Kleidungsgegenstände und sonstige Accessoires (»Thor Steinar«) – im Gestus der Aufklärung vorgeführt. Statt darüber hinaus jedoch konkrete soziologische bzw. kultursoziologische Erklärungen für die beobachtbaren Erscheinungen zu liefern, bleibt es im Wesentlichen beim anthropologisierend-psychologisierenden Verweis auf Identitätsprozesse und ein generelles Kontinuitätsbedürfnis. Dabei wäre es speziell im Hinblick auf die vorgeführten Bildbelege interessant gewesen, zu erfahren, inwieweit es sich hierbei um Neuschöpfungen auf der Basis historischer Vorlagen oder schlichtweg um Kopien handelt. Dazu hätte es aber einer direkten Gegenüberstellung mit den vermeintlichen Vorbildern bedurft.

Darüber hinaus bleibt der Zusammenhang dieser Erörterungen mit dem engeren Thema der Ausstellung unklar, zumal explizit darauf verwiesen wird, dass die Bewegung selbst keinerlei Interesse an archäologischer Wissenschaft und deren Ergebnissen zeigt (S. 172). Insofern scheint es müßig, anzunehmen, die Archäologie könne durch konsequente Aufklärung etwas an dieser Situation ändern. Sie scheint vielmehr schon bei der Beschreibung der Situation, die sozialwissenschaftliche Kenntnisse und Kompetenzen verlangt, überfordert.

Wenn man sich schon um einen aktuellen Bezug einer solchen Ausstellung zu einem primär zeit- und wissenschaftsgeschichtlichen Thema bemüht, so hätte es m. E. näher gelegen, die Frage zu erörtern, wie sich das Verhältnis von Archäologie und Politik in der Gegenwart darstellt und ob nicht auch unter demokratischen Verhältnissen problematische Abhängigkeiten entstehen können. Die aktuelle Europa-Debatte, befeuert auch durch gut dotierte Europaratskampagnen zu Schutz des kulturellen Erbes, hätte reiches Anschauungsmaterial dafür bieten können, wie auch außerhalb totalitärer Systeme Wissenschaftler politischen Verlockungen erliegen und Kontinuitäten konstruieren, wo die Belege schwach sind. Zurückhaltung oder gar Weigerung, sich daran zu beteiligen, haben für Wissenschaftler heute gewiss nicht die existentielle Dimension, wie im Nationalsozialismus. Für die Verteilung von Handlungsmacht und Einfluss im Fach sind solche Initiativen aber gleichwohl relevant.

Das Beispiel hätte außerdem zeigen können, dass Identitätsbildung, auch wenn sie im Gestus der Völkerverständigung daherkommt, nicht nur positiv besetzt ist, sondern immer zwei Seiten hat. Wie die Ausschlussmechanismen wirken, zeigen die politischen Reaktionen auf den Ansturm der Armutsmigranten an den Außengrenzen der

Europäischen Union. Insofern ließe sich die im Beitrag gegebene Erklärung der Funktion des ›Germanenmythos‹ (»Der ›Germanenmythos‹ dient so der Bildung einer kollektiven Identität und ermöglicht damit sowohl Inklusion – die Einigung der eigenen Gruppe nach innen über das Einschwören auf eine gemeinsame Herkunft und Kultur – als auch Exklusion – die Abgrenzung der eigenen Gruppe von anderen«, S. 172) problemlos auf diesen Fall übertragen.

Aber auch sonst sind nahezu alle Laster der Archäologie der 1930er Jahre, seien es Grabungen im Bereich nicht gefährdeter Denkmäler (S. 70), die Publikation umfangreicher Projekte lediglich in kurzen Vorberichten (S. 73) oder die Umwerbung von Prominenz aus Politik und Wirtschaft (S. 88), auch heute noch zu finden.

Die Gegenüberstellung zeigt also deutlich, dass die Unterschiede zwischen NS-Vorgeschichte und gegenwärtiger Vorgeschichtsforschung auf einer anderen Ebene gesucht werden müssen als in der plakativen Gegenüberstellung von Ideologie und Wissenschaft. Antworten darauf sucht man im vorliegenden Band allerdings vergebens, stattdessen werden dem Leser in einem abschließenden Beitrag Texte und Bilder aus der modernen Alltagskultur (Presse, Schulbuch, Werbung und Warenwelt) als Degenerationsformen des einst so einflussreichen Germanenmythos präsentiert. Diese ›Fundstücke‹ bezeugen, dass Germanen heute vielfach noch ähnlich wie in der NS-Bilderwelt dargestellt und die mit ihnen verbundenen Eigenschaften noch immer positiv wahrgenommen würden. Anderes als damals würden die Germanen heute aber nicht mehr mit politischen Ideen verknüpft: »Die Autoren sind sich vermutlich der Herkunft dieser Bilder und ihrer ehemaligen Verwendung nicht bewusst« (S. Geringer, S. 181). Dies erscheint mir im Hinblick auf Nachrichtenmagazine wie DER SPIEGEL und Stern, die in diesem Zusammenhang genannt werden, doch eher unwahrscheinlich. Vielmehr wird man konstatieren müssen, dass die dem Beitrag zugrunde liegende Perspektive auf den Gegenstandsbereich einfach zu eingeschränkt ist. So wird beispielsweise eine ironische Verwendung solcher historischer Bilder gar nicht in Erwägung gezogen. Dabei ließe sich bei der angeführten Biermarke »Goldener Germane«, für die mit einem Hörnerhelm-Germanen geworben wird, durchaus auch ein Bezug auf die ›Theatergermanen‹ des 19. Jahrhunderts sehen (H. Anderlik, »Der Ring des Nibelungen«. Bühnenkunst und Germanenbild im 19. Jahrhundert. In: Deutsches Historisches Museum [Hrsg.], a. a. O. 27–32). Würden solche Bilder automatisch mit braunen Uniformen und Konzentrationslagern assoziiert, hätte man sie jedenfalls kaum für Werbezwecke eingesetzt. Darüber hinaus scheint sich die Verfasserin auch nicht die immense zeitliche Tiefe der entsprechenden bildlichen Repräsentationen vergegenwärtigt zu haben. Dies wird besonders im Hinblick auf das Pressefoto eines langhaarigen, blonden Germanendarstellers mit freiem Oberkörper, Schwert und Schild deutlich, das folgendermaßen kommentiert wird: »Angeknüpft wird hier an das in der NS-Zeit geprägte, jedoch bis heute gängige Schönheitsideal des muskulösen, kraftvollen Mannes« (S. 180). Wie immer man inhaltlich zur künstlerischen Produktion der NS-Zeit steht (und ob man von einer ›NS-Kunst‹ reden möchte oder nicht), so wird man ihr doch zugestehen müssen, dass sie selbst mindestens an drei Jahrtausende europäischer Kunstgeschichte anknüpft – und nur dadurch für die Zeitgenossen überhaupt ›lesbar‹ war.

Zusammenfassend bleibt ein etwas zwiespältiger Eindruck, was insbesondere dem an vielen Stellen unausgewogenen Verhältnis zwischen moralischer Bewertung und

faktischer Begründung sowie der nahezu vollständigen Ausblendung von Forschungskontroversen geschuldet ist. Positiv wird man immerhin festhalten können, dass der vorliegende Band einen breit angelegten Überblick über die (Prähistorische) Archäologie in der Zeit des Nationalsozialismus bietet, ergänzt um einen Rück- und Ausblick. Dabei wird v. a. auf Institutionen, Akteure und Projekte (Grabungen, Ausstellungen u. a.) fokussiert. Detailliert ausgebreitet werden in diesem Zusammenhang das Ämterwirrwarr und Zuständigkeitsgerangel der NS-Zeit sowie die teilweise abstrusen Deutungen einer völkisch inspirierten »Geistesurgeschichte«. Weitgehend unklar bleibt dagegen, was in zeitgenössischer Perspektive eine ›wissenschaftliche‹ Vorgeschichtsforschung ausmachte und wie sich diese gegen ›populäre‹ und ›populärwissenschaftliche‹ Zugänge abgrenzte.

Zur Beantwortung dieser Frage wäre es erforderlich gewesen, sich in Sinne der modernen Wissenschaftsgeschichte distanziert mit den zeitgenössischen Bedingungen der Wissensgenerierung und ihrem weiteren (gesellschaftlichen, medialen, technischen) Kontext zu beschäftigen (dazu ausführlicher: U. Veit, Archäologiegeschichte als Wissenschaftsgeschichte: Über Formen und Funktionen historischer Selbstvergewisserung in der Prähistorischen Archäologie. *Ethnogr.-Arch. Zeitschr.* 52, 2011, 34–58). Dies geschieht aber nicht. Stattdessen erscheinen die gebotenen fachgeschichtlichen Einordnungen häufig einem fragwürdigen Aktualismus verhaftet. Die Fachvergangenheit wird am (vermeintlichen) Wissenschaftsideal der Gegenwart gemessen, dessen Konturen jedoch selbst im Hinblick auf den Bereich der Urgeschichtsforschung merkwürdig undeutlich bleiben.

Wo Andeutungen dazu gemacht werden, entsteht der Eindruck, die VerfasserInnen strebten eine Fortschreibung des Positivismus der (west-)deutschen Nachkriegsforschung an. Diese war ja, wie zahlreiche jüngere Analysen gezeigt haben (klassisch bei K. J. Narr, *Nach der nationalen Vorgeschichte*. In: W. Prinz/P. Weingart [Hrsg.], *Die sog. Geisteswissenschaften: Innenansichten* [Frankfurt a. M. 1990], 279–305), v. a. durch die Forderung nach Beschränkung des Faches auf Fragen der Quellenerhebung, -kritik und -ordnung bei weitgehender Ausblendung interpretativer Fragen bestimmt. Entsprechend bleiben jüngere Diskussionen um Status und Aufgabe der Altertums- bzw. Geschichtswissenschaft ebenso unberücksichtigt wie die aktuellen Debatten um einen postmodernen Wissenschaftsbegriff.

So erweist sich die von den AutorInnen eingenommene Perspektive – ungeachtet der Betonung einer langfristigen Kontinuität des ›Germanenmythos‹ – letztlich als merkwürdig verkürzt auf die Alternative »Nationalsozialismus« oder »Wissenschaft«. Damit aber lassen sich Fragen wie jene, warum selbst hochintelligente Forscher, wie Herbert Jankuhn, sich mit Leib und Seele einem verbrecherischen Regime ausgeliefert haben, nicht beantworten.

Hier ist für zukünftige Bemühungen eine deutlich stärkere Differenzierung einzufordern, eine Differenzierung, wie sie Tassilo Schmitt in seinem Beitrag zum Band für die Beschreibung des Verhältnisses von Römern und Germanen für notwendig erachtet: »Das Verhältnis der Römer zu den Völkern rechts des Rheins war weitaus differenzierter, als es deren Etikettierung als ›Germanen‹ erscheinen lässt« (S. 24). In Anlehnung daran könnte man mit Blick auf die Zeit des Nationalsozialismus – und ohne die Situation irgendwie beschönigen zu wollen – formulieren: Das Verhältnis der

Archäologen der 1930er Jahre zum Nationalsozialismus war weitaus differenzierter, als es deren pauschale Etikettierung als ›NS-Archäologen‹ erscheinen lässt.

Ulrich Veit

Professur für Ur- und Frühgeschichte am Historischen Seminar der Universität Leipzig, Ritterstr. 14, 04109 Leipzig
ulrich.veit@uni-leipzig.de

Dirk Mahsarski, Herbert Jankuhn (1905–1990). Ein deutscher Prähistoriker zwischen nationalsozialistischer Ideologie und wissenschaftlicher Objektivität. Internationale Archäologie 114. Rahden/Westf: Marie Leidorf 2011. 381 Seiten. 130 Abbildungen. Hardcover. ISBN 978-3-89646-491-0.

Auf dem Höhepunkt Ostberliner Kampagnen gegen ehemalige Nationalsozialisten in westdeutscher Justiz, Ministerialbürokratie, Wirtschaft und Wissenschaft gerieten Anfang der 1960er Jahre auch zwei Prähistoriker ins Visier der Agitation: Pünktlich zur Buchmesse enthüllte Felix-Heinrich Gentzen, Professor für die Geschichte Osteuropas an der Karl-Marx-Universität, in der Leipziger Volkszeitung am 12.3.1961 die NS-Vergangenheit des Vertriebenenfunktionärs und ehemaligen Vorgeschichtsprofessors Bolko Freiherr von Richthofen, der noch im November 1944 aus dem ostpreußischen Königsberg gerade rechtzeitig vor der Einkesselung durch die Rote Armee an die *alma mater Lipsiensis* berufen worden war (F.-H. Gentzen, Die gekränkte Unschuld und die Lyrik des Herrn von Richthofen. Leipziger Volkszeitung, 12.3.1961 [Universitätsarchiv Leipzig, PA 851, Bl. 273]). In einer Zeitschrift von geringerer publizistischer Prominenz wurden zwei Jahre später die Sonderaufträge des Göttinger Ordinarius Herbert Jankuhn in der Sowjetunion publik gemacht (G. Heidorn/H. Hoffmann/R. Hoffmann, Zur Hochschulpolitik der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands 1946–1949/50. Unter besonderer Berücksichtigung der Entwicklung in Rostock. Das Hochschulwesen 11, 1963, 645–657, hier 647).

Im antikommunistischen Klima des Kalten Krieges fiel es den Angegriffenen meist nicht schwer, diese Vorwürfe als Agitationsmaterial von zweifelhaftem Wert wieder aus der Welt zu schaffen oder ganz zu ignorieren. Jankuhn hätte also kaum gegen die sachlich in der Tat unzutreffenden, aus seiner Rostocker Personalakte gezogenen Behauptungen gerichtlich vorgehen müssen (H. Steuer, Herbert Jankuhn – SS-Karriere und Ur- und Frühgeschichte. In: H. Lehmann/O.-G. Oexle (Hrsg.), Nationalsozialismus in den Kulturwissenschaften 1. Fächer – Milieus – Karrieren. Veröff. Max-Planck-Inst. Gesch. 200 [Göttingen 2004] 447–529, hier 451), wäre fünf Jahre nach der Gründung der »Zentralen Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen« (ZStL) in Ludwigsburg und nach dem Beginn des Ulmer Einsatzgruppenprozesses möglicherweise nicht doch zu befürchten gewesen, dass die Enthüllungen einen Anfangsverdacht begründen und damit lästige Ermittlungen auslösen könnten. Als die juristische Aufarbeitung von NS-Verbrechen in der Bundesrepublik in Gang kam, war es gewiss von Vorteil, sich die Weißwäsche des Entnazifizierungsverfahrens von einem westdeutschen Gericht nachträglich bestätigen zu lassen.

Ebenso klug war es von Herbert Jankuhn, Wolfgang Kimmig und Joachim Werner in den 1960er Jahren, sich den Interviewwünschen junger Zeithistoriker nicht zu

verschließen. Im Gegensatz zu Wilhelm Unverzagt hatten sie schnell erkannt, dass sich aus einer gelenkten, quellengesättigten Fachgeschichte vergangenheitspolitisches Kapital schlagen und sich damit unangenehme Fragen nach der eigenen Vergangenheit bis auf weiteres erledigen ließen (T. Saalman, Wilhelm Unverzagt und das Staatliche Museum für Vor- und Frühgeschichte Berlin in der NS-Zeit. *Altertum* 55, 2010, 89–104, hier 101). Wer sie dennoch zu stellen wagte, wurde fortan auf die beiden einschlägigen Arbeiten von Michael H. Kater (Das »Ahnenerbe« der SS – Ein Beitrag zur Kulturpolitik des Dritten Reiches [³München 2001]) zum SS-Ahnenerbe und Reinhard Bollmus (Das Amt Rosenberg und seine Gegner. Studien zum Machtkampf im nationalsozialistischen Herrschaftssystem [Stuttgart 1970]) zum Amt Rosenberg verwiesen. Sie beglaubigten die schon kurz nach Kriegsende in die Welt gesetzte Legende von einer sachbezogenen, unpolitischen Vorgeschichtswissenschaft im SS-Ahnenerbe auf der einen und einer ideologisch verblendeten Zweckforschung im Amt Rosenberg auf der anderen Seite.

Genau hier setzt die anzuzeigende Göttinger Dissertationsschrift Dirk Mahsarkis ein und fasst einleitend zusammen, wie sich die Forschung in den letzten zwanzig Jahren an diesen beunruhigenden Befund herangearbeitet hat (S. 4 ff.): Damit sich zu meist jüngere Jahrgänge, mithin die »Enkelgeneration«, an eine kritische Aufarbeitung und damit die Dekonstruktion der zählbaren Legende machen konnten, mussten die fachpolitisch immer noch überaus einflussreichen Akteure allmählich ihre Deutungsmacht verlieren und die Wiedervereinigung dem Bruch alter Tabus den Weg bahnen. Wem die Erosion alter Deutungsmuster zu weit ging, blieb nichts anderes übrig, als sich ebenfalls des Themas zu bemächtigen, Tagungen zu veranstalten und in die Debatte publizistisch einzugreifen. Für viele aus der Schülergeneration mögen dies die ersten intensiveren Begegnungen mit der Vergangenheit ihrer akademischen Lehrer und Förderer gewesen sein.

Nicht zuletzt ist die Untersuchung Mahsarkis in der Auseinandersetzung mit Heiko Steuers Versuchen entstanden, die Trennung von Sachlichkeit und Ideologie bis zur Persönlichkeitsspaltung zu treiben und seinen Doktorvater Jankuhn in einen »überzeugten Nationalsozialisten« einerseits und einen »überzeugten Wissenschaftler« andererseits zu zerlegen. Es ist das große Verdienst der Dissertation, die Bruchstücke dieser Operation wieder zu einem Gesamtbild zusammengesetzt und dafür den ungedruckten wie gedruckten Quellenbestand systematisch ausgeschöpft zu haben (S. 11 ff.).

Auch wenn Rez. ohne Umschweife mit Jugend und Studienjahren Jankuhns begonnen hätte, ist das Kapitel »Prähistorische Archäologie« (S. 17 ff.) alles andere als eine akademische Pflichtübung. Verf. hätte es nicht nötig gehabt, seine Kenntnis einschlägiger wissenschaftsgeschichtlicher Literatur durch einen Parforceritt von den Anfängen der Prähistorischen Archäologie in den Wunderkammern der Renaissance bis zum institutionellen Ausbau nach der »Machtergreifung« unter Beweis zu stellen. Welche Funktion diesem Kapitel in der Studie zugeordnet ist, offenbart sich dem Leser erst Seiten später, wenn das »Germanenbild Jankuhns« analysiert wird (S. 78 ff.) und seine »methodischen Grundlagen« (S. 90 ff.) auf den Prüfstand kommen.

Die Arbeit am »Mythos« »sachlicher«, »wertfreier« Forschung vollzog sich jahrzehntelang in einer rituellen Selbstabgrenzung von den ideologischen Irrwegen Hans Reinerths, der sich stets zum legitimen Erben Gustaf Kossinnas stilisierte hatte. In der Einschätzung, dass Kossinna ein Wegbereiter nationalsozialistischer Weltanschauung

gewesen sei, sind sich die Wissenschaftsgeschichtsschreibung der 1930er Jahre und die ideologiekritische Fachhistoriographie im wiedervereinigten Deutschland überraschend einig (U. Veit, Gründerjahre: Die mitteleuropäische Ur- und Frühgeschichtsforschung um 1900. In: J. Callmer/M. Meyer/R. Struwe/C. Theune [Hrsg.], *Die Anfänge der ur- und frühgeschichtlichen Archäologie als akademisches Fach [1890–1930] im europäischen Vergleich*. Internationale Tagung an der Humboldt-Universität zu Berlin vom 13.–16. März 2003. *Berliner Arch. Forsch.* 2 [Rahden/Westf. 2006] 43–61, hier 47). Seine Gleichsetzung von archäologischen Kulturen und Ethnien habe den Aufstieg der Vorgeschichte zu einer NS-Leitwissenschaft begründet.

Wer dagegen von sich behaupten konnte, er hätte die »siedlungsarchäologische Methode« schon immer abgelehnt oder bestenfalls aus politischer Opportunität angewandt, brauchte um seinen Ruf als »sachlicher«, »unideologischer« Wissenschaftler nicht zu fürchten. Zur Rettung der »Sachlichkeit« ist es bis heute ein bewährtes exegetisches Verfahren, aus den Texten der Jahre zwischen 1933 und 1945 eine größtmögliche Distanz zum Altmeister völkischer Vorgeschichtsforschung herauszuarbeiten (s. S. 101) oder feinsinnig zwischen genuin persönlichen Ansichten und zeitüblichem Opportunismus zu unterscheiden (s. S. 169 ff.). Diesen durchsichtigen Entlastungsstrategien begegnet Verf. mit einer ausgiebigen Wiedergabe häufig sperriger Textpassagen Jankuhns (S. 99 f.; 101; 126 ff.), die nichts anderes belegen als wissenschaftliche »Normalität« im Paradigma der »Vorgeschichte« (S. 12).

Das Verf. »methodologische« Einführung des Paradigmen-Begriffes (S. 11 ff.) erscheint freilich ungleich entschiedener als die Vorsicht, mit der Günter Smolla dreißig Jahre vorher seine »These«, Kossinna habe »die prähistorische Archäologie zur Spezialdisziplin gemacht, indem er ihr ein ›Paradigma‹ gab« (G. Smolla, Gustaf Kossinna nach 50 Jahren. Kein Nachruf. *Acta Praehist. et Arch.* 16/17, 1984/85, 10–14, hier 11), zur Diskussion gestellt hatte. Selbst Mahsarkis Referenzautor Frank G. Fetten bedient sich zwar wie Smolla Kuhn'scher Terminologie im Sinne einer Schulbildung (F. G. Fetten, *Archaeology and Anthropology in Germany before 1945*. In: H. Härke [Hrsg.], *Archaeology, Ideology and Society. The German Experience* [Frankfurt 2000] 140–179, hier 156), entfaltet die Fachentwicklung jedoch gleichzeitig vor allem begriffsgeschichtlich in ihrer gesamten anthropologischen wie kulturgeschichtlichen Bandbreite (F. G. Fetten, *Urgeschichte, Vorgeschichte, Frühgeschichte und Archäologie: Ein forschungsgeschichtlicher Rückblick – ein kritischer Ausblick*. *Mitt. Anthr. Ges. Wien* 128, 1998, 81–105). In der Tat würde es weder dem konzeptionell vielfältigen Fachdiskurs der Jahre um den Ersten Weltkrieg gerecht werden, ihn auf eine völkische Vorstufe nationalsozialistischer Wissenschaft zu reduzieren (Veit a. a. O., 47; 53), noch wäre Günter Smolla vermutlich jemals so weit gegangen (Smolla a. a. O.; Veit a. a. O., 47), Kossinnas Wissenschaftsverständnis auf einen einzigen »paradigmatischen Kern« zu verkleinern (S. 24).

Verf. erliegt nun trotz allem keineswegs der großen Versuchung, fortlaufend nur nachzuweisen, wie viel von Kossinna in Jankuhn »steckt«. Zum Schülerkreis des Berliner Vorgeschichtsprofessors gehörte er ohnehin so wenig wie Hans Reinerth, Werner Hülle, Bolko von Richthofen oder Kurt Tackenberg. Jahrgang 1905 und aufgewachsen in einem nationalkonservativen, deutschtumsbetonten ostpreußischen Elternhaus, über dessen Prägekraft, wohl quellenbedingt, sehr wenig ausgeführt wird (S. 35 f.), studierte Jankuhn bei Kossinnas Nachfolger Max Ebert und wurde nach dessen frühem Tod bei

Carl Schuchhardt mit einer Arbeit über »Die Gürtelgarnituren der älteren römischen Kaiserzeit im Samland« promoviert (S. 36 f.). Von einem politischen Engagement, gar rechtsradikalen Aktivitäten des Gymnasiasten oder Studenten ist offensichtlich nichts bekannt (ebd.). Verf. verzichtet denn auch darauf, Hinweise auf eine freiwillige zweimonatige Infanteristen- und militärische Motorfliegerausbildung bei der Schwarzen Reichswehr (S. 36) explizit hier einzureihen. Soweit es an Selbstzeugnissen mangelt, muss die generationelle Einordnung also von äußerlichen Merkmalen ausgehen (S. 41), so viele Parallelen sich auch zu den Laufbahnen anderer Akademiker im Führerkorps der SS, insbesondere im Sicherheitsdienst ziehen ließen (Herbert 1996). In welchem Maße Jankuhn Gefühle, Erfahrungen und Selbststilisierungen »seiner« »Kriegsjugendgeneration« tatsächlich geteilt hat, muss Verf. zwangsläufig im Ungefähren lassen.

Keinesfalls wird man dem jungen Wissenschaftler aber einen Mangel an Begabung und Fachkompetenz, Fleiß und Ausdauer, Ehrgeiz und Aufstiegswillen, Gewandtheit und Umgangsformen gepaart mit Durchsetzungsvermögen und Intrigenfestigkeit nachsagen können. So wenig unter den angespannten wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen der späten Weimarer Republik der Werdegang in einem Fach, dessen Ausbau noch bevorstand, überhaupt planbar gewesen wäre, so ungewöhnlich geradlinig und bruchlos verlief Jankuhns Karriere von seinen beruflichen Anfängen als außerplanmäßiger Assistent am Kieler Museum (1931, S. 37; 53), als Assistent bei der Römisch-Germanischen-Kommission, als Reisestipendiat des Deutschen Archäologischen Instituts (1932–33, S. 37 ff.) und als planmäßiger Museumsassistent in Kiel (1934, S. 59) über die Habilitation (1935, S. 63 ff.) sowie Stationen als stellvertretender Abteilungsleiter im SS-Ahnenerbe (1938, S. 178) und Kieler Museumsdirektor (1937, S. 173) bis hin zur Berufung an die Universität Rostock (1940, S. 223). Wie der »kommende Mann« der Vorgeschichtsforschung im nationalsozialistischen Deutschland innerhalb von weniger als zehn Jahren zum »führenden Mann« aufsteigen konnte (S. 223), führt Verf. mit einer Gründlichkeit, Tiefenschärfe und Eindringlichkeit aus, die alles übertrifft, was über Jankuhn bislang geschrieben worden ist.

Nachdem Jankuhn anfänglich vor allem von seinen Mentoren Ebert, Schuchhardt, Unverzagt und Gustav Schwantes gefördert wurde (S. 42 ff.; 53; 69; 70), verdrängte er rasch seinen Kieler Konkurrenten Peter Paulsen (S. 69) und konnte sich in der Leitung der Ausgrabungen von Haithabu als Organisator wie Wissenschaftsmanager profilieren und für höhere Aufgaben empfehlen (S. 64 ff.). Schließlich griff der aufstrebende Wissenschaftler instinktsicher, berechnend und mitunter skrupellos nach jeder Chance, von der er sich ein persönliches Fortkommen versprach (S. 322). Nicht erst durch den Eintritt in die SS 1936, sondern bereits im Herbst 1933 in die SA und mehrere andere nationalsozialistische Organisationen (S. 54 ff.) hatte der »gläubige Nationalsozialist« (S. 73) die durch Reisestipendium und Aufnahmestopp im Frühjahr 1933 gewissermaßen verpasste Parteimitgliedschaft geradezu überkompensiert und sich in eine günstige Ausgangsposition für den weiteren Aufstieg gebracht. Diese durchaus nicht nur passiven Mitgliedschaften (S. 55; 75) scheinen auch die Kieler Universitätsleitung von seiner aufrichtigen nationalsozialistischen Gesinnung überzeugt zu haben, an der das Reinerth-Lager in der Auseinandersetzung mit dem Kieler Museum lebhaft Zweifel streute (S. 60, 63). Ohne dass Verf. auf andere Regionen des Deutschen Reiches einginge, wird

wieder einmal deutlich, wie ähnlich und doch vergeblich Reinerth gegen alle vorging, die ihm ihre anfängliche Partnerschaft aufgekündigt hatten oder von vorn herein ablehnend gegenüberstanden (S. 55 ff.). Wo auch immer der 34jährige Reichsbundführer seine Bataillone aus gleichaltrigen oder jüngeren Wissenschaftler in überwiegend unsicheren beruflichen Verhältnissen gegen das Fachestablishment ausschickte, nirgends war seinen Gleichschaltungsversuchen ein entscheidender Durchbruch beschieden.

Der u. a. auch von Kater gesponnenen Legende, in den Schutzraum der SS hätten sich die Gegner Reinerths zurückgezogen, um dessen Allmachtsansprüchen zu entgehen, oder, wie Jankuhn, die Grabungen in Haithabu fortsetzen zu können, entzieht Verf. endgültig den Boden (S. 73 ff.). Seit 1935 wurden die Vorgeschichtlicher nicht nur von den besseren Forschungsbedingungen im Ahnenerbe (F. Jagust, *Follow the Money. Bemerkungen zum Verhältnis von Geld, Prähistorie und Nationalsozialismus*. In: J. Schachtmann/M. Strobel/Th. Widera [Hrsg.], *Politik und Wissenschaft in der prähistorischen Archäologie. Perspektiven aus Sachsen, Böhmen und Schlesien* [Göttingen 2009] 285–299, hier 292 ff.), sondern auch von dem für Akademiker so attraktiven elitären Selbstverständnis und der Weltanschauung der Schutzstaffeln angezogen. Der Übergang der Ausgrabungen in Haithabu aus einer losen Patenschaft des Reichsführers SS (1934, S. 173) in die »SS-Grabung Haithabu« (1938, S. 179) des Ahnenerbes sowie die kostspielige Integration von »Spatenforschung« und naturwissenschaftlichen Methoden zu einem Konzept der »Siedlungsarchäologie« (S. 180; 182 f.) bilden also nur die eine Seite des Angebotspaketes. Am ideologischen Teil wirkte Jankuhn selbst offensichtlich so eifrig mit, dass es nur folgerichtig gewesen wäre, ihn *expressis verbis* jenen SS-Intellektuellen einzureihen, die die großgermanischen Phantasien ihres Reichsführers (P. Longenrich, Heinrich Himmler [München 2008] 271 ff.) mit einer völkischen Großraumordnung konzeptionell und strategisch untersetzen wollten (U. Herbert, *Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903–1989* [Bonn 1996] 265 ff; 275 ff.). Denn den Bedürfnissen der SS nach historischer Legitimation kamen Karten, die die germanische Expansion (Abb. 40) und das Handelsnetz der Wikinger (Abb. 46) veranschaulichen sollten, nicht weniger entgegen als sozialgeschichtliche Studien zur germanischen Herrschaftsbildung (S. 116 ff.) oder zum Reichgründungsgedanken (S. 126 ff.). Im Ahnenerbe und Sicherheitsdienst der SS (SD) traf der Kieler Museumsdirektor auf »kongeniale« Wissenschaftler aus anderen Disziplinen, insbesondere aus Germanistik, Geschichte (J. Lerchenmueller, *Die Geschichtswissenschaft in den Planungen des Sicherheitsdienstes der SS. Der SD-Historiker Hermann Löffler und seine Denkschrift »Entwicklung und Aufgaben der Geschichtswissenschaft in Deutschland«*. *Archiv Sozialgesch. Beih.* 21 [Bonn 2001]), Zeitungswissenschaften und Jurisprudenz, mit denen er sich auf Tagungen (S. 183 ff.) und in Fachorganen intensiv austauschen konnte. In Maharskis Fazit, *Wissenschaft und Ideologie* seien bei Jankuhn eine »symbiotische Verbindung« eingegangen (S. 172), klingt zumindest an, was die Analyse der wissenschaftlichen Schriften und populärwissenschaftlichen Auftritte Jankuhns geradezu aufdrängt: die Einbindung in eine dem rassistischen Pangermanismus verpflichtete, transdisziplinäre »SS-Wissenschaft«.

Denn von den Motiven, die den »führenden« deutschen Prähistoriker nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges über die Grenzen des Deutschen Reiches hinaustrieben, ist eines sicherlich in dieser wissenschaftlich fundierten SS-Weltanschauung zu suchen:

Propagandaaktionen in den skandinavischen Ländern (S. 205 ff.; 213 ff.) relativieren die gerne vorgebrachte Behauptung, Jankuhn hätte sich vor allem rühlig für den Denkmalschutz in den besetzten Gebieten eingesetzt. Schon bei Kriegsausbruch hatte er die Chancen, sich im Schoß von SD und Sicherheitspolizei den Zugriff auf germanische Altertümer, durchaus in permanenter Konkurrenz zum Amt Rosenberg zu sichern, erkannt und bis 1943 konsequent wahrgenommen (S. 204). Als SD-Angehöriger konnte er sich in Norwegen, Dänemark und Frankreich auf den mächtigen Unterdrückungs- und Vernichtungsapparat des Reichs- und Sicherheitshauptamtes (RSHA) stützen und frei bewegen. Die Förderung des bretonischen Separatismus (S. 214), über die sich der Kriegsverwaltungsbeamte Carlo Schmid lustig machte (U. Herbert, Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903–1989 [Bonn 1996] 269), steht zwar als Episode ganz im Schatten der Arbeiten am Teppich von Bayeux (S. 215), verdeutlicht jedoch schlaglichtartig, von welchen Vorstellungen einer völkischen Neuordnung Europas Jankuhns Aktivitäten geleitet waren. Nach dem Überfall auf die Sowjetunion traten auch Jankuhns Sondereinsätze in ein neues Stadium, das vom Verf. systematisch in den Kontext des Vernichtungskrieges gestellt wird (S. 234 ff.): Wie »seine« Sonderkommandos aus den Strukturen von SD, Sicherheitspolizei und Waffen-SS heraus operieren konnten, zeigt eindringlich das zweite »Sonderkommando Jankuhn« (S. 246 ff.). Es war, den »Rosenzweigen« immer einen Schritt voraus (S. 264), in die 5. SS-Division »Wiking« unter dem Kommando von SS-Gruppenführer und General der Waffen-SS Felix Steiner »eingebettet« und kooperierte eng mit der Einsatzgruppe D unter dem Befehl von SS-Oberführer Walther Bierkamp, die der Heeresgruppe Süd mordend von Moldawien durch die Ukraine und Südrussland bis in das Kaukasusvorland gefolgt war. Ohne die logistische Unterstützung der Einsatzkommandos des SD und der Sicherheitspolizei hätte das Sonderkommando die »Sicherstellung« von Museumsbeständen im frontnahen Gebiet überhaupt nicht durchführen können (S. 256 f.; 260). Jankuhn muss von den Massentötungen mindestens gewusst haben (S. 256 f.). Kommandeuren des SD und der Einsatzgruppen scheint er bereits im Winter 1941/42 nach den ersten Massenmorden bei Schulungsvorträgen an der Führerschule der Sicherheitspolizei und des SD in Berlin-Charlottenburg begegnet sein (S. 236 f.). So wenig freilich dem Hauptsturmführer eine justitiable Mitwirkung an Tötungsaktionen nachzuweisen ist, so sehr erfüllen seine Raubzüge in den Museen der Ukraine und Südrusslands den Tatbestand der Plünderung von Kulturgut.

Weil Jankuhn durch seinen »germanischen Wissenschaftseinsatz« (S. 283), seine fachliche Vorbildung und seine Sprachkenntnisse für die schwierige Integration und weltanschauliche Schulung der skandinavischen und belgischen Freiwilligen in die »pangermanische« SS-Division »Wiking« besonders qualifiziert war und darüber u. a. mit dem Schriftleiter des SS-Wochenblattes »Schwarzes Korps«, Gunter d'Alquen im Austausch stand (W. Augustinovic/M. Moll, Gunter d'Alquen. Propagandist des SS-Staates. In: R. Meiser/E. Syring, Die SS. 30 Lebensläufe [Paderborn 2000] 100–118), berief ihn Steiner schon im August 1942 in seinen Stab (S. 246 ff.), dessen Nachfolger Herbert Otto Gille ein Jahr später sogar zum Ic der Division (S. 275 ff.). Fortan verantwortete der führende Prähistoriker Deutschlands die luftbildgestützte Feindaufklärung, Spionageabwehr, Partisanenbekämpfung und Koordinierung mit den Einsatzkommandos von SD und Sicherheitspolizei (S. 245 ff.), zunächst auf Divisionsebene,

dann im IV. SS-Panzerkorps (S. 280 ff.). Eventuelle Kriegsverbrechen gingen damit automatisch über seinen Schreibtisch. Man muss daher mit großem Bedauern zur Kenntnis nehmen, dass die Kriegstagebücher der 5. SS-Division »Wiking« und des IV. SS-Panzerkorps (S. 11) offenbar verloren gegangen sind. Der Tätigkeit des Stabsoffiziers hätte Verf. daraus viele weitere Facetten hinzufügen können. Ferne fiel auch auf die genauen Umstände, unter denen er sich aus dem Kessel von Tscherkassy abgesetzt hatte (S. 277 ff.), oder auf seine Rolle, die er während der Niederschlagung des Warschauer Aufstandes spielte, an der Verbände des IV. SS-Panzerkorps, u. a. Einheiten der Division Wiking beteiligt waren (S. 280 f. mit Abb. 128), zusätzliches Licht. Immerhin wurde er für die »Abwehrerfolge« in der Schlacht um Warschau mit dem EK I. ausgezeichnet (S. 280). Um zu erfahren, was sich seit dem Winter 1944/45 in den letzten Operationsgebieten des IV. SS-Panzerkorps im Raum Budapest und Wien abgespielt hat, muss der Leser von S. 294 auf S. 242 zurückblättern. Überhaupt darf Rez. bekennen, dass es ihm gelegentlich schwer fiel, in der dichten Abfolge von Kapiteln und Unterkapiteln, Vor- und Rücksprüngen, allgemeinen Exkursen und mitunter redundanten Detaildarstellungen nicht den Überblick zu verlieren, auch wenn Verf. in den Zusammenfassungen das Wesentliche vorbildlich gebündelt hat. Zu guter letzt auch noch auf Kriegsverbrechen einzugehen, in die einzelne Verbände des Korps nachweislich oder vermutlich bei seinem Rückzug bis zur Kapitulation im März und April 1945 verwickelt waren, etwa die Ermordung jüdischer Häftlinge aus dem Konzentrationslager Mauthausen, hätte sicherlich den Rahmen der Studie gesprengt. Alle Abbildungen, die nicht aus dem Nachlass Jankuhn stammen oder in einem direkten Zusammenhang mit dessen Wirken stehen, sondern aus im Internet zugänglichen Bildbeständen des Bundesarchivs zusammengestellt wurden, entfalten zwar die suggestive Wirkung von »Uniform« und Kriegsgerät, tragen jedoch nichts zu einem tieferen Verständnis der Vorgänge selbst bei.

Warum nach all dem Jankuhn aus seinem Entnazifizierungsverfahren als »Mitläufer« und aus dem Revisionsverfahren kurz darauf sogar mit einem Freispruch hervorgegangen ist (285 ff.), legt Verf. im Schlusskapitel eindrucksvoll dar. Während Reinert aus dem Fach gedrängt wurde (S. 310 f.), und an seiner Pariarolle auch eine gerichtliche Rehabilitierung (S. 311) nichts änderte, durfte Jankuhn auf die Unkenntnis alliierter Spruchkammergerichte und funktionierende Seilschaften zählen (S. 311). Seine Entnazifizierung hatte er sich durch Falschaussagen, Desinformationen und Persilscheine erschlichen (S. 311). Für einen Identitätswechsel à la Schneider-Schwerte mit späterer Camouflage als liberaler Hochschullehrer wäre es zu dieser Zeit bereits zu spät gewesen. Wie so viele andere Akademiker und Beamte profitierte Jankuhn vom amnestiefreundlichen Klima der frühen 1950er Jahre. So ist es dem ranghohen Offizier der Allgemeinen – und der Waffen-SS erspart geblieben, als Vertriebenenfunktionär oder Leiter eines Privatmuseums seine Laufbahn fortsetzen zu müssen. Bis zu seiner Berufung nach Göttingen (1956, S. 314 ff.) vergingen allerdings fast zehn Jahre. In der »Hilfsgemeinschaft auf Gegenseitigkeit« (HiAG), die u. a. von seinem ehemaligen Kommandeur Gille im südlichen Niedersachsen mitbegründet worden war (K. Wilke, Die »Hilfsgemeinschaft auf Gegenseitigkeit« (HiAG) 1950–1990. Veteranen der Waffen-SS in der Bundesrepublik [Paderborn 2011] 38), durfte der Vorgesichtspräsident seit den 1950er Jahren die Geselligkeit mit alten Kameraden seiner Division bzw. seines Korps pflegen. An seinen Verbindungen in rechtsradikale Kreise (S. 319), die heute wohl vom

Verfassungsschutz beobachtet würden, scheint damals niemand Anstoß genommen zu haben. So darf man sich abschließend an Stelle des Verf. fragen, was skandalöser ist: Die akademische Nachkriegslaufbahn eines ehemaligen hochrangigen SS-Wissenschaftlers oder die rechtsextremen Kontakte eines der einflussreichsten Prähistoriker in der Bundesrepublik Deutschland. Die Fachgeschichtsschreibung verdankt Verf. eine längst überfällige, eindrucksvolle, quellenreiche und fundierte Darstellung all dieser Zusammenhänge.

Michael Strobel

Landesamt für Archäologie, Zur Wetterwarte 7, D-01109 Dresden
michael.strobel@lfa.sachsen.de

Ines Beilke-Voigt/Franz Schopper (Hrsg.), Lossow. Alte Forschungen und neue Projekte. Materialien zur Archäologie in Brandenburg 4. Rahden/Westf.: Marie Leidorf 2010. 112 Seiten. 65 Abbildungen. 8 Tafeln. Broschur. ISBN 978-3-86757-314-6.

Der Burgwall Lossow an der Oder bei Frankfurt/Oder wird seit über 100 Jahren archäologisch untersucht. Ziel ist es nach wie vor, die während der spätbronzezeitlich-früheisenzeitlichen Nutzungsphase angelegten metertiefen Schächte zu erklären und die Bedeutung des Fundplatzes während dieser und der zweiten, frühmittelalterlichen Nachnutzungsphase zu rekonstruieren. Die jüngsten Untersuchungen unternahm Ines Beilke-Voigt im Rahmen des von ihr initiierten und geleiteten Projektes »Der Burgwall von Lossow bei Frankfurt/Oder – Eine früheisenzeitliche Kultstätte in ihrem siedlungsgeschichtlichen Kontext«. Sie fragte nach dem Funktionswechsel von einem Siedlungsplatz während der Bronzezeit hin zu einem »Kultzentrum« und erforschte das Umland der Siedlung; ihr Projekt wurde zwischen 2007 und 2011 von der *Deutschen Forschungsgemeinschaft* sowie vom Exzellenzcluster Topoi gefördert. In der hier zu besprechenden Veröffentlichung, dem ersten Band der Publikationsreihe »Lossower Forschungen« des Brandenburgischen Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologischen Landesmuseums (BLDAM), geben die Herausgeber Beilke-Voigt und der Brandenburgische Landesarchäologe Franz Schopper einen Überblick über die bisherigen Forschungen und die ersten Ergebnisse dieses jüngsten Projektes zu Lossow. Angesichts der großen Bedeutung, die dem Fundplatz seit seiner Entdeckung innerhalb der Prähistorischen Archäologie beigemessen wird, und der Tatsache, dass viele der altgegrabenen Funde sowie die Grabungsdokumentationen der Ausgrabungen vor 1945 als Kriegsverluste gelten müssen, sind sowohl das gesamte Projekt als auch das Publikationsunternehmen des BLDAM sehr zu begrüßen.

In den beiden ersten Beiträgen stellen Maik Wesuls (S. 8–30) und Beilke-Voigt (S. 31–59) ausführlich die bisherigen Ausgrabungen in Lossow dar. Diesen forschungsgeschichtlichen Ausführungen folgen drei Texte, in denen die aktuellen Forschungen in Lossow vorgestellt werden. Beilke-Voigt beschreibt die Ziele und Maßnahmen ihres Projektes (S. 60–74), Andreas Mehner stellt die Lossower Forschungen als weiträumig angelegte siedlungsarchäologische Studie dar (S. 75–90), und der Geophysiker Burkhard Ullrich legt die Ergebnisse der geophysikalischen Prospektionsarbeiten vor (S. 91–98). Eine Bibliographie der Forschungsliteratur zu Lossow, zusammengestellt von den beiden Herausgebern (S. 99–102) sowie ein Tafelteil beschließen den reich illustrierten Band.

Wesuls gibt im ersten Beitrag des Bandes nach einer chronologischen Darstellung der bisherigen Forschungsgeschichte Lossows einen aufschlussreichen Überblick über die Datierungsversuche und die ethnisch sowie funktionalen Deutungsansätze der Burganlage (S. 20–26). Bereits im frühen 19. Jh. wurde über Lossow als einen

slawischen Kultplatz spekuliert, bevor dann durch Zerstörungen infolge moderner Infrastrukturmaßnahmen Fundsammlungen erfolgten und Notgrabungen durchgeführt wurden. Nach dem Ersten Weltkrieg wurden schließlich bei Erdarbeiten Skelette und »grubenartige Verfärbungen im Böschungprofil« beobachtet und die ersten 19 sog. »Opfergruben« beschrieben (S. 11). Zwischen 1926 und 1929 unternahm Wilhelm Unverzagt vom Berliner Völkerkundemuseum gemeinsam mit dem Vertrauensmann für Bodendenkmalpflege der Provinz Brandenburg, Alfred Götze, die ersten umfangreicheren und systematischen Untersuchungen in Lossow. Anfang der 1960er Jahre wurde ein Siedlungsbereich westlich des Burgwalls identifiziert und 1968 wurde eine weitere Notgrabung erforderlich, die vom Potsdamer Museum für Ur- und Frühgeschichte durchgeführt wurde. Dabei wurde der äußere und innere Wall der Anlage untersucht. Inzwischen waren weitere Schächte bekannt geworden und eine lokale Bronzeverarbeitung durch wenige Funde nachgewiesen worden. Zwischen 1980 und 1984 grub der Bereich Ur- und Frühgeschichte der Berliner Humboldt-Universität unter der Leitung von Horst Geisler und Siegfried Griesa, wobei nun allein die sog. Opferschächte untersucht wurden. Nach Abschluß dieser Arbeiten waren 60 Schächte bekannt.

Über Unverzagts Arbeiten in Lossow berichtet Beilke-Voigt in ihrem Beitrag unter Hinzuziehung bislang unveröffentlichter Archivalien und Fotografien. Sie zitiert dankenswerterweise sehr ausführlich aus den überlieferten Grabungsberichten Unverzagts an seinen Dienstherrn und die verschiedenen Finanziers der Ausgrabungen, so dass seine Grabungsziele und -ergebnisse sowie die von ihm untersuchten Flächen und Schnitte gut nachvollzogen werden können. Hierdurch wird letztlich auch eine Einordnung der neuen Untersuchungen von Beilke-Voigt gut möglich.

Unverzagt ging bereits in seinem Förderantrag von 1926 davon aus, dass es sich bei dem Fundplatz um ein Heiligtum gehandelt haben könne, das vielleicht »sakraler und politischer Mittelpunkt der ganzen Gegend« gewesen sei und man sogar an das von Tacitus erwähnte Heiligtum der Semnonen denken könne (S. 35); in seinen Grabungsberichten nahm er auf diese Vorannahme immer wieder Bezug und sah sie durch seine Ausgrabungen bestätigt (S. 39). Zentralität wurde also bereits Ende der 1920er Jahre innerhalb der Prähistorischen Archäologie thematisiert, allerdings im tradierten, historischen Verständnis und nicht, wie noch zu zeigen sein wird, aus einem geografisch-raumplanerischen heraus. Anders als bei dem auf die Theorie des Geographen Walter Christaller (1893–1969) zurückgehenden Konzept der Zentralen Orte formulierte Unverzagt weder Thesen zum Einzugsgebiet des Platzes noch skizzierte er den kulturellen Zusammenhang, in dem die Schächte für Opfer genutzt worden sein könnten. Eine solche Rekonstruktionsleistung wollte er einer ausführlichen Publikation vorbehalten, die aber leider nie realisiert wurde. Er hatte gehofft, die zahlreichen Baubefunde im Inneren der Anlage zu Gebäudegrundrissen verbinden zu können, im Bericht seiner letzten Kampagne 1929 teilte er jedoch mit, dass auch die neuen Besiedlungsbefunde derart dicht wären, dass eine solche Zuordnung unmöglich sei. Er vermutete, dass mindestens 400 Opferschächte in Lossow angelegt worden seien (S. 54).

Wie die forschungsgeschichtlichen Beiträge zeigen, dominieren die als Opferschächte angesprochenen Befunde konstant die Deutung des Fundplatzes. In ihrem Projekt nahm Beilke-Voigt nun vor allem das Siedlungsumfeld des Burgwalls in den Blick und setzte damit einen wichtigen neuen Akzent in der Lossow-Forschung. In ihrem Beitrag

zum Projektdesign beschreibt sie die von ihr erarbeiteten Interaktionsräume, die Untersuchungskategorie und erhofftes Ergebnis gleichermaßen darstellen, und die ersten Ergebnisse der Prospektionen und Ausgrabungen. Sie sollen im Folgenden kurz in der Zusammenschau mit den Beiträgen von Mehner und Ulrich vorgestellt werden.

Der sog. Kernraum umfasst nach Beilke-Voigt mit etwa 1 km² den bronzezeitlichen Burgwall, die sog. Vorburg- oder Außensiedlung und das altgegrabene Gräberfeld (1888) 500 m westlich der Anlage. Sowohl innerhalb des Burgwalles als auch außerhalb wurde erstmals und intensiv geomagnetisch prospektiert. In der Innenfläche wurden Befunde in ausgesprochen hoher Dichte mit zahlreichen Überschneidungen nachgewiesen, wie Ullrich in seinem Beitrag ausführlich und methodenkritisch darlegt (S. 99). Als bislang bedeutsamsten Fund beschreibt Beilke-Voigt eine 4,5 cm lange massive Widderfigur aus Bronze, deren nächste Parallelen im mittleren Donaugebiet und schließlich im »griechischen Kulturkreis« liegen (S. 67). Die Figur verknüpft nicht nur Lossow mit diesem Gebiet, sondern leitet auch die sakrale Hauptnutzung des Burgwalls in der frühen Eisenzeit ein (S. 70). Der Bereich der sog. Vorburgsiedlung wurde im Rahmen des Projektes durch Phosphatkartierungen, geomagnetische Prospektion, Luftbildauswertungen, Flurbegehungen und Ausgrabungen untersucht und als Siedlungsgebiet während der frühen sowie der jüngeren und jüngsten Bronzezeit identifiziert. Weitere potentielle Siedlungsbereiche wurden durch die Auswertung von Altfunden wahrscheinlich gemacht.

Als zweiter sog. Interaktionsraum gilt die gesamte Siedlungskammer um Lossow, die durch die Auswertung geografischer Informationssysteme definiert wird sowie durch Tagesmarschdistanzen und Sichtachsen von max. 40 km (S. 61). Die für eine sog. *site-catchment-analyse* zusammen getragenen Daten zur Bodenqualität und Wasserversorgung bestätigen die Standortwahl der bronzezeitlichen Siedlung und zeigen, dass die Oder als der bislang in der Forschung als dominierend angesehener Standortfaktor kaum Einfluss auf das Leben und Wirken in Lossow und das engere Siedlungsumfeld gehabt habe, wie Mehner in seinem Beitrag zu den landschaftsarchäologischen Untersuchungen um Lossow berichtet (S. 80). Die dritte und letzte Interaktionszone wird nach Beilke-Voigt durch die Wechselbeziehungen zwischen Lossow und anderen Zentralorten gekennzeichnet und als »überregionale Kulturlandschaft« (S. 61) bezeichnet; gemeint ist damit die Burgenlandschaft in Brandenburg und östlich der Oder. Es ist Beilke-Voigt uneingeschränkt zuzustimmen, dass deren wechselseitige Beziehungen und Einzugsgebiete der Klärung bedürfen.

Mit diesem Ansatz unterscheidet sich ihr Projekt von den bisherigen Forschungen zu Lossow. Was die Arbeiten von Unverzagt und Beilke-Voigt dagegen verbindet ist die Idee, dass die Schächte den Fundplatz als einen Ort von übergeordneter Bedeutung, als einen Zentralort qualifizieren. Unverzagt knüpfte Ende der 1920er Jahre vielleicht an die historisch überlieferten Zentralheiligtümer mit politischer Funktion z. B. der Ranen (Rügenslawen) bei Arkona an. Beilke-Voigt dagegen bezieht sich auf die Modifikation der Zentrale-Orte-Theorie Christallers durch Eike Gringmuth-Dallmer. Gringmuth-Dallmer definierte fünf überörtliche Funktionen für ur- und frühgeschichtliche Zentralorte (Herrschaft, Schutz, Rohstoffgewinnung/Handwerk/Gewerbe, Handel, Kult), die eine »funktionale Untergliederung zwischen den einfachen ländlichen Siedlungen und den komplexeren Zentren« erlauben (Methodische Überlegungen zur Erforschung

zentraler Orte in ur- und frühgeschichtlicher Zeit. In: S. Moździoch [Hrsg.], *Centrum i zaplecze we wczesnośredniowiecznej Europie Środkowej* [Wrocław 1999] 9–20, hier 17).

Über Vertreter der Historischen Geographie hatte Christallers Theorie Ende der 1960er Jahre Eingang in die archäologische Frühmittelalterforschung gefunden; einen der ersten umfassenden Versuche bildete eine auf die historische Siedlungsgeographie ausgerichtete Modifikation der Theorie durch den Geografen Dietrich Denecke, die er bei den Epigonen der westdeutschen Siedlungsforschung wirkungsvoll publizierte (Der geographische Stadtbegriff und die räumlich-funktionale Betrachtungsweise bei Siedlungstypen mit zentraler Bedeutung in Anwendung auf historische Siedlungsperioden. In: H. Jankuhn/W. Schlesinger/H. Steuer [Hrsg.], *Vor- und Frühformen der europäischen Stadt im Mittelalter. Teil 1* [Göttingen 1973] 33–55). Deneckes Arbeit war Grundlage für Gringmuth-Dallmers Überlegungen zur Anwendbarkeit des Konzeptes der Zentralen Orte auf ur- und frühgeschichtliche Siedlungszusammenhänge. In Großbritannien dagegen war die Theorie Christallers bereits seit den 1960er Jahren innerhalb der New Archaeology genutzt worden; eine erste Anwendung innerhalb der deutschen Prähistorischen Archäologie unternahm wohl Jürgen Kunow mit seiner Diskussion der Hierarchie provinzialrömischer Siedlungen anhand ihrer Flächengröße (Zentrale Orte in der Germania Inferior. *Arch. Korrb.* 18, 1988, 55–67).

Leider werden bislang in der archäologischen Forschung weder die Debatten der zeitgenössischen Raumforschung um die Gültigkeit von Christallers Theorie reflektiert noch die Idee von Siedlungshierarchien oder das Konzept von Zentralität hinterfragt. Auch die Bedeutung Christallers für die nationalsozialistische Raumplanungs- und Vernichtungspolitik in den besetzten Ostgebieten wird, wenn überhaupt, nur in Fußnoten gestreift (K. Kegler, Walter Christaller. In: I. Haar/M. Fahlbusch, *Handbuch der Völkischen Wissenschaften* [München 2008] 89–93). Kritische Zwischenrufe zur Terminologie und Anwendbarkeit des Konzeptes der Zentralen Orte wurden bereits u. a. von Vladimír Salač (Zentralorte und Fernkontakte. In: A. Lang/V. Salač (Hrsg.), *Fernkontakte in der Eisenzeit. Konferenz Liblice 2000* [Praha 2002] 20–46) und von Bernd W. Bahn veröffentlicht (Zur Frage der Zentralität von Landschaften, Orten und Trassen. In: G. H. Jente u. a. [Hrsg.], *Aedificatio terrae. Beiträge zur Umwelt- und Siedlungsarchäologie Mitteleuropas. Festschr. Eike Gringmuth-Dallmer. Internat. Arch. Stud. Honoraria 26* [Rahden/Westf. 2007] 39–44). Vor allem die Beiträge von Ulrich Müller (Zentrale Orte und Netzwerk. Zwei Konzepte zur Beschreibung von Zentralität. In: C. Theune u. a. [Hrsg.], *Zwischen Fjorden und Steppe. Festschr. J. Callmer. Internat. Arch. Stud. Honoraria 31* [Rahden/Westf. 2010] 57–67) und von Oliver Nakoinz (Zentralortforschung und zentralörtliche Theorie. *Arch. Korrb.* 39/3, 2009, 361–380) zeigen die Schwierigkeiten und Herausforderungen der aktuellen Zentralortforschung. So haben die Versuche, die Christallersche Theorie auf frühmittelalterliche Burgwälle in Ostmitteleuropa anzuwenden, bislang keine regelhafte Bündelung zentralörtlicher Funktionen nachweisen können, und Zeiten und Räume mit dünner Besiedlung scheinen sich offensichtlich der Kategorisierung in Zentrum und Peripherie zu entziehen (u. a. S. Brather, *Entwicklungen der Siedlungsarchäologie. Auf dem Weg zu einer umfassenden Umwelt- und Landschaftsarchäologie? Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie* 24, 2006, 51–97, hier 64). Zu diesen Überlegungen und Befunden liefert der vorliegende Band noch keine deutliche Positionierung des Lossow-Projektes.

Ob als Metapher oder als Modifikation der Christallerschen Theorie präfiguriert der Zentrale Ort archäologische Siedlungsforschungen bereits durch Christallers ursprüngliche Zielrichtung und seine Quellen. Seine Überlegungen sind einzuordnen in die Debatten der Agrarpolitik der Weimarer Republik. Dafür entwarf er das Idealbild »einer effizienten, dezentralen und hierarchisch organisierten Wirtschaftsstruktur auf Basis der Selbstversorgung«, womit den Versorgungsschwierigkeiten der Nachkriegsjahre begegnet werden sollte (Kegler a. a. O.). Christallers Untersuchungsgebiet Süddeutschland war schon seinerzeit ebensowenig repräsentativ für deutsche Siedlungsstrukturen im frühen 20. Jahrhundert wie die darauf begründete Theorie als universal gelten darf. Hinzu kommt, dass Christaller zwar räumliches Siedlungsverhalten einem Verwaltungs- und Herrschaftsprinzip unterordnete, dies aber für seine Untersuchungsregion nicht historisierte. Die von ihm gewählte Region aber ist als *gemachter* Raum das Ergebnis administrativer Strukturierungsprozesse (top down) seit der frühen Neuzeit, die auf die Ressourcen der Region und die ihrer Nachbarregionen ausgerichtet waren, und kein *gewordener* Raum, dessen Ordnungsprinzipien erst noch erforscht werden müssen, und kann damit nur bedingt als beispielgebender Siedlungsraum für die Analyse prähistorischer Siedlungsstrukturen gelten.

Hierarchisierung und Zentralisierung mögen sich in den Siedlungsstrukturen einer nachweislich hierarchischen, Siedlungsgründungen systematisch und bürokratisch betreibenden Gesellschaft wie der des Römischen Reiches erkennen lassen, müssen jedoch für solche Gesellschaften vorerst als Hypothese betrachtet werden, deren systematische (also soziale *und* strukturelle) Hierarchisierung erst noch zu beweisen ist. Wenn der zentralörtliche Charakter einer Siedlung durch deren Beziehungen zu anderen Siedlungen charakterisiert werden soll, müssen nicht nur die Hierarchisierung der siedelnden Gesellschaft nachgewiesen werden, sondern auch hinreichende Informationen über potentielle Bezugssiedlungen geltend gemacht werden können. Damit rücken die Frage nach den Territorien, in denen potentielle Zentralorte nachgewiesen werden sollen, und der regionale Forschungsstand für diese Landschaften endgültig in den Vordergrund der Diskussion (Nakoinz a. a. O.).

Für Lossow und die sog. Oderburgen fehlen ebenso wie in den meisten Burgen dieser Zeitstellung bislang Anzeichen sozialer Differenzierung (S. 75) und so werden die Burgen selbst quasi im Zirkelschluß als Beweis sozialer Hierarchisierung herangezogen. Angesichts des gegenwärtigen Forschungsstandes zu den Siedlungsstrukturen der Oderburgen kann man dem Lossow-Projekt nur eine Fortsetzung und für das gesamte Untersuchungsgebiet zahlreiche vergleichbare Projekte wünschen, in denen nicht nur die Frage der Opferschächte, sondern eben auch die Frage der Zentralen Orte und ihrer archäologischen Nachweisbarkeit weiter diskutiert werden können. Der vorliegende Band, der ein innovatives Forschungsprojekt vorstellt, bündelt als Ausgangspunkt für solche Diskussionen den derzeitigen Forschungsstand zu Lossow bestens.

Susanne Grunwald

Professur für Ur- und Frühgeschichte am Historischen Seminar der Universität Leipzig,
Ritterstr. 14, D-04109 Leipzig
susgrun@rz.uni-leipzig.de

Sabine Gerloff (with contributions of J. P. Northover), Atlantic Cauldrons and Buckets of the Late Bronze and Early Iron Ages in Western Europe. With a Review of Comparable Vessels from Central Europe and Italy. Prähistorische Bronzefunde Abteilung II, 18. Stuttgart: Franz Steiner 2010. 445 Seiten. 167 Tafeln. Hardcover. ISBN 978-3-515-09195-4.

Mit der Vorlage der Bronzekessel und Bronzeimer der atlantischen Bronzezeit ist in der Edition PBF nun der Großteil des Bronzegeschirrs in Europa veröffentlicht. Für die Funde aus Rumänien steht zusätzlich der Band von T. Soroceanu (Die vorskythenzeitlichen Metallgefäße im Gebiet des heutigen Rumänien [Bistrița/Cluj-Napoca 2008]) zur Verfügung.

Die Arbeit über die atlantischen Bronzekessel entstand in den Jahren 1982 bis 1990 als Habilitationsschrift an der Freien Universität Berlin. Der 2010 erschienene Band beruht, wie die Autorin im Vorwort bemerkt, im Wesentlichen auf dem Forschungsstand von 1991, auch wenn vor allem zur Chronologie neuere Ergebnisse eingearbeitet wurden. Die Gründe für das späte Erscheinen werden nicht genauer ausgeführt. Wenn in dieser Rezension auf jüngere Forschungsergebnisse verwiesen wird, dann geschieht dies nicht in der Absicht angebliche Defizite des vorliegenden Bandes aufzudecken, sondern diesen mit der jüngeren Diskussion zu verbinden.

Die vollständig erhaltenen Kessel sind ausschließlich als Einzelfunde überliefert und wurden von der Forschung lange in das 8. bzw. 7. Jh. v. Chr. datiert. Funde fragmentierter Kessel aus Horten zeigten jedoch, dass mindestens einige der Kessel deutlich älter sein mussten. Damit war der Ausgangspunkt der Studie vor allem die Klärung von chronologischen Fragen. Dazu wiederum bedurfte es einer umfassenden Diskussion der inneren Chronologie der britischen bzw. atlantischen Bronzefunde und die nicht minder schwere Aufgabe einer Parallelisierung der atlantischen mit der mitteleuropäischen Bronzezeitchronologie. Eine wichtige Studie zur Chronologie veröffentlichte die Autorin unter dem Titel »Reinecke's ABC and the Chronology of the British Bronze Age« (In: Ch. Burgess/P. Topping/F. Lynch [Hrsg.], Beyond Stonehenge. Essays on the Bronze Age in Honour of Colin Burgess [Oxford 2008] 117–161).

Der Katalog enthält 167 Kessel und Kesselfragmente, die auf Studienreisen in Großbritannien, Irland, Frankreich, Portugal und Spanien zeichnerisch und photographisch dokumentiert wurden. Von vielen konnten auch Metallanalysen realisiert werden. Die überwiegende Zahl der Kessel stammt aus Irland und Großbritannien. Die ältesten Kesselfunde sind für das 18. Jahrhundert belegt und zunächst mit den Kelten verbunden worden. Als »atlantische« Kessel wurden sie erst 1957 von Christopher Hawkes und Mergret Smith bezeichnet, um sie von mitteleuropäischen Bronzegefäßen zu unterscheiden.

Ausführlich wird in der Einleitung die Chronologie der späten Bronzezeit im atlantischen Europa diskutiert. Der Begriff »atlantische Bronzezeit« scheint auf A. Mahr 1937 zurückzugehen. Die Autorin verweist auch auf J. Martínez Santa-Olalla, der ihn 1941 zur Unterscheidung von einer »mediterranen Bronzezeit« auf der Iberischen Halbinsel verwendete.

Charakteristisch für die »atlantische Bronzezeit« ist das weitgehende Fehlen von Bestattungen, wie sie beispielsweise für die mitteleuropäischen Urnenfelderkulturen typisch sind. Metallfunde stammen ausschließlich aus Einzel- und Mehrstückdeponierungen. Der Formenbesitz der Bronzen weist über große Entfernungen Ähnlichkeiten auf, doch im Detail sind Unterschiede unübersehbar. Auf die spektakulären Goldblechkronen in Irland und im Norden der Iberischen Halbinsel hat die Autorin in zwei wichtigen Studien erstmals aufmerksam gemacht (S. Gerloff, *Bronzezeitliche Goldblechkronen aus Westeuropa. Betrachtungen zur Funktion der Goldblechkegel vom Typ Schifferstadt und der atlantischen Goldschalen der Form Devil's Bit und Atroxi*. In: A. Jockenhövel [Hrsg.], *Festschrift für Hermann Müller Karpe zum 70. Geburtstag* [Bonn 1995] 153–194; dies., *Goldkegel, Kappe und Axt: Insignien bronzezeitlichen Kultes und Macht*. In: *Gold und Kult der Bronzezeit* [Nürnberg 2003] 191–203). So wie diese Goldblechkronen sehr unterschiedlich gestaltet sind, so lassen sich für die »atlantischen« Bronzetypen deutliche Unterschiede des Formenbesitzes zwischen der Iberischen Halbinsel und den Britischen Inseln erkennen. Ähnliche Typen sind überdies nicht gleichmäßig über den großzügig als »atlantisch« bezeichneten Raum verteilt (vgl. die auf Patrice Brun zurückgehende Karte S. 25).

Trotz Ähnlichkeiten der Metallobjekte und der Deponierungspraxis handelt es sich bei der »atlantischen Bronzezeit« nicht um einen homogenen Kulturraum im archäologischen Sinne, sondern allenfalls um einen Kommunikationsraum unterschiedlichster Kulturen. Verschiedene Autoren haben daher in den vergangenen Jahren Zweifel an der Tauglichkeit des Konzepts »atlantische« Bronzezeit geäußert (z. B. A. M. S. Bettencourt, *O conceito de Bronze Atlântico na Península Ibérica*. In: S. Oliveira Jorge [Hrsg.], *Existe uma Idade do Bronze Atlântico? Trabalhos de Arqueologia 10* [Lisboa 1998] 18–39; in diesem Band auch zahlreiche weitere Beiträge).

Beziehen sich diese Zweifel vor allem auf einen Begriff, der die bronzezeitlichen Gesellschaften zwischen Südportugal und Schottland homogenisiert, so ist auf der Iberischen Halbinsel der Begriff auch in einer weiteren Dimension problematisch. Der bereits erwähnte J. Martínez Santa-Olalla unterschied in seinem Buch »*Esquema paleontológico de la península Hispánica*« (Madrid 1946) die atlantische und die mediterrane Bronzezeit nicht als zwei zeitgleiche, aber geographisch distinkte Erscheinungen. Vielmehr verstand er sie als zeitlich aufeinander folgende Einheiten. Die mediterrane Bronzezeit (vor allem durch die südostspanische El Argar-Kultur repräsentiert) wird zwischen 1200 und 1000 v. Chr. von einer »atlantischen« Bronzezeit abgelöst. Ein radikaler Kulturwandel habe in dieser Zeit stattgefunden, des Handels und im gewissen Sinne auch der Rasse (op. cit. 62). Martínez Santa-Olalla, Falangist der ersten Stunde, war einer der wichtigsten Archäologen der Franco-Diktatur bereits unmittelbar nach dem Bürgerkrieg (vgl. M. Díaz Andreu/M. E. Ramírez Sánchez, *La Comisaria General de Excavaciones Arqueológicas* [1939–1955]. *La administración del patrimonio arqueológico en España durante la primera etapa de la dictadura franquista*. *Complutum*

12, 2001, 325–343). Sein zitiertes Buch war bereits 1941 in der ersten Auflage erschienen. Für Martínez Santa-Olalla, der mehrere Jahre in Bonn gelebt hatte und beste Beziehungen zu hohen Repräsentanten in Nazi-Deutschland pflegte, war mit der »atlantischen« Bronzezeit »la completa arización de España« verbunden (Zitat Martínez, zitiert nach A. Mederos Martín, Julio Martínez Santa-Olalla y la interpretación ariaria de la prehistoria de España [1939–1945]. *Boletín del Seminario de Estudios de Arte y Arqueología* 69–70, 2003–2004, 13–56; hier 42). Die atlantische Kultur der Bronzezeit wurde von ihm der Arierideologie entsprechend als der mediterranen Kultur überlegen gedeutet.

Es ist evident, dass in der Forschungsliteratur mit der Verwendung des Begriffs »atlantische Bronzezeit« diese politischen Implikationen heute keine Rolle spielen und auch nicht subkutan wirken. Dennoch hat diese Interpretation den Blick vor allem von Nord nach Süd schweifen lassen. Erst in jüngerer Zeit wird auch die entgegengesetzte Blickrichtung eingenommen: wie nämlich die atlantische Zone durch Einflüsse des mediterranen Raumes bereits vor der phönikischen Kolonisation berührt, beeinflusst und geprägt wurde (vgl. z. B. M. Almagro-Gorbea, »Precolonización« y Cambio Socio-Cultural en el Bronze Atlántico. In: S. Oliveira Jorge [Hrsg.], *Existe uma Idade do Bronze Atlántico? Trabalhos de Arqueologia* 10 [Lisboa 1998] 81–100). Als sichtbaren Beleg hierfür lassen sich beispielsweise die Gefäßwagen aus dem Depot vom Castro da Senhora da Guia anführen, die Ähnlichkeiten mit sardischen Bronzen aufweisen (S. 216 f. Nr. 96 Taf. 159; hier teilweise abgebildet. Zum vollständigen Fund vgl. A. C. F. da Silva/C. T. da Silva/A. B. Lopes, *Depósito de fundidor do final da Idade do Bronze do Castro da Senhora da Guia [Baiões, S. Pedro do Sul, Viseu]*. In: *Lucerna. Homenagem a D. Domingos de Pinho Brandão* [Porto 1984] 73–94). Neben den Miniaturwagen gehören weitere Metallschalen und ein Fleischhaken sowie atlantische Absatzbeile, Tüllensicheln, Armringe und Lanzen spitzen zu diesem Fund.

Die durch Einzeldeponierungen und Horte geprägte Quellensituation erschwert den Aufbau einer konsistenten inneren Chronologie der Bronzezeit in Großbritannien und macht deren Verknüpfung mit der westfranzösischen Chronologie nicht einfach. Die Autorin verwendet die Depotfundstufen Penard (entspricht Bronze final I bzw. Bz D), Wilburton (entspricht Bronze final II bzw. Ha A2/B1) und Ewart Park (Bronze Final III bzw. Ha B3). Diese Hortfundstufen decken vermutlich aber kein Kontinuum, sondern nur Phasen stärkerer Deponierung ab.

Die ältesten Kessel lassen sich in die Penard-Phase des 14./13. Jahrhunderts datieren. Damit sind sie, wie J. P. Northover in einem Beitrag zur Herstellungstechnik der Kessel (S. 37 ff.) darlegt, wohl zeitgleich mit den frühesten Schilden. Dies deckt sich mit der Situation im westlichen Mitteleuropa, wo etwa zur selben Zeit toreutische Produkte eine größere Rolle zu spielen scheinen. Mit diesen Blecharbeiten gehe in den atlantischen Horten ein umfangreicheres Repertoire spezialisierter Geräte des Metallhandwerkers einher. Charakteristisch ist die Herstellungsweise der atlantischen Kessel: Es sind Kompositprodukte aus zumeist drei einzeln vorbereiteten Blechstücken, die zum Gefäß zusammengenietet wurden.

Im Katalog der Funde (S. 44 ff.) werden die einzelnen Kessel detailliert beschrieben. In Anlehnung an ältere Klassifikationen werden sie in die Klassen A und B und Unterklassen A0–A2 bzw. B0–B3 sowie nach Bedarf in Typen unterteilt.

Der Kessel von Colchester, Essex, ein Exemplar der Subklasse A0, besteht aus drei Wandungsteilen, nämlich den beiden 85x33 cm großen rechteckigen Blechen mit einer Stärke von 0,9 mm und einem halbrunden 74 cm großen Blech mit einer Wandstärke von 1 mm, die mit Nieten zusammengefügt wurden. Der maximale Durchmesser beträgt 56 cm. Die beiden gegossenen Ringhenkel sind am ausgestellten Rand angegossen. Die Datierung dieses und eines weiteren Kessels aus Feltwell, Norfolk, in die frühe Penard-Stufe oder sogar die mittelbronzezeitliche Taunton-Stufe, basiert auf einer Reihe von technischen und typologischen Beobachtungen. Sie werden durch ein von Typologie und Deponierungsdynamik unabhängiges Argument, nämlich der Metallzusammensetzung unterstützt. Beide Kessel enthalten nämlich keinen Bleizusatz, der erst in Bronzen der Wilburton-Zeit geläufig wird. Die große Zahl von Metallanalysen, teilweise mehr als 20 Analysen an einem Kessel, ist einer der großen Vorzüge der vorliegenden Arbeit. Da die Zusammensetzung der Bronzen während der Bronzezeit stark variiert, aber für einzelne Zeitabschnitte relativ einheitlich ist, stellen Metallanalysen ein wichtiges Instrument zur typologieunabhängigen Datierung von Bronzen dar. Dies wiegt im atlantischen Bereich der Bronzezeit aufgrund der beschriebenen Quellsituation besonders schwer.

Eine größere Serie vertreten die Kessel der Unterklasse A1, die aufgrund eines Attaschenfragments aus dem Isleham Hort in die Wilburton-Zeit datiert wird. Diese ebenfalls recht kleinen Kessel mit einer Höhe von etwas mehr als 40 cm und einem Durchmesser 50 cm sind mit fast 3 bis fast 6 kg nicht nur relativ schwer, sondern zeigen mit der großen Varianz auch die technischen bzw. handwerklichen Unterschiede in der Blechherstellung, der Nietung u. a. m.

Bei den Kesseln der Unterklasse A2 (Typ Portglenone) sind die vollständigen Exemplare als Einzelfunde aus Irland und die Fragmente als Teile in britischen und westfranzösischen Horten des »Karpfenzungenkomplexes« überliefert. Sie erlauben eine Datierung in die Stufe Bf III, also die jüngste Phase der Spätbronzezeit.

In diesem Zusammenhang thematisiert die Autorin die Ergebnisse der kontinentalen Hortfundforschung der 1990er Jahre und ihre Konsequenzen für die Deutung der britischen Horte, die traditionell und vielfach bis heute ungebrochen als »founders« oder »scrap hoards« bezeichnet werden (S. 95 ff.). Diese Diskussion wird noch einmal im Zusammenhang mit den iberischen Kesseln (S. 233 ff.) aufgenommen. Gegenüber der utilitaristischen Deutung sieht die Autorin eine Reihe von Argumenten für den Votivcharakter der atlantischen Horte. Andererseits, so fügt sie einschränkend hinzu, sei die Analyse der atlantischen Horte noch nicht ausreichend genau für eine Deutung dieses komplexen Phänomens.

Als Ergebnis der Untersuchung der A-Kessel ist hervorzuheben, dass sie während der gesamten Spätbronzezeit in Benutzung waren. Man wird aufgrund der Überlieferung als Einzelfunde und der erkennbaren Individualität der Kessel aber doch fragen müssen, ob die Datierung jedes einzelnen Kessels tatsächlich unumstößlich ist. Weder lassen sich die Benutzungsdauer dieser Gefäße noch die Kollektionierungszeiträume von Horten genauer bestimmen.

Auch für die Kessel der B-Klasse macht die Verfasserin einen Beginn in der Spätbronzezeit wahrscheinlich. Die meisten dieser Kessel gehören jedoch in die Eisenzeit. Sie sind teilweise etwas größer als die Kessel der Klasse A, folgen aber in der

Konstruktionsweise und den Formen weitgehend den bronzezeitlichen Vorgängern. Deutlich größer ist die Zahl der verwendeten Bleche zur Herstellung des Kessels.

Zwei intakte Kessel, die typologisch der B0-Klasse zuzurechnen sind, stammen aus Cabárceno in Kantabrien und Lois in der Provinz León. Ihre Fundorte sind höchst bemerkenswert, denn beide sind mit dem Bergbau verbunden. Der Kessel von Cabárceno wurde in einem zugefüllten Minenschacht gefunden, in dem Goethit gefördert wurde. Der Kessel von Lois fand sich in einer Höhle, die durch den modernen Bergbau auf Zinnober angeschnitten wurde. Die Kessel weisen Ähnlichkeiten mit einem irischen Exemplar aus Cloonta auf. Der Kessel von Cabárceno ist 36,5 cm hoch und hat einen maximalen Durchmesser von 53 cm. Er wiegt ca. 6 kg und kann 62 Liter aufnehmen. Der Kessel von Lois, 41 cm hoch und max. 56 cm im Durchmesser, wiegt 7,75 kg und kann 65 Liter aufnehmen. Beide Kessel sind für ihre Größe sehr schwer, was auf eine Werkstatt hinweisen mag, was aber vielleicht auch mit ihrer Funktion als Weihgabe zu tun haben könnte. Inwiefern die Kessel tatsächlich Produkte spanischer Werkstätten sind, sei dahingestellt. Hier fehlen leider Metallanalysen, um zur kulturgeschichtlichen Bewertung dieser Funde beizutragen. Aufgrund der Ähnlichkeiten mit dem Kessel von Cloonta (Irland), der typologisch noch in die Spätbronzezeit datiert wird, möchte die Autorin auch die beiden spanischen Kessel in den Übergang von Bf I und Bf II stellen. Daneben sind für die Frühdatierung auch die Horte von Huerta de Arriba und Hío ausschlaggebend.

Zur Frage der Funktion breitet die Autorin ein weit gespanntes reichhaltiges Vergleichsmaterial aus. Sie versteht die Kessel als Bestandteil sozialer und zeremonieller Feiern (›feasting‹). Der Kessel wird als Behältnis für die heiße Nahrung, der Blecheimer als Behälter für Getränke interpretiert. Die breite Diskussion über ›feasting‹ hat etwa zur gleichen Zeit eingesetzt als die Verfasserin ihr Manuskript bereits abgeschlossen hatte. Zuletzt hat X.-L. Armada Pita sich mit der Funktion der Kessel und Fleischhaken bei Banketten beschäftigt (Carne, drogas o alcohol? Calderos y banquetes en el bronce final de la Península Ibérica. Cuadernos de prehistoria y arqueología de la Universidad de Granada 18, 2008, 125–162).

Die ebenfalls aus mehreren Blechen zusammengenieteten kleinen Blecheimer werden in Serien des »danubischen Stils« und »ibero-atlantische« Serien unterteilt. Der Typ Nannau-Dowris gehört aufgrund gewisser Ähnlichkeiten mit den Eimern des Typus Kurd im Karpatenbecken zu den Produkten des danubischen Stils. Die Höhe beträgt etwa 32–48 cm, der Mündungsdurchmesser variiert zwischen 31 und 38 cm. Sie wiegen 2–4 kg. Sie gehören überwiegend in die Bronzezeit, aber reichen – ebenso wie die Kurd-Eimer im Karpatenbecken, Italien und dem Südostalpenraum – noch in die Eisenzeit des 7. Jh. v. Chr.

Bei allen typologischen Vergleichen mit den Bronzegefäßen des bronzezeitlichen Karpatenraums und der Hallstattkultur, die nach den für chronologische Zwecke auswertbaren Ähnlichkeiten suchen, fällt doch die fundamentale Verschiedenheit der Gefäße auf. Die handwerklichen Möglichkeiten der Metallhandwerker auf den Britischen Inseln waren offenbar begrenzt, die mehrteilige Herstellung der Gefäße blieb offenbar über Jahrhunderte die Regel. Auch im Vergleich mit den großen Kesseln der geometrischen Zeit in Griechenland oder in Phrygien werden die unterschiedlichen Handwerkskünste sichtbar. Herodot berichtet (IV 152), dass nach einer außerordentlich

gewinnreichen Handelsfahrt eines gewissen Kolaios nach Tartessos, aus dem zehnten Teil des Gewinns ein riesiger, sechs Talente schwerer Kessel mit Greifenprotomen ins Heraion von Samos geweiht wurde.

Dem Katalog der atlantischen Bronzegefäße folgen fünf nützliche Appendices. In Appendix 1 werden die Metallzusammensetzungen der Metallgefäße zusammengestellt. Appendix 2 bietet eine Zusammenstellung der sehr wenigen kontinentalen Blechgefäße aus Großbritannien, darunter eine Fuchsstadt-Tasse und eine Tasse des Typs Stillfried-Hostomice. Irische und britische Kessel der jüngeren Eisenzeit sind in Appendix 3 aufgeführt. Für den insularen Leser ist die Sammlung der Eimer des Typus Kurd und vergleichbarer Gefäßformen vom Kontinent in den Appendices 4 und 5 hilfreich. Appendix 6 enthält die hölzernen Kessel aus Irland.

Auf 143 Tafeln werden die Strichzeichnungen sehr anschaulich durch zahlreiche Photographien ergänzt. Der vorliegende Band bietet nicht zuletzt anhand der bildlichen Dokumentation und der ausführlichen Beschreibung der Fundstücke einen vorzüglichen Einblick in diese bemerkenswerte Fundgruppe. Das späte Erscheinen des Buches überdeckt die damalige Aktualität vieler Beobachtungen und Überlegungen der Autorin. Sie hat anhand akribischer Beschreibungen und chemischer Analysen die Datierung der Kessel auf eine neue Grundlage gestellt und gezeigt, dass der Beginn der Kesselherstellung in Irland und Großbritannien an den Beginn der Spätbronzezeit zu setzen ist. Die zahlreichen Metallanalysen waren methodisch ein wichtiger Schlüssel für die Gruppierung und zeitliche Einordnung der Kessel. Zur damaligen Zeit war das keineswegs eine Selbstverständlichkeit. Auch mit großer Verspätung: Das Buch wird ein Standardwerk der Bronzezeitforschung werden.

Svend Hansen

Eurasien-Abteilung des Deutschen Archäologischen Instituts, Im Dol 2–6, D-14195 Berlin
svh@dainst.de

Annett Dittrich, Zur Neolithisierung des Mittleren Niltals und angrenzender Regionen. Kultureller Wandel vom Mesolithikum zum Neolithikum im Nord- und Zentralsudan. BAR International Series 2281. Oxford: Archaeopress 2011. 454 Seiten. Zahlreiche Abbildungen. 3 Tafeln. Broschur. ISBN 978-1-407-30858-6.

Vom archäologischen Forschungsstand zum früh- bis mittelholozänen Nordsudan (und weiten Bereichen Nordafrikas) lässt dieses Buch kaum einen Stein auf dem anderen. In der Publikationsfassung ihrer 2010 an der Berliner Humboldt-Universität eingereichten Dissertation vertritt Annett Dittrich nicht nur eine gänzlich neue, in diversen zentralen Aspekten sehr kurze Chronologie, sondern verwirft zugleich reihenweise bisherige technologische, zeitliche und kulturelle Konzepte. So setzt sie den Anfang der Töpferei in Nordafrika erst um 6500 cal BC an, als nach ihrer Auffassung im Zentralsudan (Khartum–Butana) sowie an der Atbara-Mündung damit begonnen wurde; in der Zentralsahara sei nicht vor 5300 cal BC getöpft worden, in Ounjougou (Mali) »sehr wahrscheinlich« (S. 207) erst nach 5000 cal BC; Keramikornamente vom Typ Dotted Wavy-Line seien nirgends vor ca. 5350 cal BC entstanden; die Fundkeramik von Tagalagal (Niger), einem in Beleglisten für frühholozäne Töpferei ab dem 9. vorchristlichen Jahrtausend gern geführten Fundplatz, könne in toto frühestens gegen 4500 cal BC gefertigt worden sein; im Kerma-Becken lasse sich für das 6. vorchristliche Jahrtausend keineswegs eine frühneolithische Phase erkennen.

Die Aufzählung solcher Beispiele ließe sich fortsetzen, ebenso wie jene der kurzerhand entsorgten »Industrien« und »Kulturen«, von denen hier nur das Sahara-Sudan-Neolithikum, Arkinian, Shamarkian, Post-Shamarkian und Khartoum Variant genannt seien. Zahlreiche Inventare und ganze Fundstellen seien wegen fehlender oder unzureichender Geschlossenheit komplett neu zu bewerten oder sogar ganz aus der chronologischen Erörterung auszuschließen. Also Pflichtlektüre für alle an den urgeschichtlichen Abschnitten des Holozäns zwischen der ägyptischen Südgrenze (ca. 22° Nord) und Rabak am Weißen Nil (ca. 13° Nord) Interessierten? Unbedingt! Wer sich aber theoretisch für Neolithisierung als kulturellen Transformationsprozess sowie archäologische Verwendungen des Konzepts interessiert und auf ein gut ausgearbeitetes Regionalbeispiel hofft, wird bei der Lektüre wenig gewinnen. Freilich erörtert die Autorin die Neolithisierung des mittleren Niltals sowie angrenzender Räume und setzt sich mit einigen der hierzu bestehenden Auffassungen auseinander, doch tritt das deutlich zurück hinter ihrem eigentlichen Bemühen um eine kritische Neubewertung der wichtigsten regionalen Fundkomplexe im Zeitraum von etwa 7000 bis 4500 cal BC. Tatsächlich wäre »Quellenkritische Studien zur Archäologie des Früh- und Mittelholozäns im Nord- und Zentralsudan« ein treffenderer Titel gewesen. Es gelingt der ehrgeizigen Studie nämlich trotz aller Entschlossenheit weder, die Begriffe Mesolithikum und

Neolithikum vor dem Hintergrund einer langjährigen kontroversen Diskussion um ihre Angemessenheit für ein Verständnis (bestimmter) afrikanischer Kulturen zu rehabilitieren (ja: diesen Diskurs überhaupt fruchtbar zu referieren), noch kann sie mit einem überzeugenden neuen Neolithisierungsmodell für das Untersuchungsgebiet aufwarten. Beides hat viel mit einem primär technologisch-chronologischen Verständnis von Mesolithikum (sensu Dittrich im Zentralsudan ab ~6700 ca/BC) und Neolithikum (ab ~5000 cal BC) zu tun, und zwar mit besonderem Fokus auf der Steinbearbeitung. Vor allem aber will die Verfasserin zu viel auf einmal und schwächt damit die Durchschlagskraft ihrer auf erfrischend kritische Weise erzielten und in manchem Fall längst überfälligen Kernaussagen.

Grundlage der Erörterung ist ein 60 ausgewählte Fundplätze umfassender Katalog, den die Verfasserin vor allem als kritischen Kommentar zu den dafür vorliegenden Radiokarbondatierungen angelegt hat. Sie präsentiert darin *ihre* Auffassung zu den jeweils belegten Perioden – z. B. Jebel Sahaba: »Mesolithikum, Neolithikum (?), Mittelpaläolithikum (Streufunde)« – und nimmt eine Neuordnung der relevanten ¹⁴C-Datierungen zu den einzelnen Belegungsphasen vor. Für das Körpergräberfeld von Jebel Sahaba im äußersten Nordsudan kommt sie beispielsweise zu dem Schluss, dass die Bestattungen, anders als vom Ausgräber Fred Wendorf postuliert, keineswegs in das späte Paläolithikum (im Intervall ca. 15.300–13.500 cal BC) gehören, sondern frühestens im 6. vorchristlichen Jahrtausend (Spätmesolithikum sensu Dittrich) angelegt worden sein können. Im Katalog und im Haupttext vernichtet Dittrich zugleich das im Umfeld von Wendorfs ehemaliger Combined Prehistoric Expedition geschaffene Konzept des Qadan, jener insbesondere dank dieses Gräberfelds weltberühmt gewordenen, mutmaßlich spätpaläolithischen Abschlagsindustrie Unternubiens, die nicht nur in archäologischen Lehrbüchern seit langem mit den global ältesten Belegen für bewaffnete Gruppengewalt assoziiert wird. In den Knochen einiger Individuen steckende Steinartefakte, charakteristische Parierbrüche, Doppel- und Mehrpersonenbestattungen sowie eine große Zahl mit den Skeletten gefundener weiterer scharfkantiger Steinartefakte hatten nämlich zu der Deutung geführt, ein Gutteil der hier Bestatteten sei eines gewaltsamen Todes gestorben. Nicht nur mit dem Altersrekord dieses Befundes wäre es nach Dittrichs Analyse vorbei, auch am Ausmaß der hier sichtbaren Gewalt hegt sie erhebliche Zweifel.

Solche Neubewertungen, oft mit nicht minder spektakulären Implikationen zumindest für die jüngere nord(ost)afrikanische Urgeschichte, finden sich zuhauf in der Studie. So werden 76 % der ausgewerteten Radiokarbondatierungen zum Mesolithikum als revisionsbedürftig bewertet, d. h. als zu unsicher mit Funden und Befunden verknüpft; für das Neolithikum liege dieser Wert bei 12 %. Auch wer nicht alles im Detail beurteilen kann, wird häufig geneigt sein, den Analysen der Autorin zu folgen und dankbar anzuerkennen, dass hier und da endlich einmal wieder Klartext geredet wird über einige nur scheinbar wissenschaftsfremde Motivationen, die den »Erkenntnisprozess« (maßgeblich) steuern können, etwa Geltungsbedürfnis, Karrierewünsche, Rechtfertigungsdruck, Konkurrenzverhalten, Ergebnisglättung oder Zeitnot. Dittrich nimmt kein Blatt vor den Mund, nennt schonungslos Namen und die nach ihrer Ansicht begangenen methodischen Verfehlungen – bis hin zur unterstellten Ergebnismanipulation. Hart, aber fair, möchte man an vielen Stellen meinen, doch es bleiben einige Zweifel, liest sich die Arbeit doch passagenweise so, als habe es vor ihr noch nicht allzuviel gescheite

Nordafrika-Archäologie gegeben. Freilich weiß sie ihre scharfe Kritik in beeindruckend kenntnisreichen und oft erhellenden Kapiteln, v. a. zur Erhaltung von Funden und Befunden, zu Formations- und postdepositionellen Transformationsprozessen sowie der quellenkritischen Beurteilung von Radiokohlenstoffdatierungen, theoretisch zu begründen. Dabei irritiert aber zum einen der Absolutheitsanspruch ihrer alles durchziehenden Grundannahme, die meisten mehrphasigen Fundsituationen des (holozänen) Nordsudans seien durchmischt und deshalb nicht stratigrafisch-kontextuell, sondern nur auf typografischem (Dittrich sagt: »typologischem«) Weg zu entwirren. Zum anderen stimmt die vermeintliche Leichtigkeit skeptisch, mit der sich solche Neuordnungen oft noch nachträglich und »von außen«, nämlich anhand der veröffentlichten Bearbeitungen, sollen vornehmen lassen: »Inventare sollten sich allein aufgrund der überwiegend zum Einsatz gekommenen Herstellungstechniken der Steingeräte und/oder Verzierungstechniken der Keramik zeitlichen Horizonten zuordnen lassen« (S. 293). Ferner erscheint die durchgängig mitschwingende Prämisse bedenklich, im größeren Teil Nordafrikas sei die Entwicklung der lithischen Techniken nicht anders verlaufen als für Eurasien »im Allgemeinen angenommen« (S. 190), nämlich von jungpaläolithischen Klingenindustrien über epipaläolithische Klingenindustrien mit Rückenstumpfung hin zur mesolithischen Kerbbruch-Mikroklingengrundproduktion, die dann im Neolithikum u. a. zugunsten von Abschlagsindustrien aufgegeben worden sei. Schließlich leidet die Glaubwürdigkeit verschwenderisch vorgetragener Fundamentalkritik an bisher geleisteten Forschungsarbeiten daran, dass diese immer wieder in Fußnoten verschoben und dort nur angedeutet, aber nicht ausgeführt wird. Dieselbe methodische Hybris durchzieht den Haupttext, in dem zum Beispiel die Verwendung von kumulativen Radiokarbonatierungs-Kurven für siedlungshistorische und paläoklimatische Deutungen »sehr skeptisch« gesehen wird (S. 81), ohne dass auch nur eine einzige der hierzu inzwischen zahlreich vorliegenden Arbeiten näher erörtert würde.

Gut und konstruktiv ist dagegen die Schaffung eines neuen »typologischen« Grundgerüsts für Steinartefakte und Keramik in Kapitel 4. Bei den Steingeräten, die Dittrich für bislang zu wenig beachtet hält, gilt ihr in erster Linie die Herstellungstechnik als chronologisch aussagekräftig, daneben bezieht sie aber auch »Begleitwerkzeuge« in die Erörterung ein. Bei der Keramik will sie vor allem nach Waren und Verzierungsgruppen unterscheiden, wofür interessante Vorschläge präsentiert werden. Dazu gehört insbesondere eine neue Untergliederung aller Ornamente vom Typ Dotted Wavy-Line in sechs Klassen A bis F, die insgesamt den Zeitraum von ca. 5300 bis 4000 cal BC abdecken sollen. Diese und andere neu gefasste Ziertypen werden später verwendet, um die relative und absolute Datierung bisheriger Klassifikationen gehörig aufzumischen. So wird etwa im Kapitel 6 (Regionale Artefaktchronologien) den zu den bestuntersuchten »mesolithischen« Komplexen des Arbeitsgebiets zählenden Fundplätzen von Abu Darbein, Aneibis und Damer im Bereich der Atbara-Mündung nicht nur die ihnen von den Bearbeitern attestierte innere chronologische Geschlossenheit abgesprochen, sondern zugleich auch die Gesamtverteilung der dafür vorliegenden Radiokarbonatierungen zwischen ca. 7850 und 5600 cal BC teils gekappt und teils hypothetisch erweitert, um Dittrichs typografisch neu rekonstruierten Besiedlungsphasen zwischen 6500 und 4000 cal BC gerecht zu werden.

In Kap. 5.1.2 (Diskontinuitäten in prozentualen Häufigkeitsstatistiken) bricht die Verfasserin richtigerweise, wenngleich etwas umständlich, eine Lanze für die Verwendung absoluter anstelle prozentualer Fundanzahlen pro Stratum bei stratigrafischen Keramikauswertungen – ein zu Recht kritisiertes Fehler mancher bisherigen Bearbeitungen. Am Beispiel der auf die Ornamenttypen Incised Wavy-Line und Dotted Wavy-Line beschränkten Keramik-Stratigrafie von Shaqadud (Region Butana) verheddert sie sich dann aber in einem eigenwilligen, informationsreduzierenden Rechenverfahren und kommt zu dem nicht nachvollziehbaren Postulat einer Diskontinuität, die angeblich zwei jeweils durch die genannten Typen geprägte Besiedlungsphasen voneinander trenne; hier hätte beispielsweise eine auf ihre Tabelle 5.7 angewandte Korrespondenzanalyse ein ganz anderes und methodisch abgesichertes Ergebnis gebracht.

Trotz des aus einer Erörterung vertikaler Artefaktverlagerungen gezogenen, seltsam apodiktisch anmutenden Schlusses, dass »mehrphasige Stratigrafien für die Erstellung einer Radiokarbon-Phasenchronologie weniger geeignet« seien (S. 124), unterbreitet Dittrich im fünften Kapitel einen sehr lesenswerten und in bestimmten Situationen sicher brauchbaren methodischen Vorschlag zur stratigrafischen Fundanalyse. Im Mittelpunkt steht dabei das Konzept des Deponierungshorizonts, der den Bereich der größten Ablagerungshäufigkeit (ca. 68 %) eines Fundtyps innerhalb seiner vertikalstratigrafischen Verteilungskurve bezeichnet. Am Beispiel von elf ausgewählten keramischen Waren und Verzierungsgruppen von Shaqadud (Abb. 5.8 ff.) wird sehr eindrucksvoll gezeigt, wie fast alle zugehörigen Mengenkurven statistischen Normalverteilungen nahekommen, die einander teils ablösen, teils parallel verlaufen. Dennoch sieht Dittrich von Seriationen ab und betrachtet stattdessen nur die Modalbereiche als Indizien für Siedlungsphasen auf mutmaßlich ehemals diskreten Oberflächen, die Verteilungsschwänze hingegen als Ergebnis sekundärer Artefaktverlagerungen nach unten und oben. Hier hätte man gern genauer gewusst, wie Umlagerungen in beide Richtungen regelhafte Symmetrien erzeugt haben können, und warum das naheliegende Modell mehr oder minder kontinuierlich auf- und abschwelliger Deponierungshäufigkeiten so kategorisch abgelehnt wird. Überzeugender wirkt die Rekonstruktion von Deponierungshorizonten hingegen bei mehreren anderen neu analysierten Sequenzen (z.B. Khartoum Hospital) mit überwiegend zweigipfligen Häufigkeitsverteilungen, doch ist nicht klar ersichtlich, wie in diesen Fällen mit der selbst auferlegten 68-Prozent-Regel verfahren wurde. Es wird sich zeigen müssen, ob die auf diese Weise auf der Grundlage der neu geschaffenen keramischen und lithischen Fundtypen herausgearbeiteten, in übersichtlichen Grafiken (Abb. 5.38; 5.39; 9.3; 9.6) präsentierten neuen Chronologien Akzeptanz finden werden. Wenig wahrscheinlich ist dies für das damit verknüpfte, allzu eng auf materiell-technologischen Wandel reduzierte Verständnis des Neolithisierungsprozesses und die Behauptung, dieser habe mit »Diskontinuitäten« wie dem Übergang zu einer keramischen Bänderphase (5650–5350 cal BC) und einem anschließenden Wechsel zu einer von Wiegeband- und Dotted Wavy-Line-Ornamentik dominierten Phase ebenso zu tun gehabt wie mit jener »einschneidenden Diskontinuität« der Aufgabe der Klingentechnologie für eigentliche Mikrolithenformen in der ersten Hälfte des 6. vorchristlichen Jahrtausends (S. 163).

Die Aussagen zur Neolithisierung im ökonomischen Sinn bleiben bis in die abschließende Zusammenschau (Kapitel 9) hinein recht blass. Die anzunehmende

Bedeutung des Niltals als natürlicher Weg für Rohstoffe und anderes durch die unwirtliche Ostsahara wird zwar kurz erwähnt (S. 287), aber ist es gerade mit Blick auf Dittrichs Analysen durchaus mehr als nur »naheliegend« (S. 288), dass die ursprüngliche Ausbreitung produzierender Wirtschaftsformen dem Nil von seinem ägyptischen Unterlauf aus südwärts in Richtung Sudan folgte. Mit ihrer strengen Quellenkritik datiert die Autorin (S. 214) die Anfänge der nordafrikanischen Hausrindhaltung gegenüber bisherigen Ansätzen deutlich auf ca. 5400/5000 cal BC herauf, deutet aber eine sich damit geradezu aufdrängende Implikation wiederum nur als »naheliegend« (S. 244) an: dass nämlich das Rind keineswegs unabhängig auch in Nordafrika erst domestiziert wurde, sondern den Kontinent erstmals gemeinsam mit Hausschaf, -ziege und -schwein sowie Weizen, Gerste und Lein als Teil jenes vorderasiatischen ›Innovationspakets‹ erreicht haben dürfte, das just zu der genannten Zeit in Unterägypten ein ›volles‹ Neolithikum im Sinne der eurasiatischen archäologischen Forschungstradition entfachte. Wie im Verlauf der folgenden Jahrhunderte nur die Haustiere, nicht aber auch die nahöstlichen Kulturpflanzen über eine filternde ökologische Grenze hinweg den Weg bis in den Zentralsudan fanden, müsste zu den Hauptinhalten eines Buchs zur Neolithisierung des Mittleren Niltals zählen, wird aber (S. 285 ff.) nur sehr knapp gestreift. Ebenso hätte man sich gute Argumente gewünscht, warum es sinnvoll sein soll, jenen ab ca. 5000 cal BC im Nordsudan anschließenden Zeitraum mit diversen, die Tierhaltung unterschiedlich betonenden, aber stets auf Kulturpflanzenanbau verzichtenden Subsistenzstrategien mit demselben Epochenetikett »Neolithikum« zu belegen wie die ganz unähnlichen gemischtagrarischen Wirtschaftsmodi im ägyptisch-eurasischen Raum.

Technisch ist das Buch gut gemacht, und erfreulicherweise wurde offenbar Wert auf eine hohe Abbildungsqualität gelegt. Hilfreich wäre eine Gesamtkarte der im Katalog geführten Fundplätze in ihrem Landschaftsbezug gewesen, am besten zusätzlich zu den kleinen, wenig aussagekräftigen Katalogkärtchen. Der Text ist sprachlich insgesamt in Ordnung, doch hätte man ihm so etwas wie eine Endredaktion gewünscht. Als lässlich mögen handwerkliche Defizite gelten, etwa die mangelnde Absatzkontrolle, die zahlreiche Spalten und Seiten mit einer abgetrennten Einzelzeile beginnen oder enden lässt. Ärgerlich sind dagegen durchgängige sprachliche Holprigkeiten und Grammatikfehler, ungewöhnliche bis abwegige Begriffsverwendungen (z. B. dünn-/breitnackiges Lunat; diffusionieren; idealitär; Ratio anstelle von Verhältnis; Transhumanten; restriktiert) und viele falsche Worttrennungen.

Vom Inhalt bleibt ein gemischter Gesamteindruck, den im Detail kompetentere Kommentatoren sicher anders gewichten werden. Schade nur, dass die Studie nicht auf Englisch vorliegt, denn so wird sie nicht den ihr offenbar zgedachten Einfluss entfalten. Dabei hätte sie es ebenso verdient wie nötig, auch von den vielen nicht deutschsprachigen Kritisierten kritisiert werden zu können.

Hans-Peter Wotzka

Universität zu Köln, Institut für Ur- und Frühgeschichte, Forschungsstelle Afrika, Jennerstr. 8, D-50823 Köln
hp.wotzka@uni-koeln.de

Ambra Calò, *The Distribution of Bronze Drums in Early Southeast Asia. Trade Routes and Cultural Spheres.* BAR International Series 1913. Oxford: Archaeopress 2009. XIII und 206 Seiten. 220 Abbildungen. Softcover. ISBN 978-1-4073-0396-3.

Bronze drums are the ›flagship‹ artifacts of Southeast Asian archaeology, and for more than a hundred years these objects have been the focus of archaeological debate and analysis. Most specimens of the early Heger I type drums were discovered in burials and other contexts of the 4th century BC to 1st century AD in northern Vietnam and in the southern Chinese provinces of Yunnan and Guangxi. They are also found in some of the adjoining southern Chinese provinces, in central and southern Vietnam, and in Laos, Thailand, Burma, Cambodia, Malaysia, and Indonesia.

This publication is therefore focused on the implications of the extensive transmission of one of the most ambitious artworks of ancient bronze casters in the homeland of the ›Southern Barbarians‹ at the southern edge of the Chinese Empire, whose archaeological remains are especially significant for the Dong Son and Dian cultures. It first locates the centers of production of Dong Son drums in northern Vietnam, providing new data on this process and clarifying the differences between Dong Son and Dian drums both in terms of decorative features and casting technique. It then follows the finds across the mainland to Indonesia, thus linking Mainland and Island Southeast Asia. The author also gives new information and insight into the local bronze drum casting traditions in Indonesia, distinguishing between Dong Son and Pejeng type drums, and furthermore between Pejeng and Moko drums.

The last supra-regional monograph about bronze drums was published over 20 years ago (A. J. Bernet Kempers, *The Kettledrums of Southeast Asia. Modern Quaternary Research in Southeast Asia 10* [Rotterdam 1988]). Since then, dozens of bronze drums have been discovered every year, followed by as many publications – including some monographs concerning specific regions. Regarding their ›distribution‹, a crucial new element of the last two decades has been the unexpected and numerous discoveries of Heger I bronze drums to the south of the Dong Son culture in central and southern Vietnam, and also recently in Cambodia. For example, A. J. Bernet Kempers (1988, p. 221) only listed two specimens from central and southern Vietnam, while to date we know of more than 50 Heger I bronze drums from this region. Moreover, excavations of Pejeng type drums in burial contexts in Bali, Indonesia, during the 1990s have significantly increased our understanding of this ›distant relative‹ of Dong Son drums (pp. 135–137, section 4.3).

Thus, a re-examination of bronze drums across their whole distribution area in the frame of a doctoral thesis (University of London, SOAS, 2007) is not a surprise, but a daring project that is useful in every respect for revising former opinions in view of new finds as well as by enriching the debates with new arguments and fresh

hypotheses. The fact, that the author does not dwell on details of chronology or typology, but chooses the regional expansion and cultural network as her main focus, is perfectly understandable in view of the numerous finds and decades of controversial debate.

This publication is the final product of extensive travel and field research over four years between South China, Vietnam and Indonesia (p. XIII). The particular focus of A. Calò on Indonesia is due both to the time she spent in that country but much more to the special position that she attributes to this area. This may be surprising for the ›classical bronze drum community‹, yet it constitutes her main novel contribution, given that the finds in Indonesia - both in archaeological context and as chance finds - have hitherto only rarely been examined in relation to the finds on the mainland, excepting the general works of P. Bellwood (*Prehistory of the Indo-Malaysian Archipelago* [Honolulu 1997]) or A. J. Bernet Kempers (1988).

At first glance, it is unclear from the book's title (›bronze drums‹) and from the abstract (›Dong Son bronze drums‹) what the topic is actually about. Reading the book chapter by chapter however, it becomes clear that it actually concerns the transmission of Dong Son/Heger I drums from Mainland Southeast Asia to the Islands and the rise of their distant relatives in Indonesia (the Pejeng and Moko drums). Moreover, the table of contents with its dazzling ›modern outline‹, in combination with chapter 1, does not make it easy for interested ›non-drum-experts‹ (and most readers will start as such) to get into the main current of this subject. Thus, it may seem better to start with the ›Conclusion‹ (pp. 189–191), in which the author expresses clearly the most important points of her work.

Each of the five main chapters have about 10 sub-sections which reveal that almost half of the work is devoted to the bronze drums of the Malay-Indonesian islands. This priority is also visible in the number of drums included in the five different drum clusters: her Region Specific Cluster 1 (RS1) comprises only 6 ›Red River Valley‹ drums (Fig. 1.14, pp. 23–25), while 21 ›Dian Drums‹ are listed and mapped in RS2 (Fig. 1.19, pp. 25–31). A total of 31 ›Eastern Indonesia Drums‹ are included in RS3 (Fig. 1.24, pp. 31–35), but ›300+‹ are listed for RS4 on the ›Guangxi Drums‹, although without mapping. Finally, 6 drums with atypical bird motifs are mapped as part of the so-called ›Spread Out Cluster‹ (Fig. 1.33, pp. 36–38) – so that more than half of all the mapped bronze drum sites are located in Eastern Indonesia. In fact, the impression that the author has placed particular emphasis on this area is confirmed by chapters 3 and 4, which show her efforts to produce an up-to-date data collection for this region.

Calò successfully summarizes in her work a whole range of discussions that are otherwise hard to overview, and she does not only report on them, but demonstrates her own original thoughts and viewpoints. These include short but interesting insights into the different classifications that have been drawn up by Vietnamese, Chinese, Japanese and Western archaeologists, especially during the last 30 years (pp. 4–6), and her careful correction of the dating and typological position of Vietnamese drum groups (p. 60). Her chronological debate (e. g. pp. 5; 47) shows that today, far more than even ten years ago, we need to be careful with the interpretation of radiocarbon dates from samples taken not only in features or layers which appear to be ›absolutely secure‹, but also with the use of dates from samples taken in actually reliable archaeological

contexts. Risks including the ›old wood factor‹ or bone samples without collagen content have led to the recognition of dates that are either too early or too late, and in opposition to the trend of over-interpreting single dates from sites in the 1970s or 1980s, it seems at present to be widely accepted that taking as many radiocarbon dates as possible from each site is certainly not a waste of a project's budget.

Another example of an interesting discussion is her summary of the »Casting Technology« of bronze drums, which has been the subject of heated debate for a long time, under the heading of »lost wax casting method vers. piece-mould method« (pp. 62–63). This also includes a description of the casting methods for Pejeng drums (pp. 132–135) and mokos (pp. 152–155).

Furthermore, it should be mentioned that Calò newly elaborates on the differences between Dian and Dong Son drums, and in doing so clarifies not only their respective characteristic elements of decoration, but also their manufacturing peculiarities (pp. 3; 25–31; 51; 66–82). In particular, she argues that the ›Shizhaishan typology‹ is problematic because it groups together both Dong Son and what she identifies as ›Dian drums‹, as these are both found in Dian burials. She gives examples of how Dian drums are closely related to Dian cowrie-shell containers and offers newly examined evidence of Dong Son drums in Dian burial contexts. Also inspiring is her complex consideration of drum decoration that not only discusses single ornaments, but also their combination and arrangement (pp. 7–21).

Of particular benefit for readers non-conversant in Vietnamese, chapter 2 provides a useful overview of the most important Dong Son archaeological sites in northern Vietnam, including a series of recently discovered complexes (pp. 47–110). Much attention has also been given to the close stylistic relationship between bronze drums and ›thap‹ vessels in the Dong Son area (pp. 63–66).

Some questions remain to be answered however in regard to the clusters presented: What about the hundreds of Heger I drums that are not covered by these clusters? Perhaps many of them have been omitted as »transitional types« (p. 32), while the author states (p. 21, section 1.5) that the five selected clusters are not meant as a separate classification and do not include all bronze drums. They are selected as groups by virtue of particular shared characteristics and as concentrated areas of finds, with a particular focus on the finds of parallel drums on both the mainland and the islands, so that they may yield more clues towards the routes and chronology of transmission.

Other drum groups are mentioned but not really considered: »Because this study focuses on the significance of the distribution of the fully decorated Dong Son bronze drums, ... the Wanjiaba type is not discussed in further detail« (p. 47). According to the author, the reason for her concentration on the decorated Dong Son/Heger I drums is that these are the types which are most widely distributed throughout Southeast Asia. This is not the case with the Wanjiaba type drums and they also do not show the typical decorative scheme and vocabulary of Dong Son drums (or even a modified version of these, as in the case of the Dian drums). Therefore, Calò reviews their characteristics and the ongoing debate about their chronology, but does not focus on them.

Cluster RS4 is the most numerous group with more than 300 (not 200 as stated in a typo on p. 35) Guangxi drums, of which 20 specimens are mentioned from areas outside Guangxi province in northern Vietnam and northern Thailand without naming

or mapping the sites: »These bronze drums are all chance finds and are dated broadly from about the fourth to the twelfth century AD by Chinese scholars« (p. 35). Calò identifies the Lengshuichong type of the Chinese typology with the Dong Son type Đ of the Vietnamese classification (more specifically with Đ2 on p. 116). Chinese archaeologists however, generally equate the Lengshuichong drums with type C of the Vietnamese classification in view of their close affinity (see Wenshan Zhuang zu Miao zu zi zhi zhou wen hua ju [ed.], *Wenshan Bronze Drums* [Kunming 2004] p. 37). For her identification of the Guangxi drums of the Lengshuichong type with type Đ, Calò cites the Vietnamese classification of Dong Son drums published in 1987 in the Vietnamese language, which unfortunately is almost unknown outside Vietnam (Phạm Minh Huyền/ Nguyễn Văn Huyền/Trịnh Sinh, *Trống Đông Sơn* [Hà Nội 1987] p. 116). Just three years later however, the Vietnamese published two richly illustrated and widely distributed versions in English (»The Bronze Đông Sơn Drums« covering Southeast Asia as a whole and »Dong Son Drums in Viet Nam«). In the first, the type Đ of 1987 became type E in 1990 (pp. 70–77), when rewritten for an international readership. However, the 1987 classification is still widely adopted by Vietnamese scholars. In the one of the latest Chinese publication cited, the Vietnamese type E (or type Đ) is compared with drums of the Zunyi type (»Wenshan Bronze Drums«, pp. 37 and 90–124) from Wenshan in Yunnan province. Therefore: Beware of confusion! I can follow Calò's argument however, that drums of the Lengshuichong type include all drums with four toads on the tympanum, and that most of the published drums from Guangxi belong to the later four-toads group of Đ1/2.

The title – »The Distribution of Bronze drums« – might lead an ›old-fashioned‹ readership to expect a distribution map and an updated inventory, covering if not all then at least of the majority of all published Heger I drums. Both are lacking and therefore many interesting arguments for possible routes or reasons for drum distribution remain elusive. I will return to this shortly. Although 13 ›drum maps‹ are presented, they do not comply with the data-rich text and ambitious aim of the thesis. Half of all the ›drum maps‹ show the Malay-Indonesian archipelago (on pp. 103; 112; 131; 144; 150). As a whole, these are the most useful and most complete maps, but covering an area with the fewest discovered drums. Four maps represent four different clusters (on p. 24: with 6 sites, p. 29: 8 sites, p. 32: 16 sites, p. 37: 5 sites), while two maps resemble each other in their unsuccessful attempt to give a general overview of Heger I drums in Southeast Asia, without being coordinated (pp. 46; 83). Guangxi is substantially under-represented, as the specimen-richest RS4 cluster of ›Guangxi drums‹ is the only one without a map. The ›Yunnan map‹ on p. 48 is without a legend for two different signs. A ›Southeast Asia map‹ on p. 49 is captioned: »Map of the main Dong Son sites«, but in reality the reader is given a false impression, because more non-Dong Son sites are shown on it.

Surprisingly, there is a lack of concrete information on Heger I drums in Guangdong or Guizhou provinces. The Huili drum from Sichuan province is mentioned in the text because it belongs to what the author identifies as the ›Dian‹ drum group (pp. 26; 41; 77–78; 80). The finds of drums in central and southern Vietnam are not shown in detail on the map on p. 83. Altogether this is odd, as it is absolutely clear that

Calò knows both the earlier and recently discovered drums, which she summarily mentions in her text (pp. 89–90).

On her »Map of the main finds of early bronze drums... and related sites discussed in the text« (p. 83) all the sites have the same symbol. Central and southern Vietnam is represented by only three sites (p. 83). For the point »Quang Tri«, a BII drum referenced »Pham Minh Huyen, Dong Son Drums Discovered in Vietnam from 1988 to 2005. Paper presented at the 18th Congress of the Indo-Pacific Prehistory Association, 20–26 March 2006, Manila (in press)« is mentioned (p. 90), and this reference is also used as source of information for two further bronze drums found at Do Son (BIII) and Hien Luong in Quang Tri province. Although this paper has not yet been published, the »Quang Tri« drum can only mean that of Tra Loc, which is an AIV drum, while Do Son is actually another written form of Gio Son, a BIII drum (Tra Loc and Gio Son are both mentioned and illustrated by the author – pp. 89–90). The drum of Hien Luong was discovered in 2003, but only fragments are preserved. To complete this list for Quang Tri province: a tympanum of a BII drum from Bai Ha was documented in 1999, and many fragments of a fifth Heger I drum were discovered at Tan Lien in 2009 (pers. comm. Le Thuc Tho, vice director of the Quang Tri museum).

The site of »Sa Huynh« on the map p. 83 refers to a »related site discussed in the text« and not to a drum find. The only mapped drum site for southern Vietnam, Phu Chanh, is actually situated far in the interior, but appears on the map about 100 km nearer the coastline. Drums found long ago, like the Khe Tran drum near Hue, are missing from these maps, as are almost all of the 50 more recently-discovered drums in southern Vietnam.

These may seem like minor points of academic interest, but without detailed mapping of drum sites in mainland Southeast Asia and China – admittedly a difficult job for a non-Chinese scholar that has never been accomplished in a satisfying way even by Chinese archaeologists – and based solely on a general discussion of the distribution of Heger I drums, it is not easy to recognize their routes or reasons of transmission. Thus, against their interpretation as evidence for »exchange routes«, an opposite position can be taken: In general, drums were symbols of power for the upper classes of Nan Yue, Dian and Yelang – as long as these élites existed independently. Therefore, their distribution far away from their area of origin may show not actual »trade routes«, but rather the evacuation trails and places of death of their owners. Bronze drums are also for Calò something special: »These elaborate and valuable ceremonial objects were traded as prestige goods embodying notions of social-political and religious power...« (p. 2). A mere glance however at the sites of some of the recently discovered drums, for example the Binh Dinh group (mapped in A. Reinecke, *Reiche Gräber – Frühes Salz: 600 Tage Feldforschungen auf Dünen und Reisfeldern [Vietnam]*. In: *Expeditionen in vergessene Welten. 25 Jahre Archäologische Forschungen in Afrika, Amerika und Asien. AVA-Forschungen 10 [Aachen 2004]* p. 220) – located far away from the seacoast or from any transcontinental rivers in central and southern Vietnam – must raise serious doubts about the assumption that bronze drums invariably followed »exchange routes« (p. 84). In contrast, their locations, some situated near the Con River that is actually not a »highway« at all, could tell us more about possible escape routes from the coast in search of retreat areas. Of course, a series of drums has been discovered along the main

river ›highways‹ of that epoch, such as the Red River in northern Vietnam or the Me-kong flowing from Yunnan via Laos to Cambodia. However, these highways are traffic routes for everything, including not only trade goods, but also people – with or without bronze drums.

Moreover, some typical sites marked by trade during the ›heyday‹ of drum dispersal are burial sites like Lai Nghi in Quang Nam province, Giong Lon in Ba Ria-Vung Tau province, Giong Ca Vo near the coast southeast of Saigon or – as the most prominent example – Oc Eo in southern Vietnam. At none of these sites has any bronze drum been discovered. Even if we take a closer look at some of the outstanding complexes of Heger I drums, for example the drum group found at Lao Cai near the present Chinese-Vietnamese border, no evidence for trade is apparant: This complex with 19 drums of Dong Son, Dian and Wanjiaba types does not have to be a ›sort of ›collecting centre‹ or a ›storage‹ of bronze drums which were meant to be further traded«, as the author has suggested (p. 29), but could rather testify to a dramatic event at a traditional meeting point for local chieftains. Calò herself gives another interesting explanation for the Lao Cai complex: ›the site ... may represent a collecting storage place, where numerous bronze drums were buried together by Han Chinese after having been taken from local populations« (p. 36).

Another question that needs to be discussed in the ›trade context‹ of the drums is what goods came to the north in exchange for them? From 2000-year-old burial sites we can get an impression of which archaeologically traceable goods were in vogue in Southeast Asia at that time: At the top of this list are gold and silver – although objects of precious metal are only very rarely discovered in the Dong Son area (one example is in a burial at Dao Xa in Phu Tho province where, besides a D1 drum, six silver offerings were found). Sometimes it looks as if it may have been salt and iron (e.g. from northeast Thailand) that were exchanged for drums (pp. 84; 92), while elsewhere spices are to be taken into consideration (pp. 112; 127), especially cloves (p. 112). However, for iron this cannot be proven as Dong Son burials are very poorly equipped with iron objects; in the case of spices it is difficult to find concrete evidence; while salt lay in front of the Dong Son people's own feet – from later historical records we know that people in this area exported but did not import salt, which was transported up and not down the Red River.

It is too tempting to explain the long-distance distribution of objects by trade alone. This interpretation is the closest to hand, for me too. However, the more drums that appear, the greater the need and the possibility to go into more detail and start a fruitful debate on this issue.

Chapters 1–4 already reveal the great orientation of the author towards the drum finds in the Malay-Indonesian archipelago and it is apparent from her last chapter 5 that the ›island to mainland‹ point of view has also dominated her historical interpretation: ›... the early research pointed to a possible spread of the Dong Son culture from Vietnam to the islands. Yet, in the light of later linguistic and archaeological research, this ›mainland to island‹ assumption can be reversed to an, ›island to mainland‹ movement of people and ideas« (p. 160). I have the impression that the results of extensive fieldwork carried out by Vietnamese and Chinese archaeologists over the last 20 years have not been sufficiently considered, being summed up in only one page

(p. 186), while on the other hand modern linguistic theories and marginal ethnographic parallels have been given far too much weight (pp. 161–185).

Turning the tables of perception to stimulate the current debate is entirely legitimate, but what are the current archaeological facts? »The people of Sa Huynh were speakers of the Austronesian Chamic language, and have been identified by scholars with the early settlers from southwest Borneo ...« – although a long-accepted opinion, is this really a fact? In 1989, Charles Higham characterized this problem in the first edition of his book, »Archaeology of Mainland Southeast Asia« even more openly: »Whether or not the classical Sa Huynh material developed largely from ... earlier context, or was the result of settlement by Austronesian speakers from island Southeast Asia, remains one of the most fascinating issues in the prehistory of this region« (p. 233). Since that time, many excavations at burial sites of the Sa Huynh culture have provided a broader material basis, but do we really have any new archaeological arguments for a final resolution of this »fascinating issue«? What do we actually know of the »language of the Sa Huynh people«? I have the impression that linguistic hypotheses dominate far too much the actual archaeological situation, which is often only used as a secondary illustration.

Going back to the beginning of the Sa Huynh culture, we read: »The main archaeological evidence pointing to the movement of people from Borneo to central Vietnam in the second half of the first millennium BC is given by the finds of jar burials with associated pottery and nephrite earrings at Niah caves ... and the Tabon caves ... which parallel closely the jar burials, pottery, and nephrite earrings of the Sa Huynh culture ... The jar burials at the Niah and Tabon caves are dated to the late second-early first millennium BC, while the Sa Huynh burials are dated to the second half of the first millennium BC« (p. 161, see also p. 186). Here we should remind ourselves of the jar burials that were found in the 1970s at Long Thanh in Quang Nam province with the same huge jars as those of the classical Sa Huynh culture, but with stone axes, ornaments and ceramics which can be dated to the end of the 2nd millennium BC. We also have to consider, that many typical objects of the Sa Huynh culture most probably have their »homeland« or »origin« in central Vietnam – like the typical »Sa Huynh lamps« or the double-headed animal (or bicephalous) stone/glass earrings. Finally, for the relation between Sa Huynh and Cham we still lack any clear archaeological evidence for continuity and cannot deny the breakup of burial sites and traditional culture during the 1st/2nd century AD.

So far, I remain skeptical and regard the hypothesis of a »large population movement from southwest Borneo... to the coast of central Vietnam« (p. 162), »... but also north central and perhaps north Vietnam« (p. 186), as only one possibility besides a local development, and as a linguistic model that is still insufficiently supported by archaeological evidence.

The illustrations are numerous and thoughtfully chosen by the author, but printed in an unacceptable quality that often makes it impossible for the reader to follow the »visual« arguments (for example Fig. 2.30, p. 69). The references cited include about 350 publications up to 2007, and some of the author's own papers even to 2009; among them are about 30 publications in Vietnamese and 20 in Chinese. It may be remarked, that every year in Vietnam alone about 15 publications present information about

recent Heger I bronze drum discoveries. These are mostly short find reports of 2 to 3 pages, often provided with an illustration, thus are enough to get to know where and how many drums have been found. As a non-native speaker of English, I would also have preferred an index instead of a »figure list«, especially for such an ambitious scientific work, where some hundreds of sites are mentioned throughout all the chapters.

Overall, Ambra Calò is to be congratulated for a courageous contribution to the study of Heger I bronze drums and their relatives in Indonesia, which will refresh the on-going debate about the reasons for their wide distribution over Southeast Asia. Her use of clusters of related drums may prove to be a stimulating approach for further identification of local groups, especially on the mainland. She has found her own way through a huge and controversial field of finds and argumentation, providing new ideas that not everybody will accept, but which everybody involved in this field will enjoy discussing further. At present, Calò is working as a Research Fellow at the Australian National University (ANU) and is conducting an archaeological excavations project on the north coast of Bali (Indonesia) furthering her research on the growth of trans-Asiatic exchange networks during the Late Prehistoric Period.

Andreas Reinecke

Kommission für Archäologie Außereuropäischer Kulturen des Deutschen Archäologischen Instituts, Dürenstraße 35–37, D-53173 Bonn
reinecke@kaak.dainst.de